W, K

Geschichte

der

Sächsischen Oberhofprediger

und

deren Vorgänger in gleicher Stellung

von der

Reformation an bis auf die gegenwärtige Zeit

dargestellt

von

M. Gustav Ludwig Zeißler,

Pfarrer in Böhlen.

Leipzig,

Fr. Chr. Wilh. Vogel.

1856.

Sr. Magnificenz

dem Hochwürdigen Herrn,

Herrn

Dr. Karl Theodor Albert Liebner

Oberhofprediger

Geh. Kirchenrathe im Ministerium des Cultus und öffentl. Unterrichts

und Vicepräsidenten des evangelischen Landesconsistoriums

widmet

dieses Schriftchen

in inniger Verehrung

der Verfasser.

Vorrede.

Den ersten Anstoß zur Entwerfung vorliegender Lebensbilder gab dem Zeichner derselben die zu Anfang August vergangenen Jahres ihm zugekommene Kunde, daß zu der ersten geistlichen Stelle in unserm theuern Sachsenlande nach Jahrelanger Erledigung derselben nunmehr der Mann gefunden sei, welcher den hohen Anforderungen, die an ein solches wichtige und einflußreiche Amt gemacht werden, zu entsprechen im Stande ist. Und was dabei um so erfreulicher und für das Vaterland um so ehrenvoller war, man brauchte nicht erst in die Ferne zu greifen, man hatte ihn in der Nähe. Die Nachricht von der Berufung des Herrn Professors und Consistorialrathes D. Liebner in Leipzig war eine Freudenbotschaft für Viele. Der Unterzeichnete gehört zu denselben, und in der Freude seines Herzens stieg der Gedanke in ihm auf, daß es wohl so manchem von Liebners Freunden und Verehrern erwünscht sein könnte, eine kurze Lebensgeschichte aller derjenigen vor Augen zu haben, welche dem theuern Manne im Oberhofpredigeramte vorangegangen sind. Und so schritt ich denn an meine Arbeit mit fröhlichem Muthe. Zwar beunruhigte mich einer Seits der Gedanke an die Schwäche meiner Kraft, und anderer Seits die Furcht vor dem Vorwurfe, welcher mir von Seiten der Gelehrten gemacht werden könnte, daß ja Gleichs Annales ecclesiastici vom Jahre 1730 dasselbe enthielten, was ich zu geben ge-

dachte. Allein ich tröstete mich wieder damit, daß die Gleich-schen Annalen eben nur für Gelehrte sind, auch nur bis zum Jahre 1730 reichen, sodann viel zu voluminös sind, als daß sich Jeder die Mühe geben möchte, sie durchzustudiren, und eigentlich keine Lebensbilder enthalten, sondern nur aufgehäufte Daten, abgesehen von der veralteten Sprache, welche auch so Manchen von der Lectüre abhalten möchte. Und sodann wollte ich auch nicht für Gelehrte schreiben, welche an den Quellen stehen und aus denselben schöpfen können, wie es ihnen beliebt, als vielmehr für solche, welchen die Quellen nicht zur Hand sind, wenigstens nicht jeden Augenblick. Diesen wollte ich von der Quelle aus einen Kanal graben. Das ist meine Arbeit gewesen, sonst weiter nichts. Ich hatte dabei einmal meine Amtsbrüder im Auge, welchen ich einen kleinen Dienst zu leisten gedachte, wenn ich für sie zusammen suchte, was mir von Interesse erschien, alsdann aber auch Andere, welche, ohne dem geistlichen und dem Gelehrtenstande überhaupt anzugehören, dennoch an den Angelegenheiten unserer lutherischen Landeskirche einen warmen innigen Antheil nehmen. Wie Mancher mag den Gemälden der Oberhofprediger, welche in der evangelischen Hofkirche zu Dresden zu beiden Seiten der Kanzel aufgestellt sind, schon gegenüber gesessen und im Anschauen dieses oder jenes Bildes bei sich gedacht haben: Wer mag wohl der Mann gewesen sein, den dieses Bild vorstellt? was mag er gethan und gewirkt, was mag er in seinem Leben erfahren haben? Und diese Rücksicht hat mich denn auch bestimmt, die meisten der in dem Schriftchen vorkommenden lateinischen Citate in einer freien Uebersetzung wiederzugeben. Wer selbst Lateinisch versteht, mag sich die betreffenden Stellen in seiner eigenen Weise und besser, als ich es im Stande war, übersetzen. — Und

nun sei es dem Verfasser noch erlaubt, auf die hauptsächlichsten Quellen hinzuweisen, welche er außer den schon erwähnten Annalen von Gleich zu seiner Arbeit benutzt hat: 1) Käuffer, Reihenfolge der evangelischen Hofprediger in Dresden. 1842; 2) Schlegel, Kurtze und richtige Lebensbeschreibungen der ehemals von Zeiten der Reformation an in Dresden gewesenen Herren Superintendenten. Dresden. 1697; 3) Weck, der Churfürstl. Sächs. Residentz und Hauptvestung Dresden Beschreibung. 1680; 4) Lämmel, **Historia Welleriana** 1700; 5) Kansteins Vorrede zu den Spenerschen Bedenken, Speners Lebensgeschichte enthaltend. 6) Das Einladungsprogramm der Leipziger Universität zu Marpergers Gedächtnißfeier nebst der **oratio de Marpergero** von Prof. Kiesling, so wie das Wittenberger Programm bei derselben Veranlassung mit der **oratio anniversaria** vom Prof. Zeibich 1747; 7) Nachricht von den itztlebenden Evangelisch-Lutherischen und Reformirten Theologen in und um Deutschland von Neubauer 1743; 8) Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1791; 9) Pölitz, D. Fr. Volkm. Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt. 1812, 2 Bde; 10) Böttiger, Fr. Volkm. Reinhard, litterar. gezeichnet. 1813; 11) Köthe, über Reinhards Leben und Bildung. 1812; 12) Ammon nach Leben, Ansichten und Wirken. Ein Lichtbild aus der evangelischen Kirche. 1850; 13) Nekrolog der Deutschen; 14) Tholuck, der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17 Jahrhunderts 1852, und andere Schriften mehr. —

Böhlen, am 6. Mai 1856.

M. Gustav Ludwig Beißler,
Pfarrer.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Erster evangelischer Gottesdienst in Dresden.

Paul Lindenau,

Herzog Heinrichs Hofprediger von 1531—1541.

Der 23 April des Jahres 1539 sollte für Dresden ein rechter sonniger Frühlingstag werden. Es war die Mittwoch nach Misericordias Domini, also nach jenem Sonntage, wo man in der alten Kirche aus dem 33 Psalme den Lobgesang anzustimmen pflegte: Die Erde ist voll der Güte des Herrn! Da ging die Sonne der göttlichen Liebe und Erbarmung über die Bewohner der Stadt so hell und lieblich auf, wie sie ihnen bis dahin noch nicht geleuchtet hatte. Denn die erste evangelische Predigt wurde an diesem Tage auf Befehl Herzog Heinrichs, welcher seinem am 17 April im 68 Lebensjahre verstorbenen Bruder Georg in der Regierung gefolgt war, in der fürstlichen Schloßkapelle gehalten. Heinrichs Hofprediger, Paul Lindena oder Lindenau, bestieg die Kanzel, und rein und klar, wie aus einer frischen Bergquelle, flossen aus seinem Munde Worte des ewigen Lebens, daher diese Predigt auch reiche Frucht trug. Sie war wie der Saame, welcher im Frühjahre auf den Acker ausgestreut wird. Der geht gar bald auf, und es währet nicht lange, so deckt die Flur eine lustig grünende Saat, die, wenn der Herr anders seinen Segen dazu gibt, nach wenigen Wochen schon in vollen Halmen emporschießt. So war es jetzt auch in Dresden. Es keimte hier die junge Saat der reinen evangelischen Lehre schnell und fröhlich auf, und

brachte schöne, kräftige, körnerschwere Aehren hervor. Denn schon am 3 Junius des nämlichen Jahres, — es war der Dienstag nach dem Dreieinigkeitsfeste, — wurde in der Kreuzkirche der evangelische Gottesdienst eingeführt, und es empfingen die Abendmahlsgenossen, welche sich an diesem Tage um des Herrn Altar schaarten, das heilige Mahl unter beiderlei Gestalt. Nicht blos der Herzog Heinrich mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaate wohnten diesem feierlichen Gottesdienste bei, auch der Churfürst Johann Friedrich und die Churfürstin befanden sich unter der feiernden Menge. — Aber nur zwei Jahre lang sollte Heinrich die Frucht seiner Arbeit genießen. Am 18 August 1541 ereilte ihn der Tod. Er stand im 69 Jahre seines Alters. Als er auf dem Sterbebette lag, fragte man ihn, ob er auf den Herrn Jesum sterben wolle. Da gab er zur Antwort: „Ich halte es wohl, ich werde keinen bessern Procurator bekommen, als eben den!" Und im lebendigen Glauben an den einigen Mittler und Erlöser schied er aus der Welt. In der Domkirche zu Freiberg wurde er seinem Wunsche gemäß begraben. Denn er hatte ja immer gesagt „er hätte die Freiberger in aller Treue und Gehorsam gegen Gott und ihn befunden, darum wollte er auch bei ihnen ruhen und schlafen". — Sein Sohn Moritz bestieg den Thron und bauete an dem Werke seines in Gott ruhenden Vaters treulich fort. Was er für die gereinigte Lehre des Evangeliums gethan hat, ist bekannt genug. Das ausführlich darzustellen, gehört nicht hierher. Ist doch der Passauer Vertrag, der Grundstein des nach seinem Tode im Jahre 1555 zu Augsburg abgeschlossenen Religionsfriedens, sein Werk gewesen. Hier werde nur des Einen gedacht, daß Moritz, nachdem er 1547 zur Churwürde gelangt war und das fürstliche Residenzschloß in Dresden vergrößerte, bei diesem Umbaue auch die alte Schloßkapelle, in welcher der Hofprediger Lindenau die oben erwähnte erste evangelische Predigt gehalten hatte, abbrechen ließ, und im Jahre 1551 eine

neue und größere zu bauen begann. Doch sollte er sie nicht vollenden. Auf dem Schlachtfelde bei Sievershausen wurde ihm ja am 9 Julius 1553 die tödtliche Wunde geschlagen, an welcher er zwei Tage darauf gestorben ist. Sein Nachfolger, Churfürst August, führte diesen Bau fort und brachte ihn 1555 glücklich zu Stande. Es war ein herrliches Gebäude. Die großen rothen Drachen und die aus weißen Sandsteinen künstlich gehauenen Schlangen an der schön gewölbten Decke, bei welcher jeder ein Engel stand, der in seiner Hand als Waffe eines von den Marterwerkzeugen des Heilandes führte, den Speer, die Geißel, die Nägel, das Kreuz, sollten auf den Sieg des gekreuzigten Christus über die alte Schlange, die die ganze Welt verführt, hindeuten, daher man auch bei einer spätern Erneuerung der Kapelle ein kleines weißes Schild angebracht hatte, in welchem das 12 Capitel aus der Offenbarung Johannis angeführt war. Auf dem Altare, welcher theils aus Marmor, theils aus Alabaster, gearbeitet war, standen vier weiß und grün gesprengelte Marmorsäulen. Die waren sämmtlich aus einer einzigen alten großen Marmorsäule gefertigt, welche Herzog Albrecht im Jahre 1476 aus Jerusalem mit nach Dresden gebracht hatte, und von der man behaupten wollte, daß sie noch aus dem Herodianischen Tempel herstammte. Gleich unter der Kanzel, welche mit vielen sehr schönen, in Stein gehauenen und zum Theil reich vergoldeten Figuren geschmückt war, sah man das Bild der ehernen Schlange, welche Moses in der Wüste erhöht hat. Und an dem marmornen Taufsteine, welcher gleich vor dem Altare stand, war auf der einen Seite die Taufe Christi im Jordan abgebildet, auf der andern die Sündfluth, auf der dritten die Darbringung der Kinder zum Herrn, und auf der vierten der Fels, aus welchem Moses mit seinem Stabe das Wasser herausschlägt. An diesem Taufsteine wurden in der ersten Zeit nach der Reformation allein nur Prinzen und Prinzessinnen aus dem churfürstlichen Hause getauft. Später gestattete man es auch An-

dern, wenn sie zur Hofgemeinde gehörten, ihre Kinder hier taufen zu lassen. In noch späterer Zeit aber, im 18 Jahrhunderte, wurden in dieser Kirche gar keine Taufen mehr vorgenommen. — Trauungen fanden in der churfürstlichen Schloßkapelle ebenfalls Statt, jedoch nur von Dienern des Hofes aus dem Bürgerstande. Wer dem Adel angehörte, wurde von einem der Hofprediger, welchen er sich dazu erwählte, in seinem Hause getraut. Tags darauf aber erschien das neuverbundene Paar zur Anhörung einer Einsegnungspredigt in der Schloßkirche, welche Predigten jedoch nach und nach wieder abkamen. Fürstliche Personen dagegen wurden nicht in der Kirche, sondern auf dem Schlosse im Riesensaale getraut. Die Trauung erfolgte gegen Abend. Unter dem Schalle von Trompeten und Pauken wurde die Braut bei Fackelschein unter glänzender Begleitung in den Saal eingeführt, und nachdem eine Festmusik abgehalten worden war, trat das Brautpaar vor ein mit Tapeten bekleidetes Bänkchen. Hier wurde ihnen eine kurze Traurede gehalten, darauf das Vater Unser gebetet, und zuletzt der Trauakt selbst vollzogen, am darauf folgenden Tage aber, ebenfalls im Riesensaale, die Einsegnungspredigt gehalten. — Wollte die churfürstliche Familie zum heiligen Abendmahle gehen, so beichtete sie Tags zuvor im fürstlichen Betstübchen, welches in der Emporkirche gleich neben der Kanzel sich befand, der übrige Hofstaat aber theils in der Sakristei, theils in den zu beiden Seiten des Altars angebrachten Beichtstühlen. Die Communion selbst geschah am andern Tage Morgens 7 Uhr. Dabei wurde zuerst ein Bußlied gesungen, sodann die Bußcollecte angestimmt, darauf ein Bußpsalm, so wie das Bußgebet Manasse, welches jedoch später wegfiel, vorgelesen, und dann die Consecration verrichtet. War das geschehen, so traten die hohen Herrschaften an den Altar heran, und sie empfingen das Brod mit den Worten: Nehmet hin und esset, das ist der wahre w e s e n t l i c h e Leib eures Herrn und Heilan-

des Jesu Christi, für alle eure Sünde am Stamm des Kreuzes in den Tod dahingegeben; der stärke und erhalte euch im wahren Glauben zum ewigen Leben. Amen! Darauf wurde der Kelch dargereicht, und dabei wurden die Worte gesprochen: Nehmet hin und trinket, das ist das wahre wesentliche Blut eures Herrn und Heilandes Jesu Christi, für alle eure Sünde am Stamm des Kreuzes vergossen; das stärke und erhalte euch im wahren Glauben zum ewigen Leben. Amen! Die Altartüchelchen hielten dabei vier Kammerherren, welche, sobald die letzte Person aus dem churfürstlichen Hause den Kelch erhalten hatte, gleich wieder abtraten, und ihre Stelle nahmen Pagen ein. Jetzt naheten sich die Oberhofmeisterin und die übrigen Communikanten vom Hofstaate dem Tische des Herrn, und es wurden bis zu Ende der Communion Abendmahlslieder gesungen. Nachher aber stimmte einer von den Hofpredigern noch eine Dankcollecte an und sprach den Segen, und nun erst folgte die Predigt. Aber auch an Sonn- und Festtagen Morgens 7 Uhr fanden Communionen Statt, an welchen Jeder, der zur Hofgemeinde gehörte, Antheil nehmen konnte. — Wenn sich in der churfürstlichen Familie ein Todesfall ereignete, so wurde die Leiche in der Schloßkirche mehrere Tage lang öffentlich ausgestellt und von Trabanten in schwarzer Trauerkleidung Tag und Nacht bewacht. Während dieser Zeit wurden mehrere Leichenpredigten und Trauerbetstunden gehalten. Dann brachte man die Leiche, oft erst nach mehreren Wochen, in die Kreuzkirche, wo ein feierlicher Trauergottesdienst abgehalten wurde, und nach demselben ging die Procession zum Wilsdruffer Thore hinaus bis an die Annenkirche, wo der Sarg auf einen Wagen gestellt und unter Begleitung von vielen Reitern und Wagen zur Beisetzung in der fürstlichen Familiengruft nach Freiberg gefahren wurde. — Doch damit genug von den in der Schloßkapelle gehaltenen Gottesdiensten. —

Wir treten nun zu den Männern hin, welche an dieser

Kirche als Prediger und Seelsorger angestellt gewesen sind, und namentlich zu denjenigen, welche als Oberhofprediger an derselben amtirt haben. Gleich nach der Reformation hat aber das Amt eines Oberhofpredigers in Sachsen noch nicht bestanden. Erst im Jahre 1612 ist dasselbe gegründet worden. Hoë von Hoënegg ist der erste gewesen, welchem es übertragen wurde. In den ersten Zeiten nach der Reformation gab es nur Hofprediger, zu Herzog Heinrichs und Churfürst Moritzens Zeiten blos einen einzigen, unter der Regierung Augusts gemeiniglich drei, bisweilen auch nur zwei. Anfangs war unter denselben gar kein Rangunterschied; bald indessen trat ein solcher ein, und man unterschied zwischen dem ersten, dem mittleren und dem dritten Hofprediger. Der erste Hofprediger hatte demnach, so lange es noch keinen Oberhofprediger gegeben hat, dessen Funktion, weshalb auch in diesem Schriftchen bis zum Jahre 1612 die Geschichte der ersten Hofprediger dargestellt werden soll. — Zu Churfürst Christians I Zeiten wurde die dritte Hofpredigerstelle, welche August gegründet hatte, wieder eingezogen, weil etliche Räthe sagten, „daß unter zweien bessere Einigkeit sei, als bei dreien.“ In späterer Zeit indessen findet man wieder drei, und dabei ist's denn nun auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Der zweite und dritte Hofprediger wurden zugleich zu Predigern an der Sophienkirche berufen, woselbst sie wechselsweise die Sonntagsvesperpredigten zu halten hatten. Ward eine Hofpredigerstelle vakant, so wurden jedesmal vom Kirchenrathe zwei oder drei dazu vorgeschlagen. Diese legten in der Schloßkapelle ihre Gastpredigten ab, worauf der Oberhofprediger, nachdem diese Stelle fundirt worden war, mit dem jedesmaligen Präsidenten des Oberconsistoriums sich zum Churfürsten verfügte, dem Beide ihr Urtheil über die gehaltene Predigt abgaben, und der Churfürst selbst vollzog darauf die Wahl. Von ihm wurde auch der Oberhofprediger ernannt. Seine Bestallung aber erhielt derselbe aus dem ge-

heimen Rathe. So war es bei Hoë von Hoënegg und seinen Nachfolgern. Wollten wir indessen bei unsrer Geschichte erst mit Hoë beginnen, so würde, unserm Dafürhalten nach, in der Geschichte etwas fehlen. Wir müssen einen Blick auf alle diejenigen hinwerfen, welche seit den Zeiten der Reformation in Sachsen das erste geistliche Amt bekleidet haben. Und wer begegnet uns da zuerst und vor Allen? Das ist der schon erwähnte Paulus Lindenau oder Lindena. Andere nennen ihn auch Lindner, und noch Andere Lindemann. Aus seinem Leben wissen wir nur wenig. Er ward zu Chemnitz geboren. Aber wann? Darüber ist nichts Gewisses bekannt. Dr. Andreas Gleich, der Verfasser der Annales ecclesiastici 1730, sagt: im Jahre 1489, während er nach andern Nachrichten erst zu Anfang des 16 Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt haben soll. Von seinem Vater heißt es, er wäre Bürgermeister in Chemnitz gewesen. Nach Anderen war er Stadtsyndikus und zugleich Geheimschreiber des Abtes Heinrich von Schleinitz. Seine erste Bildung genoß er in der Schule zu Chemnitz, später ward er von seinen Eltern in das vor der Stadt gelegene Benediktinerkloster gethan. Als Luther aufgetreten war, die Fackel der reinen Erkenntniß in seiner Hand, und dieselbe namentlich über das Sachsenland schwang, so leuchtete das Licht davon auch in Lindenaus Zelle hinein, so daß er das Kloster verließ und der gereinigten Lehre sich zuwendete. Er wurde sodann, nach den neueren Untersuchungen, welche der Hofprediger und Consistorialrath Dr. Käuffer in Dresden darüber angestellt hat, wahrscheinlich zum Pfarrer nach Neumark bei Zwickau versetzt *), von wo aus ihn Herzog Heinrich 1531 zu seinem

*) Andere, welchen auch Gleich beipflichtet, sagen von Lindenau, daß er zuerst Prediger in Zwickau gewesen, jedoch nur von den Bürgern, ohne Zustimmung des Stadtrathes, hingerufen worden sei, was ihm viele Unannehmlichkeiten und mancherlei Anfeindungen zugezogen habe, weshalb er Zwickau wieder verlassen hätte, und als Pfarrer nach Elsterberg gegangen sei, von wo aus er alsdann als Hofprediger nach Freiberg

Hofprediger nach Freiberg berief, und von da nahm ihn der Herzog mit nach Dresden. Hier aber hat er gelebt bis zum Jahre 1544, wo er mit Tode abging. Moritz, als er 1541 den väterlichen Thron bestiegen hatte, ernannte zu seinem Hofprediger Johannes Weiße.

Zweiter Abschnitt.

Johannes Weiße (Albinus),

Churfürst Moritzens Hofprediger von 1541—1553.

Johannes Weiße, welcher, nach damaliger Sitte, die Familiennamen lateinisch oder griechisch zu formen, gemeiniglich Jo. Albinus genannt wird, war ein eifriger Schüler Luthers und Melanchthons gewesen, und mochte wohl mit unter jenen, von der Kraft der göttlichen Wahrheit durchdrungenen Jünglingen gestanden haben, welche mit Luther vor das Elsterthor hinausgezogen waren, als der kühne Professor dort die päpstliche Bannbulle verbrannte. Denn wir finden ihn um jene Zeit als zwei und zwanzigjährigen Studenten auf der Universität zu Wittenberg. Im Jahre 1498 war er zu Cranach in Franken geboren. Ueber seine Familienverhältnisse ist weiter nichts bekannt. — Als aber Luther auf der Wartburg weilte, während welcher Zeit Karlstadt in Wittenberg sein bilderstürmerisches Wesen trieb, und die Lehre aufstellte, daß Niemand ein echter Christ sein könne, der nicht mit seiner Hände Arbeit sich nähre, indem er sich dabei auf das Beispiel des Apostel Paulus berief, welcher ja auch als ein Zeltweber sein Brod sich

gekommen wäre. Nach den Forschungen Käuffers aber ist dieser Zwickauer Pfarrer nicht Lindenau gewesen, sondern ein Pfarrer Lindemann, mit welchem dieser Lindenau oftmals verwechselt worden ist.

verdient habe, so wurde auch Albinus, ein junger feuriger Geist, in diesen Strudel mit hineingezogen und wendete sich nach Leipzig, um sich hier zum Staatsdienste auszubilden. Luthers Rückkehr nach Wittenberg jedoch führte auch ihn wieder zurück und brachte ihn bald zur Erkenntniß seines Unrechts, so daß er sich von nun an um so fester allein nur auf das Gotteswort gründete. — Als Herzog Heinrich in den von seinem Bruder ererbten Landen 1539 die Reformation einführte, so wurde ihm Albinus als Prediger nach Meißen empfohlen. Mit bangem Herzen zog er dahin. „Was willst du da machen"? dachte er, als er der Stadt ansichtig wurde. „Das Papstthum ist lange da gesessen, und sitzt noch feste. Sie haben auch gelehrte Leute; was willst du wider sie anfangen und ausrichten"? — Mit dem Herrn aber zog er hin und in der Kraft seiner Stärke. Darum faßte er auch bald wieder Muth und sprach bei sich selbst: „Wohlan, die Sache ist Gottes! Du willst sein Wort gen Meißen bringen. Laß sehen, was der Papst dawider kann! Jene haben viele Spieße und Schilde; ich aber komme im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes des Zeuges Israel, den sie verhöhnen." Und sein Wirken in Meißen ist ein reich gesegnetes gewesen. Das machte den Herzog Moritz auf ihn aufmerksam, und der rief ihn nach Dresden. Albinus aber folgte diesem Rufe und er war ein gar treuer Diener seines fürstlichen Herrn. Denn war er doch ein treuer Diener des großen Himmelsfürsten. Wie sollte er da nicht auch treu und ergeben seinem Landesfürsten sein? Bei allen den Kriegszügen, welche Moritz unternahm, begleitete ihn sein frommer Seelsorger, und wie er bei der Belagerung von Ofen hörte, daß der Herzog entschlossen sei, einen Ausfall wider die Türken zu unternehmen, so ging er zu ihm hin und redete ihn also an: „Gnädiger Herr, ich höre, Eure Fürstliche Gnaden wollen diesen Tag da und dahin ziehen; ich bitte, Ihr wollet zuvor Predigt hören, das heilige Sakrament empfahen, und fleißig beten; darnach

versucht Euer Fürstlich heroisch junges Herz. Ich wollte selbst dabei sein, aber nichts desto weniger will ich unterdeß in Euer Fürstlichen Gnaden Gezelt für Euch beten." Und das Gebet that hier Noth. Denn Moritz sah sich in der Hitze des Kampfes mit einem Male von allen seinen Leuten abgeschnitten und von lauter Feinden umgeben. Allein nur sein Edelknabe, Sebastian von Reibisch, war ihm noch zur Seite, und dieser wurde sein Retter. Der warf sich auf seinen Gebieter, als dieser mit dem Pferde gestürzt war, und deckte ihn mit seinem eignen Leibe wider alle Hiebe der Türken, bis daß die Sachsen herangesprengt kamen und ihren Herzog aus den Händen seiner Bedränger heraushieben. Reibisch indessen verblutete an seinen Wunden. Als nun Moritz nach diesem mörderischen Kampfe in's Lager wieder zurückkehrte, so fragte ihn Albinus: „Was gedachte Euer Fürstliche Gnaden, da Ihr unter den Türken laget, die um Euch liefen, stachen und schlugen? Was gedachtet Ihr"? Und der Herzog gab ihm zur Antwort: „Lieber Herr Johannes, ich gedachte an den Herrn Christum, dessen Wort am Morgen ich zuvor gehört und seinen Leichnam im Sakrament empfangen. Dem befahl ich mich und zu dem seufzte ich; darauf gedachte ich zu leben und zu sterben." Darauf sprach der Prediger: „Der allein hat Eure Fürstliche Gnaden auch geholfen. Ihr seid noch ein junger Herr. Habt Gott und sein Wort lieb; dem vertraut, über sein Wort haltet, so wird er über Euch halten mit seinem Segen und Schutz." — Und wie dieser Mann ein echter Seelsorger war, und das Wort seines Herrn und Meisters: „Ihr seid das Salz der Erde; wo aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen"? immer vor Augen hatte, das bewies er namentlich im Schmalkaldischen Kriege, wo er sich nicht scheuete, vor Moritz hinzutreten und gegen sein Bündniß mit Kaiser Karl sich frei und offen zu erklären. Das brachte ihn aber in große Ungnade, so daß er seines Amtes entsetzt und nach Meißen in die Ver-

bannung verwiesen wurde. Dort lebte er vier Jahre lang von 1547—1551 in großer Noth, einzig und allein von den Unterstützungen, welche ihm einige Freunde, so wie Moritzens edle Gemahlin heimlich zukommen ließen. Doch Albinus verzagte nicht. Der Herr blieb sein Hort auch in der Trübsal, und nach vier schweren Drangsalsjahren erschien ihm die göttliche Hilfe. Nach Braunschweig ward er 1551 gerufen durch Herzog Wilhelm, der von seinem Bruder Heinrich um seines Bekenntnisses zur evangelischen Lehre willen Jahre lang gefangen gehalten worden war und jetzt, seiner Haft entlassen, in dem ihm bewilligten Landesantheile die Reformation einzuführen im Begriffe stand. Moritz, der nunmehrige Churfürst von Sachsen, gab dazu seine Einwilligung. Denn sein Zorn hatte sich schon gelegt und es währte nicht lange, so rief er den treuen Hofprediger wieder an seine Seite. Dieser kam freudig und gern. Er begleitete den Churfürsten in seinem Kriegszuge gegen den Kaiser und stand an seinem Sterbelager, als Moritz bei Sievershausen die Todeswunde empfangen hatte. Da fragte er den Churfürsten, was er jetzt für geistliche Gedanken im Herzen habe. Und der Churfürst antwortete: „Ich gedenke an die schönen Worte meines Heilandes Jesu Christi: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“! — Der Bruder Moritzens aber, August, dem nun die churfürstlichen Lande zufielen, achtete den Albinus um seiner Treue willen sehr hoch. Da er jedoch bereits schon seinen eigenen Hofprediger hatte, welchen er nun auch mit nach Dresden nahm, so war er entschlossen, den Albinus als Superintendent entweder nach Torgau oder nach Meißen zu versetzen, je nachdem dieser hierhin oder dorthin zu gehen Willens war. Albinus wählte das Letztere, und er wirkte in Meißen bis zu seinem nach einem langen schmerzlichen Krankenlager im Jahre 1561 erfolgten Tode. Weib und Kinder hinterließ er in dürftigen Umständen.

Wer ist denn aber während der Zeit, wird man fragen, wo Albinus verbannt war, in Dresden Hofprediger gewesen? Darüber fehlen alle Nachrichten. Der Dr. Käuffer in seiner „Reihenfolge der evangelischen Hofprediger in Dresden" stellt die Ansicht auf, daß es in diesen Jahren wahrscheinlich gar keinen besondern Hofprediger gegeben habe, sondern der Gottesdienst in der Schloßkirche vom damaligen Superintendenten Greser oder Greiser mit verwaltet wurde, da dieser selbst von sich sagt, daß er bei Landtagen, theologischen Conventen und dergl. als Hofprediger delegirt und gebraucht worden sei.

Dritter Abschnitt.

M. Christian Schütz (Sagittarius),

Churfürst Augusts Hofprediger von 1553—1574.

An Churfürst Augusts Hofe hat es, wie bereits schon erwähnt worden ist, nicht blos einen, sondern zwei, und öfter noch drei Hofprediger gegeben. Der erste unter ihnen, der mithin das Amt des nachherigen Oberhofpredigers versah, war M. Christian Schütz, mit seinem lateinischen Namen Sagittarius genannt. Sein Vater war Superintendent in Rochlitz. Ob aber unser Schütz im Jahre 1518 hier geboren worden ist, oder in Hessen, von wo die Herzogin Elisabeth den Vater nach Rochlitz auf ihren Wittwensitz berufen hatte, darüber sind keine gewissen Nachrichten vorhanden. Nachdem er auf der Universität zu Wittenberg Philosophie und Theologie studirt hatte, ward ihm 1549 das Amt eines Baccalaureus an der Schule zu Rochlitz übertragen, und schon das Jahr darauf 1552 wurde er vom Stadtrathe zu Chemnitz zum Superintendenten erwählt. Aber noch kein volles Jahr hat er in diesem Amte gestanden,

indem ihn Moritzens Bruder, der damalige Herzog August, der bald in Weißenfels, bald in Wolkenstein, und auch anderwärts sein Hoflager hielt, zu seinem Hofprediger ernannte. Zwar nahm Schütz Anstand, diesem Rufe Folge zu leisten, weil er nur so kurze Zeit in Chemnitz gewesen war. August aber wendete sich deshalb in zwei Schreiben unter dem 27 und 31 Januar 1553 von Wolkenstein aus an den Stadtrath von Chemnitz und ersuchte denselben, Schütz „nicht nur zu beurlauben, sondern ihn auch dazu vermögen zu helfen, daß er sich desto williger darein begäbe und auf's Förderlichste einstellen möge". — So ging denn Schütz von Chemnitz fort, begleitete den Herzog auf seiner Reise nach Dänemark und folgte ihm noch in demselben Jahre, kurz nach Moritzens Tode, nach Dresden. Er stand bei'm nunmehrigen Churfürsten August in sehr großen Gnaden und genoß von demselben viele Vergünstigungen und Wohlthaten. Aber es fehlte ihm nicht an Feinden, die ihn bei'm Churfürsten des Crypto-Calvinismus beschuldigten. Und es war diese Anklage auch wirklich nicht ohne Grund. Ein Brief an Schütz vom Wittenberger Theologen Peucer, mit welchem dieser dem Hofprediger ein Gebetbuch schickt und ihn bittet, dasselbe „den durchlauchtigsten Personen im Churfürstlichen Frauenzimmer zu recommandiren, mit der Bemerkung, wenn sie erst Mutter Annen auf ihre Meinung hätten, so sollte es nicht Noth haben, den Herrn wollten sie auch bald kriegen" — war durch Zufall in die Hände des andern Hofpredigers M. Georg List gekommen, und dieser bringt ihn dem Churfürsten. Darauf ward Schütz im J. 1574 seines Amtes entsetzt und Anfangs im churfürstlichen Schlosse, sodann aber in seinem eigenen Hause — denn eine Amtswohnung für den Hofprediger gab es noch nicht — gefangen gehalten. Und das geschah um so mehr, da Schütz an die Stelle der lutherischen Bibelübersetzung, welche in der Sakristei der Schloßkapelle lag, eine andere Uebersetzung von einem refor-

mirten Theologen, die sogenannte Zürcher Bibel, hingelegt hatte. Churfürst August vertauschte diese Calvinische Bibel, wie sie von Gleich in seinen Annalen genannt wird, 1581 wieder mit einer andern lutherischen Uebersetzung, einem Prachtwerke, auf Pergament gedruckt in zwei Foliobänden, in Sammt eingebunden und mit Silber beschlagen, in die er mit eigner Hand die Worte schrieb: „Ich habe mich von Jugend auf zu der H. Bibel und Augsburgischen Confession bekannt, dabei gedenke ich auch mit Gottes Hülfe und Gnade zu sterben. Weil ich denn gesehen, daß in meiner Hof-Kirche eine Calvinische Bibel vorhanden, so M. Christianus Schütz vor sich, ohne mein Vorwissen, darein gebracht hat, so habe ich solche herausgenommen und Dr. Luthers Version an die Stelle selbst geleget, desgleichen auch die Formulam-Concordiae, und habe das gnädige Vertrauen zu meinen Seelsorgern und Predigern, sie werden sich als treue Pastores in Lieb und Einigkeit unter sich jetzt und künftig erzeigen und die Lehre, dazu sie sich bißher bekennet, nach dem höchsten Vermögen und Fleiß fortsetzen und sich nichts davon schrecken und abhalten lassen, so lieb ihnen ihrer Seelen Heyl und Seligkeit. Actum Dreßden, den 12 Martii, Anno 1581." — Erst nach Augusts Tode gelang es dem Kanzler Dr. Nikolaus Crell, den Churfürsten Christian I dahin zu vermögen, Schütz, nachdem er 13 Jahre geschmachtet hatte und nun ein 70jähriger Greis war, seiner Haft zu entlassen. Indessen mußte er einen Revers ausstellen und sich in demselben verpflichten, „Dresden nicht zu verlassen, so wie sich auch alles Prakticirens, Schreibens, Disputirens und Anderes der streitigen Religionssachen zu äußern." — In die drückendste Noth gerathen, wagte er es, den Churfürsten um eine jährliche Pension zu bitten. Die wurde ihm nun zwar abgeschlagen, dafür aber erhielt er ein Gnadengeschenk von 300 Thalern. Er lebte nur noch etliche Jahre. Im Januar 1592 starb er. Als sein Tod in der Stadt bekannt geworden war,

rottete sich ein Volkshaufe zusammen, welcher vor das Sterbehaus gezogen kam, der Wittwe die Fenster einwarf, und rief, man solle den Calvinisten unter den Galgen begraben; denn er sei Schuld an Churfürst Christians frühzeitigem Tode. Die Churfürstin Wittwe, als sie das erfuhr, ließ das Haus bis zur Beerdigung von Trabanten bewachen. Bei der Beerdigung selbst aber erhob sich ein neuer Tumult. Gassenbuben schleuderten über den Sarg eine schwarze Henne und schrieen dazu: Hier fliegt der Calvinische Teufel! Die Leidtragenden aber wurden mit Koth beworfen und mußten sich flüchten, um Mißhandlungen zu entgehen. Schütz hinterließ mehrere Söhne und Töchter. Ein Sohn ward Prediger in Bremen.

Anmerkung 1. Schützens Collegen waren 1553 M. Winther; 1554 M. Winther und Döbler; 1555—1557 M. Winther; 1558 M. Keul oder Keil (Claviger genannt); 1559—1565 M. Keul und M. Selneccer; 1565—1566 M. Keul und M. Triller; 1567—1572 M. Triller und M. Wagner; 1573—1574 M. Triller und M. List (Lysthenius).

Anmerkung 2. Unter den so eben erwähnten Amtsgenossen Schützens hat einen sehr bedeutenden Ruf in der theologischen Welt Selneccer erhalten, daher wir es nicht unterlassen können, einiges Wenige aus seinem Leben hier mitzutheilen. Nikolaus Selneccer, geboren zu Hersbruck bei Nürnberg am 6. Decbr. 1530, hatte als Student in Wittenberg das Glück, Melanchthons Hausgenosse und Kostgänger zu werden. 1554 trat er in Wittenberg als akademischer Docent auf und las besonders Exegese mit solchem Beifalle, daß Ein Zimmer die Zahl seiner Zuhörer gar nicht faßte. Hofprediger in Dresden ist er von 1559—1565 gewesen, wo er wegen seines festen Haltens am unverfälschten Lutherthume seines Amtes entlassen wurde. Da schrieb er zum 141 Psalm, über welchen er seine Abschiedspredigt gehalten hatte, als er denselben später mit Erklärungen herausgab, als Ueberschrift die Worte: „Ist ein Gebet wider die gottlosen Lehrer, die sich freundlich stellen, wie Brüder, und sind doch die giftigsten Verleumder in ihren Herzen, daß sie Gott endlich über einen Felsen brechen, das ist, stürzen und also strafen wolle, daß Andere auf ihr Exempel sehen und gestraft werden.“ Und darunter schrieb er folgendes Gebet:

Herr, hilf, es geht jetzt an die Züg,
Herr, ich verlacht darniederlieg,

Verlassen jetzt von Jedermann,
Hilf mir, o Christe, Gottes Sohn!

Von Dresden wendete er sich nach Jena, von wo er 1570 als Professor nach Leipzig berufen wurde. Darauf war er etliche Jahre Hofprediger in Wolfenbüttel, wurde aber 1574 wieder nach Leipzig gerufen, wo ihm zwei Jahre darauf zu seiner Professur auch noch die Superintendentur übertragen wurde. Seinen Feinden aber gelang es 1589 ihn wieder zu beseitigen, und er wanderte zum zweiten Male in die Verbannung. 1590 ward er Superintendent in Hildesheim, und 1592 wurde er vom Administrator Sachsens, nachdem der Cryptocalvinismus wieder in den Hintergrund zurückgedrängt worden war, in seine vorigen Aemter aufs Neue eingesetzt, starb jedoch, als er kaum nach Leipzig zurückgekehrt war.

Vierter Abschnitt.

Dr. Martin Mirus,

Churfürstl. Sächsischer erster Hofprediger von 1574—1593.

Nachdem 1574 Christian Schütz seines Amtes entsetzt worden war, so trat an dessen Stelle als erster Hofprediger Dr. Martin Mirus, welcher im J. 1532 zu Weida an der weißen Elster geboren worden ist. Wer seine Eltern waren, ist nicht bekannt. Studirt hat Mirus auf der damals ganz neu gegründeten Universität in Jena und promovirte daselbst 1558 als Magister. Er soll der allererste Jenaer Magister gewesen sein. Zwei Jahre darauf wurde er bei dieser Universität zum Assessor der philosophischen Fakultät ernannt und erhielt 1561 das Pfarramt zu Sultzenbrück in der damaligen Grafschaft Gleichen. Er verwaltete dieses Amt acht Jahre lang und kam dann 1569 als Diakonus nach Jena. 1572 ward er Pfarrer zu Cahla an der Saale, war jedoch hier nur ein Jahr lang, indem er 1573 zur Superintendentur nach Weimar berufen wurde. Da aber hier

bei seinem Amtsantritte auf Anstiften des bisherigen Ephorieverwesers M. Simon Gallus, welcher deshalb auch seines Amtes entsetzt und zur Stadt hinausgewiesen wurde, ein Aufruhr von Seiten der Bürgerschaft sich gegen ihn erhob, so fand man es für gerathener, ihn wieder wegzunehmen und übertrug ihm nebst einer theologischen Professur das Pfarr- und Superintendentenamt in Jena, wo er 1574 auch die theologische Doctorwürde erlangte. Indessen auch in dieser Stellung sollte er nur eine kurze Zeit sein. Denn der Churfürst August berief ihn 1574 nach Schützens Entsetzung zu seinem ersten Hofprediger, und in diesem seinem neuen Amte wurden ihm gleich die wichtigsten Arbeiten übertragen. Denn nicht genug, daß er auf Augusts Befehl mit dem Dresdner Superintendenten Daniel Greser und noch einigen Andern die affirmativen und negativen Thesen verfaßte, die allen Theologen des Landes zur Unterschrift vorgelegt werden sollten, um eines Jeden Herzensmeinung zu erforschen, so begleitete er auch den Churfürsten 1575 auf den Reichstag nach Regensburg, wo er im churfürstlichen Hoflager sieben sehr scharfe Predigten wider das Papstthum hielt, und war mit unter jenen zwölf Theologen, welche 1576 auf dem Torgauer Convente die sogenannte Torgauer Declaration und Erklärung etlicher streitiger Artikel augsburgischer Confession, die nichts anders, als ein Entwurf zur nachherigen Concordienformel war, abgefaßt haben. Als im J. 1580 August das Oberconsistorium in Dresden errichtete, so wurde Mirus zum Mitgliede desselben und zugleich zum Kirchenrathe ernannt. In seinem Predigeramte aber war er sehr thätig, indem er nicht nur Sonn- und Festtags, sondern auch noch Mittwochs zu predigen pflegte, und in der churfürstlichen Familie hatte er als deren Beichtvater alle Taufen und Trauungen zu vollziehen, so wie er auch der Churfürstin Anna, und dann dem Churfürsten selbst, bei ihrer Beerdigungsfeier, in Dresden wie in Freiberg, die Leichenpredigten hielt. Nach Augusts Tode aber sammelten

sich über dem Haupte seines treuen Hofpredigers dunkle Wetterwolken, aus welchen so mancher zündende Strahl auf ihn herabfuhr. Denn die Calvinischgesinnten wußten den Churfürsten Christian I nach und nach auf ihre Seite zu bringen und gegen Mirus einzunehmen. Anfangs zwar schien das nicht so. Denn bald nach seines Vaters Tode ließ einmal Christian den Hofprediger zu sich kommen und klagte ihm, wie man ihn hier und da des Calvinismus beschuldige. „Das traue ich Ew. Churfürstlichen Gnaden nicht zu"! gab ihm Mirus zur Antwort. Und der Churfürst nahm des treuen Dieners Hand, und indem er seine Hand dreimal in dieselbe schlug, sagte er: „Herr Doktor, ich bin kein Calvinist und will auch mein Lebtag keiner werden"! Auf dieses Wort nun ertheilte der Hofprediger dem Churfürsten den Rath, er möchte doch, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, deshalb ein Mandat veröffentlichen. Da sagte Christian: „Wer stellet mir ein solch' Mandat"? Und Mirus entgegnete ihm: „Ew. Churfürstlichen Gnaden haben gelehrte Leute und Schreiber genug, die das Mandat stellen können". Darauf schüttelte der Churfürst den Kopf und sagte: „Herr Doktor: wenn Ihr eins stellen wolltet"? Mirus versprachs und verließ seinen Fürsten. Aber er ist nicht wieder vor ihn gekommen. Seine beiden Collegen, Salmuth und Steinbach mit dem Kanzler Dr. Nikolaus Crell, wußten es zu hintertreiben, und wie oft es auch Mirus versuchte, so gelang es ihm doch nicht, dem Churfürsten das versprochene Mandat zu überreichen. Man raunte diesem ein, daß sein erster Hofprediger weder an der Concordienformel, noch an Augusts Kirchenordnung jemals festgehalten, auch mit ungebührlichen Reden an seinem Landesherrn sich vergriffen habe, und ruhte nicht eher, als bis man den Churfürsten dahin gebracht hatte, daß er den Dr. Mirus seines Amtes entsetzen und als Gefangenen nach der Festung Königstein bringen ließ 1588. Dort hatte ihm sein Hauptfeind, der Kanzler Crell, schon ein Gemach zurichten lassen. In die-

sem saß er einen und einen halben Monat, worauf er wieder in Freiheit gesetzt wurde, doch unter der Bedingung, daß er das Land verließ. Er zog nach Jena, wo er noch viele gute Freunde hatte, die ihm sein Loos so viel als möglich zu erleichtern suchten, und er selbst hatte zu seinem Wahlspruche das Wort Tertullians gemacht, an welchem sein Muth, wenn derselbe einmal zu sinken drohte, sich immer wieder aufrichtete: Si iniuriam deposueris apud Deum, ultor est, si damnum, restitutor est, si dolorem, medicus est, si mortem, resuscitator est. (Legst du das dir zugefügte Unrecht Gott zu Füßen, so ist er der Rächer; den Schaden, den du erlitten hast, Er ist der Wiederhersteller; den Schmerz, Er ist der Arzt; oder den Tod, Er ist der Erwecker vom Tode.) Gegen drei Jahre lebte Mirus zu Jena in der Verbannung. Da führte ihn der Herr wieder in seinen Weinberg hinein. Denn die Reformation der Domkirche zu Halberstadt ward ihm übertragen, und er selbst als erster Domprediger daselbst angestellt 1591. Kurz darauf starb Christian, und die Churfürstin Wittwe Sophie sorgte dafür, daß Mirus in seine vorigen Aemter, und zwar mit allen Ehren, wieder eingesetzt wurde. Das geschah ganz in Uebereinstimmung mit dem Administrator Sachsens, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, welcher dem alten Manne sehr viel Vertrauen schenkte. Das legte der Herzog besonders dadurch an den Tag, daß er Mirus bei der von ihm angeordneten Kirchenvisitation zum Generalvisitator ernannte. Noch vor seiner Rückkehr nach Dresden aber wurde der Kanzler Crell in die nämliche Zelle auf dem Königsteine gesetzt, in welcher Mirus geschmachtet hatte. Seine beiden ehemaligen Collegen aber, Salmuth und Steinbach, wurden als Gefangene auf das Stolpener Schloß gebracht. Dort hatten sie eine Zeit lang gesessen, als Steinbach, der für sein Leben fürchtete, sich auf folgende Weise zu befreien suchte: Er durchschnitt mit einem Messer die Gefängnißthüre und zwängte sich durch die auf diese Weise ge-

machte Oeffnung hindurch. Darauf band er an einem Fenster zwei Ofengabeln kreuzweise übereinander und befestigte daran sein Bettzeug, das er zu diesem Zwecke in lange breite Streifen zerschnitten und mit noch einigen Handtüchern zusammen genäht hatte. So wollte er sich eine Höhe, die mehr als 50 Ellen betrug, herablassen, stürzte jedoch und brach dabei den linken Fuß. Der Schloßverwalter Thomas Treutter erstattete darüber dem Herzoge Friedrich Wilhelm einen Bericht, in welchem er schreibt, daß der böse Geist oftmals des Nachts Steinbachen besucht, in seinem Waschbecken sich gebadet und seine Bücher hin und hergeworfen habe, auch sei in derselbigen Nacht, wo der Versuch zur Flucht gemacht wurde, ein gewaltiges Hagelwetter auf dem Schloßhofe gewesen, und der Teufel habe Steinbachen Hilfe geleistet aus seinem Kerker zu entkommen, was der Schloßverwalter daraus zu erweisen suchte, daß der Gefangene bis zu jenem Fenster, aus welchem er sich herablassen wollte, außer der Gefängnißthüre selbst, noch drei andere verschlossene Thüren zu passiren gehabt hätte. Auch habe Salmuth ausgesagt, daß er den Tag zuvor einen Bauer, in einem rothen Leder,*) mit einem Fuhrmannshute und Federn, am Schloße habe vorbeigehen sehen, was doch augenscheinlich der Teufel gewesen sein müsse. Auf seinem Schmerzenslager begehrte Steinbach das heilige Abendmahl und ließ einen Widerruf seiner bisherigen Lehrweise aufsetzen, welcher nach seinem Wunsche den Sonntag darauf in der Dresdner Schloßkirche von der Kanzel vorgelesen werden sollte. Bald nach seiner Heilung aber wurde er nebst seinem Collegen Salmuth wieder auf freien Fuß gesetzt und des Landes verwiesen. Wohin er sich wendete und was noch aus ihm geworden, ist nicht bekannt. Salmuth ging in die Pfalz und erhielt eine Predigerstelle in Heidelberg, von wo aus er nach Amberg als Pastor primarius und Kirchenrath

*) Leder ist hier so viel, als Koller, oder Kittel.

befördert wurde. — Doch zu Mirus zurück! Der war bei der bereits schon erwähnten Kirchenvisitation äußerst thätig und als dieselbe eben in Leipzig gehalten werden sollte, geschah es, daß der aus seiner Verbannung so eben wieder nach Leipzig zurückgekehrte Dr. Selneccer starb. Da wurde ihm von Mirus in der dortigen Thomaskirche die Leichenpredigt über Luk. 16, 19—31. gehalten. Die Kirchenvisitation aber ging durchs ganze Land und wurde 1593 beendigt, worauf am 11 Februar dieses Jahres ein Dankfest gehalten wurde. In Leipzig jedoch hatte diese Visitation neben so manchen guten Früchten auch rechte böse getragen. Denn viele strenge Lutheraner glaubten sich jetzt berechtigt, gegen die Calvinisten im blinden Eifer zu wüthen und erlaubten sich manche Excesse, wodurch sich Mirus veranlaßt fühlte, auf Grund von Luk. 9, 51—57. gegen solches fanatische Treiben eine Predigt zu halten. In demselben Jahre reichte Mirus bei'm Administrator Chursachsens eine Bittschrift ein, in welcher er für sich und seine Collegen um eine eigene Amtswohnung anhielt. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und man kaufte ihm ein Haus in der Schloßgasse. Freudig zog er hinein, sollte jedoch der Erfüllung seines Wunsches nur kurze Zeit sich freuen. Auf einer Reise von Leipzig aus besuchte er seinen Freund, den Oberconsistorialpräsidenten von Schleinitz, auf seinem Rittergute Cavertitz bei Oschatz. Dort wurde er krank und war nach wenigen Tagen schon eine Leiche. Er starb am 24 August 1593. Von seinem Lebensende wird Folgendes erzählt: Als die Nachricht von seiner Krankheit schleunigst nach Dresden gemeldet worden war, machten sich sein Sohn und sein College, der Hofprediger Matthäus Tragen, auf, und reisten gleich nach Cavertitz ab. Sie fanden den Kranken fast schon im Sterben. Er verlangte das heilige Abendmahl. Da richtete Tragen an ihn folgende Worte: „Herr Doktor, wiewohl ich an eurem Glauben und Bekenntniß gar nicht zweifle, doch um der Kirche

und Nachkommen willen frage ich euch, habt Ihr jetzt in eurem Sterbeständlein auch einen einigen Mangel oder Anfechtung in eurem Herzen und Gewissen eines einigen Stücks, Artikels, ja eines einigen Wortes oder Buchstabens halber, der Lehre, so Ihr gelehret, bekannt, im christlichen Concordienbuch unterschrieben und in nächster Visitation habt fortpflanzen helfen? Gedenket Ihr bei solcher Lehre ohne einigen Zweifel und getrost wider den Satan zu beharren, und wollet sie freudig und fröhlich mitnehmen und bringen vor den Richterstuhl Jesu Christi? Mit wenigen Worten sage ich, Herr Doktor, wollt Ihr ein Feind der Calvinisten und Papisten leben und sterben"? Mit fester Stimme antwortete der Sterbende: Ja! und setzte noch hinzu: „Auch Aller derer Feind, die Christo Jesu feind sind"! — Darauf empfing er das heilige Abendmahl, und der Engel des Todes küßte bald darnach den letzten Hauch von seinen Lippen so leise hinweg, daß es den Anschein hatte, als wäre er eingeschlummert. Der Churfürstin Wittwe ging die Nachricht von ihres Beichtvaters Tode tief zu Herzen, und sie ließ den Leichnam auf ihre Kosten nach Dresden bringen, wo er in der Kreuzkirche beigesetzt wurde. Die Prinzen, und mit ihnen der Administrator Herzog Friedrich Wilhelm, schlossen sich dem Trauerzuge an und hörten die Leichenpredigt in der Kreuzkirche mit an, welcher auch die Churfürstin Wittwe beiwohnte. Mirus hinterlassene Schriften bestanden aus lauter Predigten, mit Ausnahme einer einzigen: „Geist- und Schriftreiches Bedenken, wie und woraus ein Mensch zu aller Zeit und in allen Sachen den Willen Gottes, insonderheit, ob derselbe gedenke ein Land zu strafen, oder in Gnaden anzusehen, erkennen soll"? Das war ursprünglich ein Bericht an Churfürst August, welcher aber, wie es auf dem Titel heißt, „zu Gottes Ehren und des Nächsten Erbauung" in den Druck gegeben wurde.

Anmerkung. Neben Mirus waren noch Hofprediger von **1574 — 1579** M. Triller und M. List; **1579 — 1580** M. List und

M. Kademann; 1587 — 1588 M. Beuther und Lic. Salmuth. Von 1588 — 1591 war Mirus seines Amtes entsetzt. Von 1589 — 1591 waren Hofprediger Lic. Salmuth und M. Steinbach; 1591 — 1593 neben Mirus Matthäus Tragen.

Fünfter Abschnitt.

Dr. Polykarpus Leyser,

Churfürstl. Sächsischer erster Hofprediger v. 1594—1610.

In die erledigte erste Hofpredigerstelle rückte noch in dem nämlichen Jahre Polykarpus Leyser ein. Er war ein geborner Würtemberger. Sein Vater, M. Caspar Leyser, bekleidete damals, als ihm dieser Sohn am 18 März 1552 geboren wurde, das Pfarr- und Superintendentenamt zu Winnenden im jetzigen Neckarkreise, und wurde bald darauf nach Nördlingen versetzt, wo er gar plötzlich starb, als sein geliebtes Kind noch nicht zwei Jahre alt war. Aber der treue Gott, welcher ein Vater der Waisen ist und ein Richter der Wittwen, und ihr Gebet nicht verachtet, wenn sie zu ihm klagen, nahm auch dieses Waisenkindes mit erbarmender Liebe sich an, indem er ihm einen Stiefvater gab, der ihn mit aller Sorgfalt erzog und zwischen ihm und seinen eigenen Söhnen durchaus keinen Unterschied machte. Das war der berühmte Würtemberger Hofprediger Dr. Lukas Osiander I, welcher mit dem andern Osiander, einem Gegner Arnds, nicht zu verwechseln ist. Als Leyser die Universität Tübingen bezog, war er noch nicht 15 Jahre alt. Im achtzehnten Jahre promovirte er schon als Magister, und zwar mit solchem Ruhme, daß er neben denjenigen, welche mit ihm zugleich promovirten, — es waren zusammen 32 — als der tüchtigste und gelehrteste anerkannt wurde. In seinem 21 Le-

bensjahre 1573 wurde er von dem kaiserlichen Rathe und Erbtruchseß, Michael Ludwig von Puchheim, nach Göllersdorf in Niederöstreich als Pfarrer berufen, wo er durch seine Kanzelberedsamkeit sehr bald in einen solchen Ruf kam, daß man ihn selbst nach Wien verlangte, um dort einige Predigten zu halten. Als er aber einmal in dieser Absicht auch nach Wien gekommen war, so drohte ihm daselbst große Gefahr. Denn ganz in der Nähe seines Quartiers waren zwei evangelische Prediger gefänglich eingezogen und in den Kauffang gebracht worden. Da befürchtete Leyser, daß man ihm ein ähnliches Schicksal bereiten würde, und hatte sich schon ganz in seinen Gott ergeben. Indessen zog das Unwetter gnädig an ihm vorüber; denn der Herr brauchte ihn ja noch in seinem Dienste. Im Jahre 1576, nachdem er in Tübingen die theologische Doktorwürde erlangt hatte, berief ihn der Churfürst August von Sachsen nach Wittenberg als Generalsuperintendenten, Professor der Theologie und Assessor des Consistoriums. Er war damals erst 24 Jahre alt, weshalb er auch großes Bedenken trug, diesen Ruf anzunehmen. Nach langem Zögern indessen willigte er endlich ein. Doch nur auf zwei Jahre wollte er kommen und auch nicht in den vollen Gehalt eintreten, bis daß er sich erst bewährt haben würde. Noch ehe aber diese zwei Jahre abgelaufen waren, wurde er in das, bis dahin nur provisorisch übernommene Amt, vollständig eingeführt. Und wie tüchtig er sich in demselben erwies, geht auf das Deutlichste daraus hervor, daß er sehr bald bei wichtigen Streitfragen stets zu Rathe gezogen wurde und allen den theologischen Conventen beiwohnen mußte, welche Churfürst August hier und da veranstaltete. So wurde er zugleich mit Selneccer im December 1582, — zwei Jahre darauf, nachdem er sich mit einer Tochter des Bürgermeisters und Malers Lukas Kranach II verheirathet hatte, zu einem Colloquium nach Quedlinburg gesendet, um die Concordienformel gegen den Helmstädter Superintendenten, Tilemann Heshusius,

welcher dieselbe angefochten hatte, in Schutz zu nehmen. Und eben so wurde ihm auch der Auftrag ertheilt, mit noch mehreren Commissarien die Wittenberger Ephorie zu bereisen, um alle Geistliche und Lehrer auf die Concordienformel zu verpflichten. Nach Augusts Tode aber 1586 erging es ihm, wie allen den Andern, welche als Feinde des Cryptocalvinismus sich bewiesen hatten. Er wurde von den Anhängern dieser Lehre, welche unter Christians Regierung wieder die Oberhand erhielten, und deren es in Wittenberg nicht wenige gab, verfolgt, und man suchte ihn zu beseitigen. Dazu bot sich denn auch gar bald eine erwünschte Gelegenheit dar. Der Stadtrath von Braunschweig nämlich, welcher Leysern schon früher einmal an Chemnitz Stelle zum Superintendenten begehrt hatte, ließ ihm jetzt das erledigte Amt eines Coadjutors, welcher der zweite Geistliche in der Stadt und dem Superintendenten als Helfer zur Seite gestellt war, antragen. Leyser aber überläßt die Entscheidung dem Churfürsten und glaubt sicherlich, der werde ihn nicht ziehen lassen. Aber siehe da, ganz gegen sein Erwarten traf die Entlassung ein, und unter seinen Freunden in Wittenberg entstand darüber große Trauer. Bei seiner Abreise nach Braunschweig begleitete ihn eine große Anzahl von Studenten auf etliche Meilen weit, und mehrere junge Edelleute, die mit ganz besonderer Liebe ihm anhingen, folgten ihm ganz. Am dritten Adventsonntage 1587 hielt er in Braunschweig seine Antrittspredigt. Gar bald aber entstand zwischen ihm und seinem Collegen, dem Superintendenten Heidenreich, ein Streit über die Lehre „von der Gegenwart der göttlichen und menschlichen Natur Christi in der allgemeinen Regierung" (de generali praesentis totius Christi dominio), in Folge dessen Heidenreich, besonders auch um seines anstößigen Wandels willen, seines Amtes entsetzt wurde, und Leyser erhielt nun die Superintendentur. Da geschah es, daß Churfürst Christian I 1591 durch den König aller Könige von seinem Regentenstuhle

weggenommen wurde, und man begehrte Leysern wieder in seine vorige Stellung. Zum wenigsten auf zwei Jahre möchte er kommen, um die Kirchenvisitation in der Wittenberger Diöces mit abzuhalten. Es waren deshalb von Wittenberg aus Abgeordnete nach Braunschweig gekommen und mit dem Stadtrathe in Unterhandlung getreten. Als aber die Bürgerschaft davon hörte, deren Liebling Leyser war, so kam eine große Schaar vor's Rathhaus gezogen und verlangte, daß die vom Rathe schon zugesagte Entlassung des Superintendenten auf die gewünschten zwei Jahre sofort wieder zurückgenommen würde. Auf einmal bemerkte die Menge in ihrer Mitte einen Reformirten, einen gebornen Niederländer, welcher in Braunschweig wohnhaft war. Dem erging es sofort wie einstmals dem Alexander bei'm Aufruhr in Ephesus. Er wurde die Zielscheibe der aufgeregten Menge. Man warf ihn mit Steinen, und der arme Verfolgte flüchtete sich in ein nahe gelegenes Haus. Das wurde nun aber förmlich belagert, bis daß Leyser erscheint, welchen die Besitzerin des Hauses in ihrer Angst herbeigeholt hat. Vor ihm tritt Alles in Ehrfurcht zurück, und es gelingt ihm sehr bald den Aufruhr zu stillen. Er gibt dem Volke das Versprechen, sein Amt beizubehalten. Nur auf zwei Jahre wolle er Braunschweig verlassen, und auch während dieser Zeit aller halbe Jahre einmal zur Abhaltung einer Katechismuspredigt und zur Schulvisitation wieder herkommen. Damit ist die Bürgerschaft zufrieden gestellt und gibt dazu ihre Einwilligung. Darauf ging Alles versöhnt auseinander, und Leyser reiste nun im April 1593 nach Wittenberg ab, wo er von der Universität, dem Rathe und der Bürgerschaft mit Freuden empfangen wird. Allein nur eine sehr kurze Zeit sollte ihn Wittenberg diesmal besitzen. Der noch in demselben Jahre erfolgte Tod des Dr. Mirus gab Allem eine unerwartete Wendung. Denn die Wittwe Christians I, die Churfürstin Sophie, wünschte Leysern zu ihrem Beichtvater und erstem Hofprediger zu haben.

So begannen denn mit dem Rathe und dem Ministerium zu Braunschweig neue Verhandlungen, und nicht blos die Churfürstin Sophie und der Administrator von Chursachsen baten um Leysers gänzliche Entlassung, sondern es verwendeten sich dafür auch noch andere fürstliche Personen. Die Braunschweiger indessen verharrten dabei, daß ihr Superintendent sein gegebenes Versprechen halten und nach Verlauf der ihm bewilligten zwei Jahre zu ihnen wieder zurückkehren müsse. So war denn der Frühling des Jahres 1594 herangekommen, wo Leyser zur Abhaltung der versprochenen halbjährigen Schulvisitation in Braunschweig sich einstellte. Da erinnerte man ihn auf's Neue an sein Versprechen und wollte in seine Entlassung durchaus nicht einwilligen, als er sehr plötzlich, gleich nach der von ihm gehaltenen Katechismuspredigt, in eine tödtliche Krankheit verfiel. Und das gab den Ausschlag. Denn jetzt hieß es: Seht, weil ihn die Braunschweiger nicht nach Dresden lassen wollen, so will ihn auch Gott den Braunschweigern nicht gönnen! Seine Entlassung wurde beschlossen und bald darauf an den churfürstlich sächsischen Hof ausgefertigt. So trat er denn sein Hofpredigeramt an, doch nicht ohne Zagen. Denn er wußte ja, daß er in dieser Stellung nicht ohne schwere Anfechtungen von Seiten seiner Feinde bleiben könne, daher er auch in der Vorrede zu seinem „Regentenspiegel, auf dem Landtage zu Torgau, aus dem 101 Psalme Königs und Propheten Davids, Anno 1605 benebst zwei Predigten beim Anfange und Ausgange des Landtags gehalten, Leipzig 1605" sagt: „Ein Hofprediger greife es an, wie er wolle, so wird er es doch nicht allenthalben treffen. Machet er es, daß die Herrschaft nicht mit ihm zufrieden sein kann, o so wandere er bald wieder hinweg, und wäre ihm besser, daß er niemals gen Hofe kommen wäre, sondern bei den geringsten Bauern sich aufgehalten hätte. Machet er es denn, daß die Herrschaft gnädigst mit ihm zufrieden, so neidet ihn Niemand, denn fast Jedermann, und

mag er sich noch so fleißig fürsehen und verwahren, als er immer kann und mag, er wird dem Junker Neidhardt schwerlich entgehen. Kann derselbe ihm nicht mit Grund und Wahrheit zukommen, so wird er so viel erdichten und so lange lügen, bis daß er ihn entweder unterdrücke und dämpfe, oder doch nur lebensmüde und verdrossen mache, auf daß er ihn also stürze". In diesen Worten gibt uns Leyser in kurzen, aber kräftigen Zügen, die Geschichte seines eigenen Hofpredigerlebens und noch so Manches seiner Nachfolger in älterer wie in neuerer Zeit. Kampf und Streit war sein Loos bis an das Ende seiner Tage. So entspann sich noch 1594 der Streit über die Gnadenwahl, welcher durch den Wittenberger Professor, Dr. Samuel Huber, angefacht worden war und Leysern so manche unruhige Stunde verursachte. Denn nicht genug, daß zwischen ihm und Huber Schrift und Gegenschrift gewechselt wurde, so suchte ihn auch sein erbitterter Gegner in einer Schrift voller Gift und Galle an die Churfürstin Sophie, bei dieser erhabenen Frau zu verkleinern und unterließ es nicht, sie vor Leyser, als vor dem ärgsten Verführer, zu warnen. Ein anderer theologischer Streit der damaligen Zeit, in welchen der Hofprediger ebenfalls hineingezogen wurde, war der über die Ubiquität (die Allgegenwart des verklärten Christus), angeregt durch den Helmstädter Professor, D. Daniel Hoffmann, welcher nur dadurch beigelegt wurde, daß der Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg Hoffmann Stillschweigen gebot. Auch trat der Jesuit, Jakob Gretser, heftig wider ihn auf, weil er die Geschichte des Jesuitenordens, von M. Elias Hasenmüller verfaßt, mit einer Vorrede begleitet und empfohlen hatte. Später wurde Leyser von einem andern Katholiken wegen zweier Predigten hart angefochten, welche er 1607 im Prager Schlosse gehalten hatte, als der Churfürst Christian II, um Kaiser Rudolph II in Prag zu besuchen, mit seinem Bruder, dem Herzoge Johann Georg, dahin gereist war. Die erste dieser Predigten am 4 Trinitatissonntage über Luk.

6, 36—42. handelte: „Von guten Werken, wie dieselbe evangelisch nach Christi Lehre sollten gepflanzt und getrieben werden“. Und die zweite über 1 Timoth. 1, 15—17. hatte das Thema: „Wie der sündige Mensch für Gott gerecht und ewig selig werde“. Gegen die ihm gemachten Vorwürfe gab er „eine Rettung der zwo Pragerischen Predigten“ heraus. Und bald darauf gerieth er auch noch mit einem dritten Katholiken in Streit, welcher unter dem angenommenen Namen: Petrus Caesareus, wider ihn auftrat. Leyser hatte nämlich in einer Schrift die Frage beantwortet: „Ob ein Landesherr mehr, als einer Religion Verwandte in seinen Landen dulden solle und ihnen das Religionsexercitium verstatten“? wogegen der gedachte Petrus Caesareus erklärte, daß es des Hofpredigers Absicht sei „die Höhen der Könige in Israel, wider welche Gott vormals so geeifert hätte, wieder aufzurichten“. — Aber auch andere schwere Heimsuchungen trafen den frommen Mann. Namentlich war das Jahr 1602 ein rechtes Unglücksjahr für ihn. Da starb ihm am 1 April sein jüngstes Söhnchen und Tags darauf seine älteste, schon verheirathete Tochter, so wie nicht weniger auch zwei Monate nachher sein Schwiegersohn, der Geheimsekretär und Kammermeister Caspar Schreyer. Auch wurde er selbst in dem nämlichen Jahre von einer sehr schweren Krankheit nieder geworfen, welche sechs Monate anhielt, und viele Wochen lang fürchtete man für sein Leben. Aber bei allen Leiden und Kämpfen blieb er seinem Herrn treu und ergeben und ward nicht laß in seinem Berufe. Mit unermüdeter Thätigkeit wirkte er in demselben bis an das Ende seiner Tage und erfreuete sich nicht nur eines besondern Wohlwollens der Churfürstin Wittwe Sophie, sondern ward auch geehrt und geachtet von den beiden Fürsten, unter deren Regierung er sein Amt verwaltete, vom Administrator Friedrich Wilhelm und Churfürst Christian II. Aber auch der deutsche Kaiser Rudolph II lernte ihn während seines schon vorhin gedachten Aufenthaltes

in Prag schätzen. Denn als der Churfürst den Kaiser ersuchte, den evangelischen Glaubensgenossen in seinen Ländern Religionsfreiheit zu gewähren, so mußte Leyser bei allen diesen Verhandlungen mit zugegen sein und benahm sich dabei so, daß sich Rudolph mehrere Male mit ihm allein über Religionssachen besprach und ihm später nach Dresden das Adelsdiplom übersandte. — Daß er aber von Hohen und Niederen so geehrt und geachtet wurde, dies kommt daher, weil er bei der Führung seines Amtes immer den Grundsätzen treu geblieben war, welche er gleich beim Antritte desselben sich aufgestellt hatte. Es waren das folgende: 1) das Wort Gottes rein und unverfälscht nach dem Concordienbuch mit Fleiß zu lehren; 2) sein Lehramt mit christlichem Wandel zu zieren und Niemandem mit ärgerlichem Leben Anstoß zu geben; 3) sich an seinem Sold genügen zu lassen; 4) sich gegen seine Herrschaft unterthänigst, getreu, unverdrossen und wahrhaft zu erzeigen, und sich zu enthalten, sich zu derselben herzuzunöthigen und zu drängen, er hätte denn Amts- oder Geschäfte halber etwas bei ihr zu verrichten; 5) seines Berufs allein abzuwarten, nach fremden Dingen nicht vorwitzig zu grübeln, in fremde Händel sich nicht zu stecken; 6) in Kirchen- und Schulsachen über der Kirchenordnung zu halten (— Deshalb mußte Leyser viele Anfechtungen erfahren, und da er nicht dulden wollte, daß man bei Taufen mehr als drei Pathen nähme, so schalt man ihn den Dresdner Papst und warf ihm vor, daß er die Strafgelder in seinen Nutzen verwende —); 7) sich jeglicher Geschenke, Gift und Gabe bei Hofe zu enthalten, und wo er Einem dienen könne, es aus christlicher Liebe und treuem Herzen ohne Hoffnung einiger Vergeltung zu thun; 8) Jedem seine gebührliche Ehre zu geben, Keinen in Verrichtung seines Dienstes zu hofmeistern, ausgenommen, wo Gottes Wort strafe. — Da er aber viel heimliche Neider und Widersacher erfahren müsse, bemerkt Leyser noch zuletzt, so wolle er nun noch die letzte Regel

beilegen, die in dem Wörtlein patientia begriffen, mit Geduld sich in sein Leiden zu schicken. — „Gott gebe, setzt er hinzu, wenn die Stunde herzurückt, daß es in wahrem Glauben an Christum mit Geduld und Anrufung seines heiligen Namens geschehe; denn fürwahr, ist mir viel an meinem Leben gelegen, so ist mir noch viel mehr an einem guten Abschied und Hinfahrt gelegen; danach mag die Welt lügen oder lästern, wie sie will; Gott wird sie schon finden". — Was aber die homiletischen Grundsätze Leysers anlangt, so hat er dieselben in der Leichenpredigt ausgesprochen, welche er seinem Collegen, dem Hofprediger Tragen, hielt. Da heißt es unter Anderm: „Man findet jetzt viel junge neugebackene Prediger, die sich mit aller Macht und Gewalt darauf legen, daß sie mit prächtigen zierlichen Worten ihre Predigten verrichten mögen, und wenn sie Scribenten finden können, welche ampulas und sesquipedalia verba, das ist, hohe vierschrötige Worte gebrauchen, so legen sie sich allerdings darauf, daß sie denselben, als die Affen nachlallen, wollen ihnen damit ein Ansehen machen, wann sie lange Periodos setzen, dieselbe prächtig schließen und gleichsam auf hohen Stelzen daher spatzieren können. St. Paulus bedingt sich selbst mit klaren deutlichen Worten, daß er sich auf solche Prangerei nicht begeben, sondern der Einfalt befließen habe. Dieses ist auch Herrn Matthäi Tragen gottseliger Gebrauch gewesen, daß er gepflogen das Evangelium von Christo einfältig zu predigen. Und möchte wohl sein, daß Einige desto weniger deswegen von ihm gehalten, welche die Predigten gering achten, da nicht viel krauße und bunte Worte gehört werden. Aber fromme Christen sollen sich wohl fürsehen, daß sie nicht durch ein solch iudicium betrogen werden, sondern trauen und glauben, daß gemeiniglich, die fein simpel und einfältig lehren, den meisten Nutzen schaffen. Zierlich reden hat auch seinen Nutzen, und gehört gen Hof und auf die Kantzelei. Aber der Prediger sollte für den besten geachtet werden, nicht da die

Leute sagen: Es sollte doch Einer gerne in die Kirche gehen, damit er nur die Worte fein zierlich setzen lernet, sondern da des Schusters und Schneiders Magd auch etwas Nützliches zur Gottseligkeit daraus merken und behalten können. Es sind oft junge Prediger, ich will nicht sagen, so freudig, sondern so frech und kühn auf die Kanzel zu gehen, daß sie gemeiniglich ein Paar Predigten, oder etliche in Vorrath im Busen tragen, damit sie allenthalben gehört werden mögen. Aber sie sind recht, wie der Most, der da, wenn man sein viel trinkt, einem ein Geplader im Leibe macht, daß er Gott danket, wenn er sein los wird. Also thun oft die jungen Prediger, die mit ihrem hohen Geiste, stolzem Muth und prächtigen Worten ein Gerumpel in den Kirchen Gottes anrichten, daß es Mühe und Arbeit gewinnt, bis man den Lärmen wieder stillen kann. Alte versuchte Prediger aber, die sind wie ein guter alter abgelegener Wein, der sich fein stille hält, der, wenn man ihn mäßig gebraucht, so gibt er ein gut Labsal. Also können sie auch mit sanften gelinden Worten den Geist stärken und die Gewissen erquicken. Man findet wohl auch Prediger, die ihren eigenen Ruhm und nicht der Zuhörer Erbauung in ihrem Amte suchen. Daher werfen sie mit lateinischen, griechischen und hebräischen Sprachen mit Gewalt um sich, daß Jedermann sich zu verwundern habe der Sprachen halber, die sie können, und doch, wenn die Leute aus der Kirche kommen und solche Predigt mit großen Worten rühmen, geschiehts oft, wenn man sie fragt, was denn die Summa und Argument der Predigt gewesen sei, so wissen sie nichts. Wenn die Predigt nicht also abgegangen ist, daß sie im Gedächtniß der Zuhörer aculeos (Stacheln) verläßt, dadurch sie zur Gottesfurcht, Frömmigkeit, Buße und Tugenden angereizt und dadurch des Schusters und Schneiders Magd auch gebessert werden, so ist von einer solchen Predigt, wenn sie auch mit sieben Sprachen durchspickt wäre, nichts Besonderes zu halten. Herr Matthäus Tragen hat sich befließen in

seinen Predigten bei dem Texte zu bleiben, denselben einfältig zu erklären, und hernach Lehre, Trost, Vermahnung daraus also anzustellen, daß männiglich zur Buße und Besserung seines Lebens angetrieben werde, und das ist auch die beste Weise zu predigen". — Diese seine Ansicht vom Predigerberufe hat aber Leyser auch dadurch zu erkennen gegeben, daß er in der Sakristei an der Kanzelthüre eine schwarze Tafel anbringen und auf dieselbe mit goldenen Buchstaben die Worte Augustins aus seinem vierten Buche de doctrina christiana schreiben ließ: „Praedicator laboret, ut intelligenter, ut libenter, ut obedienter audiatur, et hoc se posse magis pietate orationum, quam orationis facultate, non dubitet, ut orando pro se ac pro illis, quos est allocuturus, sit prius orator, quam doctor, et ipsa hora accedens prius quam exerat proferentem linguam, ad Deum levet animam sitientem, ut eructet, quod biberit, vel quod impleverit, fundet". (Der Prediger soll daran arbeiten, daß man ihn verstehe, daß man ihn gern und willig höre, und nicht zweifeln, daß er das mehr durch die Frömmigkeit vermöge, die aus seinen Predigten spricht, als durch Beredsamkeit. Darnach soll er streben, daß er im Gebete für sich und seine Zuhörer erst Beter, dann Lehrer sei, und wenn die Stunde herbei kommt, wo er seinen Mund aufthun will, muß er zuvor seine dürstende Seele zu Gott erheben, damit er wiedergeben könne, was er getrunken hat, und was er in sich aufgenommen hat, ausströmen lasse.) — Noch ist zu erwähnen, daß in der Zeit, wo Leyser die erste Hofpredigerstelle bekleidete, die Brüderkirche, auch Klosterkirche genannt, die so ziemlich verfallen war, so daß man lange Zeit keinen Gottesdienst darin gehalten hatte, auf Anordnung der Churfürstin Sophie erneuert und wieder in Stand gesetzt wurde, 1598—1602. Sie erhielt von dieser Zeit an den Namen der Sophienkirche. Die Einweihungspredigt wurde von Leyser am Johannisfeste 1602 über den 84 Psalm gehalten, und von

diesem Tage an fand in ihr bis in den Herbst des nämlichen Jahres wegen einer Reparatur der Schloßkapelle der Hofgottesdienst statt. Auch wurden hier von 1610 an nach einer Stiftung der Churfürstin Sophie die Sonntagsnachmittagspredigten, so wie die noch bestehenden Katechismuspredigten Montags früh, angeordnet. Das Jahr 1610 aber ist auch Leysers Sterbejahr geworden. Er entschlief nach langwieriger Krankheit am 22 Februar. An seinem Todestage bezeigten ihm noch die Churfürstin und zwei Prinzessinnen des churfürstlichen Hauses dadurch ihre herzliche Theilnahme und aufrichtige Achtung, daß sie an sein Krankenbett kamen, und er entließ sie mit seinem Segen. Als er bald darauf fühlte, daß sein letztes Stündlein herannahe, rief er aus: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner"! Dann sprach er: „O daß mein Herr Jesus mir einen Schlaf verleihen wollte"! Und der Herr gewährte ihm seine Bitte. Er verfiel in einen sanften Schlummer, aus welchem er erst nach sechs Stunden wieder erwachte. Nun nahm er Abschied von den Seinen, doch nur mit Blicken; denn sprechen konnte er nicht mehr — und so entwand sich der unsterbliche Geist der sterblichen Hülle. Sein Leichnam wurde in der Sophienkirche beigesetzt, und sein College, der mittlere Hofprediger, M. Paul Jenisch, hielt ihm die Leichenpredigt über 1 Sam. 25, 1. Leyser hat viele Schriften, ebensowohl in deutscher, als in lateinischer Sprache hinterlassen. Sein Nachfolger war der schon genannte Paul Jenisch, von welchem nun die Rede sein soll.

Anmerkung. Leysers Mitarbeiter an der Hofkirche sind folgende gewesen: 1594 — 1596 Tragen; 1596 — 1602 M. Blat; 1602 — 1603 M. Blat und Lic. Hoë von Hoënegg; 1603 — 1605 M. Blat und M. Jenisch; 1607 — 1610 M. Jenisch und M. Niederstetter.

Sechster Abschnitt.

M. Paul Jenisch,

Churfürstl. Sächsischer erster Hofprediger von 1610—1612.

Jenisch stammte aus Annaberg, wo er **1551** das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein Bergbeamter, welcher auf die Erziehung des Sohnes alle nur mögliche Sorgfalt verwendete, und da er in ihm nicht gewöhnliche Anlagen und eine große Lernbegierde wahrnahm, denselben der lateinischen Schule zu Annaberg anvertraute, welcher damals ein tüchtiger Rektor, der M. Mylius, vorstand. Dieser gewann den braven fleißigen Schüler so lieb, daß er ihn, als er **1570** zur Universität reif war, selbst nach Wittenberg führte, und ihn dort seinen künftigen Lehrern, so wie noch andern hochgestellten Männern in der Stadt, warm und nachdrücklich anempfahl. Kaum hatte aber Jenisch die Universität bezogen, als er die Trauerbotschaft erhielt, daß sein Vater gestorben sei. Das würde ihn genöthigt haben das Studium aufzugeben, hätte er eine weniger treue und sorgende Stiefmutter gehabt; denn die rechte Mutter hatte er schon in seinem dritten Lebensjahre verloren. Diese wackere Frau unterhielt den strebsamen Jüngling sechs Jahre lang aus ihren Mitteln, wie schwer es ihr auch manchmal werden mochte. Aber der Stiefsohn vergalt ihr auch solche Liebe und Treue. Denn er nahm sie, als er nun selbst in's Brod gekommen war, in sein Haus auf, verpflegte sie treulich und gewissenhaft, und bereitete ihr einen heitern sonnigen Lebensabend. Sein erstes Amt, das er erhielt, war die Conrectorstelle an der Annaberger Schule, **1576.** Er verwaltete dasselbe fünf Jahre lang und wurde sodann zum Rektorate an der nämlichen Anstalt befördert. Unter seiner Leitung aber gelangte die Schule in Annaberg sehr bald zu einer bedeutenden Blüthe und kam in Sachsen, wie im

nahen Böhmen, in einen solchen Ruf, daß viele angesehene Leute beider Länder ihre Söhne auf ihr zur Universität vorbereiten ließen. Namentlich riethen die Prager Professoren, wenn sie von einem Vater um Rath gefragt wurden, welcher Schule er seinen Sohn anvertrauen möchte, fast jedes Mal zu Annaberg. Während der Zeit seines Rektorates schrieb Jenisch bei verschiedenen Gelegenheiten nach und nach eine Reihe lateinischer Reden und Abhandlungen, die er später in Druck gab, und in orationes panegyricas (Lobreden), orationes genethliacas (Geburtstagsreden) und orationes funebres (Leichenreden) eintheilte. Die orationes genethliacae waren Reden zur Geburtsfeier Christi, die jedesmal am ersten Weihnachtsfeiertage Morgens 3 Uhr im großen Schulauditorium vor versammeltem Cötus gehalten wurden. Nachdem aber Jenisch über 17 Jahre im Schulfache gearbeitet hatte, so legte er sein Rektoramt am 29 März 1593 freiwillig nieder. Denn es war sein Wunsch, von nun an im Predigtamte zu arbeiten. Nach etlichen Monaten gelang es ihm auch eine Pfarrstelle zu erhalten, und zwar durch den Rittergutsbesitzer Christoph von Kitzscher auf Zöpen, welcher ihn zum Pfarrer nach Eyla bei Borna berief. Aber nur zwei Jahre blieb er hier, indem er 1596 einen Ruf als Superintendent nach Eilenburg erhielt. Acht Jahre darauf 1604, als er bereits schon 52 Jahre alt war, wurde er zum dritten Hofprediger in Dresden ernannt, und rückte alsdann zum zweiten auf, in welchem letzteren Amte ihm zugleich die Assessur im Oberconsistorium übertragen wurde, weil der erste Hofprediger Leyser sich gleich vom Anfange an beharrlich geweigert hatte, diese Würde anzunehmen, daher auch schon der Vorgänger von Jenisch, M. Conrad Blat, an Leysers Statt Consistorialassessor gewesen war. Jetzt kam, im Jahre 1610, durch Leysers Tod die erste Hofpredigerstelle zur Erledigung. Da fühlte sich der Churfürst Christian II bewogen, Jenisch zu diesem Amte zu befördern und nahm ihn, als er im Juni desselben Jahres

einen zweiten Besuch bei Kaiser Rudolph in Prag abstattete, mit an den kaiserlichen Hof. Hier fand der churfürstliche Hofprediger mehrere seiner ehemaligen Annaberger Schüler, welche in hohen Ehrenämtern standen, und alle freueten sich ihren alten Lehrer wiederzusehen. Denn sie hatten ihn alle sehr lieb gehabt und fort und fort in gutem Andenken behalten. Am 23 Juni des folgenden Jahres starb Christian II schnell und unerwartet. Zwei Tage darauf wurde seine Leiche in der Schloßkapelle öffentlich ausgestellt. Bei dieser Gelegenheit hielt Jenisch eine Trauerpredigt über Psalm 60, 1—7., und den Sonntag darauf eine zweite über den nämlichen Text. Eine dritte Gedächtnißpredigt über Buch der Weisheit 2, 23. u. 3, 1. wurde von ihm am 11 Trinitatissonntage den 4 August in der Kreuzkirche gehalten, wohin die fürstliche Leiche, der bestehenden Sitte gemäß, vor ihrer Abführung nach Freiberg in feierlicher Procession gebracht wurde. Nach Freiberg begleitet hat er aber die Leiche nicht. Das geschah vom mittlern Hofprediger, M. Daniel Hänichen, welcher auch bei der Einsenkung in die churfürstliche Familiengruft am 6 August den üblichen Trauergottesdienst abzuhalten hatte. Es fand aber an demselben Tage auch in Dresden ein Trauergottesdienst statt, bei welchem Jenisch in der Sophienkirche über Buch der Weisheit 3, 2. 3. predigte. Diese vier Predigten erschienen bald darauf im Drucke. Er hat aber außerdem auch noch viele andere Predigten herausgegeben, unter denen besonders die bei Gelegenheit einer Viehseuche gehaltenen merkwürdig sind. Sie erschienen unter folgendem Titel: „Von Vieh-Schaden, d. i. von den gewöhnlichen Land-schädlichen Abgang des Rind-Viehes, so zum Theil im Herbst 1599 zum Theil aber bei jetzigen 1600. Jahre durch Gottes Verhängniß über etliche Fürstenthum, Land, Städte, Flecken und Dörfer ergangen, und an vielen Orten nochmahls anhält, und fortschreitet, in 3 Predigten ex Ps. LXVI. erwogen. Leipzig, gedruckt bei Michael Lantzenberger, 1601". Auch hat

man von ihm 10 Erntepredigten, unter welchen besonders eine über Jerem. 30, 11. gehaltene gerade in der jetzigen Zeit von Interesse sein dürfte. Sie hat das Thema: „Wie man sich in Mißwachs und Theurung recht schicken soll"; und zerfällt in folgende drei Theile: 1) was und wie mancherlei die Theurung sei, 2) woher sie komme, 3) wie ein Christ sich in theurer Zeit verhalten soll. Von seinen anderen Schriften möge noch Erwähnung finden seine in lateinischer Sprache geschriebene Annaberger Chronik, welche 1605 in Dresden erschienen ist, so wie eine Lebensbeschreibung Christians II, ebenfalls lateinisch geschrieben, die 1611 in Leipzig erschien. In seinem beschwerlichen und umfangreichen Amte arbeitete Jenisch stets mit der größten Treue und Unverdrossenheit, obschon er oftmals sehr leidend war und bisweilen von Steinschmerzen gar arg geplagt wurde. Im Jahre 1612 aber wurde seine Krankheit immer heftiger und er fühlte, daß sein Ende nicht mehr ferne sei. Der 9 November war sein Todestag. Als er im Sterben lag, fragte ihn sein Beichtvater, auf Luthers letzte Worte sich beziehend, ob er noch bei Christo, den er in der Welt gelehrt und bekannt hätte, standhaft bleiben und einschlafen wolle? worauf er ein vernehmliches Ja! zur Antwort gab. Darauf stimmten die Seinen ein Lied an und beteten für ihn um ein sanftes Stündlein. Der Sterbende konnte nicht mehr sprechen, hörte aber Alles, was um ihn vorging. So faltete er denn bei jenen Gebeten gläubig seine Hände und streckte sie zum Himmel empor. Er war 61 Jahre alt. In der Sophienkirche wurde sein Leichnam beigesetzt. Sein College, M. Michael Niederstetter, hielt ihm die Gedächtnißpredigt über 2 Tim. 4, 7. 8. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft" u. s. w., und rühmte von ihm, daß er mit den Ketzern, Papisten, Calvinisten, Wiedertäufern, Arianern und andern Schwarmgeistern, welche die Artikel christlicher Religion verfälscht und das Wort Gottes verkehrt hätten, wacker gekämpft habe. Auf seinen Grabstein schrieb man Folgendes:

Christus cor meum
Seu morior, seu vivo, mihi spes una, meum Cor,
Christus erit, Vitae portus et aura meae.

welche man so übersetzt hat:

Ich leb' oder sterb, bin ich gewiß,
Mein Trost und Hoffnung Christus ist.

Und darunter steht noch geschrieben:

M. Paulus Jenisch, Annaemontanus,
Ecclesiae Eilenburgensis quondam Pastor Superint.
post Ministerii in Aula Electorali Senior,
ac supremi Consistorii Dresdae Assessor.
Placide quiesco. Animam in tumulo ne quaeras;
In manu Dei reposita est.
Obiit Anno 1612. die 9 Novembris
aetatis LXI.
Apud te, Domine, fons vitae est, et
in lumine tuo videbimus lumen.

(M. Paul Jenisch, aus Annaberg, früher Pastor und Superintendent an der Kirche zu Eilenburg, nachher erster churfürstlicher Hofprediger und Assessor des Oberconsistoriums zu Dresden.

Ich ruhe sanft. Die Seele suche nicht im Grabeshügel;
In Gottes Hand ist sie gelegt.

Er starb im Jahre 1612 den 9 November, 61 Jahre alt.

Bei Dir, o Herr, ist des Lebens Quell, und in Deinem Lichte suchen wir das Licht.)

Aber auch in der Kirche zu Eilenburg wurde sein Andenken bewahrt. Man stellte dort am Altare sein Bildniß auf, und darunter schrieb, wahrscheinlich der Archidiakonus Rinkardt in Eilenburg, folgende Verse:

„Herr Jenisch war ein Mann, von Gaben, Schrift und Ehren,
Der bauete so viel mit Leben, als mit Lehren,
Das bracht ihn hoch an's Bret, bey Churfürst Christian,
Gott zahl ihm, was er uns, und mir zumahl gethan.“

Jenisch war der letzte, welcher den Namen eines ersten Hofpredigers geführt hat. Seine Nachfolger wurden Oberhofprediger genannt, deren Reihe durch Hoë von Hoënegg eröffnet wird, und von diesem vielberühmten Manne soll nun im nächsten Abschnitte die Rede sein.

Anmerkung. Als Collegen standen Jenisch zur Seite M. Niederstetter und M. Hänichen.

Siebenter Abschnitt.

Dr. Matthias Hoë von Hoënegg,

Churfürstl. Sächsischer Oberhofprediger und Kirchenrath von 1612—1645.

Aus einem vornehmen östreichischen Geschlechte entsprossen, ward Hoë von Hoënegg den 24 Febr. 1580 in Wien geboren. Sein Vater war daselbst ein berühmter Jurist und kaiserlicher Rath, und obschon ein treues lutherisches Herz, dennoch sehr wohl gelitten bei seinem katholischen Landesherrn. Er war ein Mann von umfangreichem Wissen und großer Gelehrsamkeit, von dem es heißt, er habe im Lateinischen, Griechischen, Italienischen und Französischen eine solche Fertigkeit besessen, daß er alle diese Sprachen mit großer Geläufigkeit zu sprechen verstand. Als ihm sein Sohn Matthias geboren wurde, glaubte man nicht, daß das Kind am Leben bleiben könne; so schwach und hinfällig war es. Man mußte die beiden ersten Jahre fast Tag und Nacht bei ihm wachen, da es der allergrößten Sorgfalt und Achtsamkeit bedurfte, wenn das schwache Fünkchen nicht wieder auslöschen sollte. Aber wie es dort im Psalmbuche heißt: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde

willen", — das bewährte sich auch hier. Gott schützte die zarte Knospe. Denn es sollte sich aus ihr eine glänzende Blüthe entfalten, und aus dieser Blüthe wieder eine Frucht hervorwachsen zu mannichfachem Segen für die Kirche des Herrn. Wegen seiner Schwächlichkeit aber durfte man den Knaben auch nicht geistig anstrengen, und es konnten erst, nachdem er bereits 7 Jahre alt war, die ersten Anfänge im Lernen mit ihm gemacht werden. Anfangs ließen ihn seine Eltern in ihrem Hause durch Privatlehrer unterrichten; später schickten sie ihn in die Stephansschule zu Wien. Da entwickelte sich sein Geist mit reißender Schnelle, so daß er bereits in seinem 12ten Jahre bei einer Schulfeierlichkeit eine selbstgefertigte Rede hielt. Aber er gerieth hier auch in große Seelengefahr, indem ihm nicht blos seine Lehrer, sondern auch der Clerus stark zusetzten, die lutherische Kirche zu verlassen und katholisch zu werden. Und es fehlte nicht viel, so wäre der schwache Knabe von ihnen herumgebracht worden. Da wurde ihm aber die äußere leibliche Gefahr eine Retterin aus dieser Seelengefahr. Denn die Türken kamen herangezogen in großer Schaar und eroberten Raab 1594. Das bewog den Vater, seinen Matthias von Wien wegzuthun und ihn auf's evangelische Gymnasium nach Steyer zu bringen. Dort blieb er noch nicht ganz drei Jahre, als ihn sein Vater wieder nach Wien zurücknahm, weil er in Erfahrung brachte, daß auf dem Steyerschen Gymnasium der Calvinismus gehegt und gepflegt und den Schülern eingeflößt wurde. Bald darauf 1597 bezog er, 17 Jahre alt, die Universität Wittenberg und trieb dort Anfangs philosophische und juristische Studien, obschon er sich's gleich von frühester Jugend an vorgenommen hatte, zu seinem Hauptstudium die Theologie zu machen, und sein Vater auch ganz damit einverstanden war. Dieser fromme gottesfürchtige Mann freute sich, daß er unter so vielen Kindern, — er hatte deren 17, nämlich 12 Söhne, wie der Patriarch Jakob, und 5 Töchter, — das

eine Gott und der Kirche widmen könne, und ermahnte den Sohn, als derselbe nach Wittenberg abreiste, vom Krankenlager aus, auf welches ihn damals der Herr hingestreckt hatte, sich von seinem Vorsatze ja nicht abwendig machen zu lassen. Der Sohn versprach's dem heißgeliebten Vater, und Thränen standen in Beider Augen. Matthias hielt sein Wort, obschon er, wie eben erwähnt worden ist, auch in anderen Wissenschaften sich Kenntnisse zu erwerben suchte, und in der Jurisprudenz machte er solche Fortschritte, daß er nach dem Zeugnisse seiner Lehrer recht gut als Doktor beider Rechte hätte promoviren können. Auch suchten ihn einige seiner Verwandten, als er in Wittenberg war, zu bereden, das theologische Studium aufzugeben und lieber das Rechtsstudium ausschließend zu erwählen, da es ja in der evangelischen Kirche gar nicht gewöhnlich sei, daß Jünglinge aus vornehmen altadlichen Geschlechtern dem geistlichen Stande sich widmeten. Er blieb aber fest. Denn sein Herz gehörte dem Heilande an, und es war sein innigster Wunsch, im Weinberge seines Herrn zu bauen und zu pflanzen, und die schwankenden Reben, welche in Gefahr standen, vom Weinstocke losgerissen zu werden, wieder fest an denselben zu binden. Und was ihn besonders in seinem Vorsatze bestärkte, das waren die Worte aus dem Buche Daniel: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich", auf welchen Spruch ihn einmal ein Wittenberger Gottesgelehrter hingewiesen hatte. Seine vorzüglichsten Lehrer in der Theologie waren Aegidius Hunnius, Salomo Gesner, David Runge und Leonhard Hutter. Als er zwei Jahre auf der Universität war, starb sein Vater. Da war bei ihm Weinens und Jammerns, und er wollte sich nicht trösten lassen, bis es endlich seinem väterlichen Freunde Hunnius gelang, ihn aus der Schwermuthshöhle wieder herauszuziehen, wofür er sich demselben sein ganzes Leben lang tief verpflichtet fühlte.

Dann reiste er nach Wien, ordnete daselbst seine Familienangelegenheiten, und warf sich, nach Wittenberg zurückgekehrt, mit allem Eifer wieder auf die Wissenschaften. Daß er aber in denselben ungemeine Fortschritte machte, war gar nicht zu verwundern. Denn er besaß einen eisernen Fleiß; ganze Nächte saß er über den Büchern und vergaß darüber oftmals Essen und Trinken. Und dazu kam auch noch, daß er ein sehr glückliches Gedächtniß hatte; was er zwei bis dreimal gelesen, das blieb sein Eigenthum. So stieg er denn schon als Jüngling zu einer seltenen Stufe der Gelehrsamkeit hinauf und erwarb gar bald, in seinem 21 Jahre, die Licentiatenwürde, hätte auch schon damals, wie alle Professoren der theologischen Facultät bezeugten, Doktor der Theologie werden können. Von dieser Zeit an blieb er noch ein Jahr in Wittenberg und wirkte daselbst als akademischer Docent mit solchem Beifalle, daß er in seinen Vorlesungen gemeiniglich gegen 200 Zuhörer hatte. Nebenbei predigte er auch häufig und wurde gern gehört. Da ließ ihn der erste churfürstlich sächsische Hofprediger, Dr. Polykarpus Leyser, im Januar 1602 nach Dresden zu sich entbieten, und er mußte zweimal vor demselben predigen, in der Frauenkirche und in der Kreuzkirche. Das dritte Mal predigte er in der Schloßkirche vor der churfürstlichen Familie und wurde darauf zum dritten Hofprediger ernannt. Zum Osterfeste trat er dieses Amt an, 22 Jahre alt. Er blieb in demselben ein und ein halbes Jahr. Denn nur auf ein Jahr hatte er sich verbindlich gemacht, und der Churfürst ihm versprochen, ihn nach Ablauf desselben weiter zu befördern. Als aber das Jahr um war, wollte ihn Christian II und dessen Gemahlin Hedwig nicht gern ziehen lassen. Denn sie hörten ihn gern, lieber als die andern Hofprediger, und hatten ihm ihre volle Gunst geschenkt, daher er auch oftmals zur churfürstlichen Tafel gezogen wurde, wo ihn Christian nicht selten an seiner Seite sitzen ließ und ihn während der Tafel oft bei der Hand nahm.

eine Gott und der Kirche widmen könne, und ermahnte den Sohn, als derselbe nach Wittenberg abreiste, vom Krankenlager aus, auf welches ihn damals der Herr hingestreckt hatte, sich von seinem Vorsatze ja nicht abwendig machen zu lassen. Der Sohn versprach's dem heißgeliebten Vater, und Thränen standen in Beider Augen. Matthias hielt sein Wort, obschon er, wie eben erwähnt worden ist, auch in anderen Wissenschaften sich Kenntnisse zu erwerben suchte, und in der Jurisprudenz machte er solche Fortschritte, daß er nach dem Zeugnisse seiner Lehrer recht gut als Doktor beider Rechte hätte promoviren können. Auch suchten ihn einige seiner Verwandten, als er in Wittenberg war, zu bereden, das theologische Studium aufzugeben und lieber das Rechtsstudium ausschließend zu erwählen, da es ja in der evangelischen Kirche gar nicht gewöhnlich sei, daß Jünglinge aus vornehmen altadlichen Geschlechtern dem geistlichen Stande sich widmeten. Er blieb aber fest. Denn sein Herz gehörte dem Heilande an, und es war sein innigster Wunsch, im Weinberge seines Herrn zu bauen und zu pflanzen, und die schwankenden Reben, welche in Gefahr standen, vom Weinstocke losgerissen zu werden, wieder fest an denselben zu binden. Und was ihn besonders in seinem Vorsatze bestärkte, das waren die Worte aus dem Buche Daniel: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich", auf welchen Spruch ihn einmal ein Wittenberger Gottesgelehrter hingewiesen hatte. Seine vorzüglichsten Lehrer in der Theologie waren Aegidius Hunnius, Salomo Gesner, David Runge und Leonhard Hutter. Als er zwei Jahre auf der Universität war, starb sein Vater. Da war bei ihm Weinens und Jammerns, und er wollte sich nicht trösten lassen, bis es endlich seinem väterlichen Freunde Hunnius gelang, ihn aus der Schwermuthshöhle wieder herauszuziehen, wofür er sich demselben sein ganzes Leben lang tief verpflichtet fühlte.

Dann reiste er nach Wien, ordnete daselbst seine Familienangelegenheiten, und warf sich, nach Wittenberg zurückgekehrt, mit allem Eifer wieder auf die Wissenschaften. Daß er aber in denselben ungemeine Fortschritte machte, war gar nicht zu verwundern. Denn er besaß einen eisernen Fleiß; ganze Nächte saß er über den Büchern und vergaß darüber oftmals Essen und Trinken. Und dazu kam auch noch, daß er ein sehr glückliches Gedächtniß hatte; was er zwei bis dreimal gelesen, das blieb sein Eigenthum. So stieg er denn schon als Jüngling zu einer seltenen Stufe der Gelehrsamkeit hinauf und erwarb gar bald, in seinem 21 Jahre, die Licentiatenwürde, hätte auch schon damals, wie alle Professoren der theologischen Facultät bezeugten, Doktor der Theologie werden können. Von dieser Zeit an blieb er noch ein Jahr in Wittenberg und wirkte daselbst als akademischer Docent mit solchem Beifalle, daß er in seinen Vorlesungen gemeiniglich gegen 200 Zuhörer hatte. Nebenbei predigte er auch häufig und wurde gern gehört. Da ließ ihn der erste churfürstlich sächsische Hofprediger, Dr. Polykarpus Leyser, im Januar 1602 nach Dresden zu sich entbieten, und er mußte zweimal vor demselben predigen, in der Frauenkirche und in der Kreuzkirche. Das dritte Mal predigte er in der Schloßkirche vor der churfürstlichen Familie und wurde darauf zum dritten Hofprediger ernannt. Zum Osterfeste trat er dieses Amt an, 22 Jahre alt. Er blieb in demselben ein und ein halbes Jahr. Denn nur auf ein Jahr hatte er sich verbindlich gemacht, und der Churfürst ihm versprochen, ihn nach Ablauf desselben weiter zu befördern. Als aber das Jahr um war, wollte ihn Christian II und dessen Gemahlin Hedwig nicht gern ziehen lassen. Denn sie hörten ihn gern, lieber als die andern Hofprediger, und hatten ihm ihre volle Gunst geschenkt, daher er auch oftmals zur churfürstlichen Tafel gezogen wurde, wo ihn Christian nicht selten an seiner Seite sitzen ließ und ihn während der Tafel oft bei der Hand nahm.

Aber wie eine Henne, welche ein Würmchen gefunden hat, ihres Fundes nicht froh werden kann; denn gleich kommen die andern Hühner vom Hofe und suchen ihr das, was sie hat, zu entreißen, so ging es dem Hofprediger Hoë von Hoënegg. Das Würmchen der Fürstengunst wollte ihm Niemand gönnen, und selbst der alte Leyser sah mit neidischem Auge auf ihn hin. „Er will mir den Schuh austreten", pflegte dieser von seinem Collegen zu sagen. So war denn Hoë herzlich froh, als er 1604 Dresden wieder verlassen konnte. Ueber seine Stellung zum Hofe läßt er sich in seiner Abschiedspredigt in folgender Weise vernehmen: „Seiner Churfürstlichen Gnaden muß ich's neben meinen Herren Collegis nachrühmen, daß wir an Seiner Churfürstl. Gnaden keinen gottlosen Herodem, keinen gottlosen Ahab gehabt, der seine Hofprediger mit Teufelsdreck belohnte, mit Ungnaden abfertigte, in Kerker stieß, dem heiligen Geist im Predigtamte freventlich das Maul zustopfte. Einen solchen Churfürsten haben wir nicht gehabt, sondern Ihro Churfürstl. Gnaden können es leiden, daß sie aus Gottes Wort erinnert, daß sie gebührlicher Weise, nicht von Menschen, sondern vom Geiste gestraft werde. Seine Churfürstl. Gnaden weiß, daß dieses an der hohen Churfürstl. Reputation nichts hindert, wenn sich Ihro Churfürstl. Gnaden aus Gottes Wort zur Gottseligkeit vermahnen läßt". Nach Plauen zog Hoë; denn die dortige Superintendentur hatte ihm der Churfürst übertragen. Aber war er denn auch einem solchen Amte bei seiner großen Jugend gewachsen? Die Frage fiel ihm auf's Herz, daher er auch „diesem wichtigen Berufe, wie er davon selbst sagt, mit zitterndem Herzen und unter Vergießung vieler Thränen folgte, wiewohl auch mit der Hoffnung, daß ihm Gott ferner mit seiner Gnade, wie bisher, zugegen sein werde". In demselben Jahre erhielt er von Wittenberg aus die theologische Doktorwürde, wozu ihm der Churfürst 200 Gülden verehrte. Während seiner Amtirung in Plauen, 1604—1611,

erschienen von ihm mehrere für die Religionsverhältnisse der damaligen Zeit sehr wichtige Schriften. So erhielt er den Auftrag, eine calvinistische Schrift, welche unter dem Namen der „Supplication der Calvinisten" bekannt geworden ist, zu widerlegen. Das that er in einem Buche, dem er den Titel gab: „Gründlicher Beweis auf die von denen Calvinisten eingegebene klägliche Supplication, darinnen die himmlische göttliche Wahrheit, die Majestät des Herrn Jesu Christi, die gottseligen evangelischen Potentaten und Landschaften, die treuen Lehrer und Theologi, von den greulichen erschrecklichen Lästerungen der Sacramentirer, gegen den Herrn Jesu Christo, und der ganzen Christenheit gerettet worden. In Verlegung Michael Rothens, Buchhändlers zu Chemnitz 1605". Auch gab er sein „Handbüchlein wider das Papstthum", mit dessen Abfassung er schon 1603 als dritter Hofprediger den Anfang gemacht hatte, in verschiedenen Auflagen heraus. Die Veranlassung zu diesem Buche waren die Bedrückungen und verschiedenen Kunstgriffe gewesen, durch welche man die Protestanten in Oestreich und Steyermark zur katholischen Kirche herüberzuziehen versuchte. Es fand dieses Buch so großen Beifall, daß es in kurzer Zeit sieben Mal neu gedruckt werden mußte, und war den Katholiken ein gewaltiger Dorn, welchen sie gar gern beseitigt hätten. Aber Keiner wagte dasselbe zu widerlegen, bis sich endlich 1620, als Hoë von Hoënegg schon Oberhofprediger war, der Jesuit Dr. Jakob Reihing dazu entschloß. Dem erging es jedoch, wie vor etlichen Jahren dem Kasaner Professor Kasenbeck, der, von Geburt ein Muhamedaner, die Bibel widerlegen wollte und bei'm Lesen der heiligen Schrift für den christlichen Glauben gewonnen wurde. So wurde Reihing durch das Studium von Hoës Handbüchlein von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugt und ward Protestant. Es ergingen zu jener Zeit an Hoë von Hoënegg verschiedene sehr ehrenvolle Rufe. Nach Rostock, nach Braunschweig, nach Ol-

denburg sollte er kommen. Er aber nahm keinen derselben an. Denn in Plauen ward er geliebt und geehrt, und er wollte daselbst leben und sterben. Allein der Herr hatte es in seinem Rathe anders über ihn beschlossen. Es war am 22 Trinitatissonntage 1610, als er eben mit den Seinen das heilige Abendmahl gefeiert hatte, da kamen zu ihm zwei Abgeordnete von Prag mit einem Schreiben von den Räthen und Aeltesten der evangelischen Kirche daselbst, welche ihn einluden, nach Prag zu kommen, um bei der Einrichtung eines neuen Kirchen- und Schulwesens die Stelle des Directors dabei zu übernehmen. Er bat sich einen Monat Bedenkzeit aus und ging mit namhaften Theologen deshalb zu Rathe. Die waren einstimmig der Ansicht, daß er sich dem nicht entziehen dürfe, und so erklärte er sich bereit zu gehen, wenn anders der Churfürst nicht dagegen sei. Dieser willigte, von den Pragern, wie von etlichen Andern, welche diese um ihre Verwendung ersucht hatten, darum gebeten, nach vielem Widerstreben endlich ein, doch nur unter der Bedingung, daß Hoë von Hoënegg sich verbindlich machte nach Sachsen wieder zurückzukehren, sobald er gerufen würde. Das that er, und so reiste er 1611 nach Prag ab, wo man ihn auf das Festlichste empfing und mit großem Jubel aufnahm. Sein Einzug in Prag glich einem Triumphzuge. Die vornehmsten Herrschaften kamen ihm in sechsspännigen Wagen entgegengefahren. Sein Wirken aber daselbst war ein segensreiches für die Kirche wie für die Schule, und bald stand er, nicht allein bei seinen Glaubensgenossen, sondern auch bei vielen Katholiken, im größten Ansehen, so daß er sich selbst über seinen dortigen Aufenthalt in folgender Weise ausgesprochen hat: „In Prag hatte ich, was mein Leib und Seel begehren und wünschen mögen.“ Freilich fehlte es ihm auch nicht an Gegnern und mancherlei Anfeindungen, und mehr als einmal wurden von wüthenden Römlingen Anschläge gegen sein Leben geschmiedet, denen er aber allen mit Gottes Hilfe glück-

lich entging. Er sagt darüber: „Ich zweifle nicht, daß ich bisweilen wohl etwas von spanischen Süpplein mag gekostet haben, aber es ist auch bei mir eingetroffen, was Christus sagt: So sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden.“ Noch nicht zwei volle Jahre war er in dieser Stellung, als der erste sächsische Hofprediger, M. Paul Jenisch, mit Tode abging. Da sendete der Churfürst seinen Geheimen Rath, den Dr. Gerstenberg, nach Prag, und ließ dem Hoë von Hoënegg das erledigte Amt anbieten und ihn zugleich an das Versprechen erinnern, welches er bei seinem Wegzuge von Sachsen dem Churfürsten Christian II gegeben hatte. In der Vokation, welche Gerstenberg mitbrachte, heißt es, daß „Herr Matthias Hoë, der Heil. Schrift Doctor, zum obersten Hofprediger berufen und angenommen werde,“ und weiter, „daß ihm als jährliche Besoldung die 600 Gülden verwilligt werden sollten, welche seine Vorfahren genossen hätten, außerdem aber sollte er aus besondern Gnaden noch 200 Gülden erhalten, und wenn er mit dem Churfürsten zu verreisen hätte, neben den Räthen und abwesends derselben mit der Kanzlei gespeist, auch mit vornehmer Fuhre versorgt werden“. Das war aber für seine zahlreichen Freunde in Prag eine Schreckenskunde. Denn der Bau, welchen er aufführen sollte, war ja erst kaum zur Hälfte vollendet. Da drang man in ihn, er möge die Vokation ausschlagen, und wohl gern hätte er das gethan, sein Gewissen aber verbot's ihm. Doch erklärte er sich gegen die Prager bereit, bei ihnen zu bleiben, wenn sie es bei'm Churfürsten dahin bringen könnten, daß er ihn länger hier ließe. Aber alle ihre Bitten blieben fruchtlos. Der Churfürst erklärte den Kirchenräthen, Aeltesten und Vorstehern der evangelischen Kirche deutscher Nation in Prag in einem besondern an sie gerichteten Schreiben vom 27 Februar 1613: „er würde es wohl haben geschehen lassen können, daß D. Hoë noch eine lange Zeit bei ihnen geblieben wäre, wenn nicht die bei der

Hoffirche wie bei'm Oberconsistorio vakante Stelle wieder zu ersetzen wäre, daher er es nicht zu ändern gewußt, und es müsse dabei bewenden, doch sei er erbötig, auf ferneres Ansuchen aus seinem Lande einen gelehrten und wohlgeübten Theologen, damit die Kirche sonder Zweifel wohl wieder versehen, ihnen abfolgen zu lassen". Das ist denn auch geschehen. Die Prager Protestanten erhielten einen neuen Direktor ihres Kirchen- und Schulwesens in der Person des bisherigen Superintendenten zu Freiberg, des D. Garth. Hoë von Hoënegg aber zog nun nach Dresden. Er trat sein Oberhofpredigeramt daselbst am grünen Donnerstage 1612 an. Bei seiner Abschiedspredigt in Prag war die Kirche nicht im Stande die Schaar der Andächtigen alle zu fassen, die da gekommen waren, ihn noch einmal zu hören, und es flossen viele Thränen. Bei seinem Wegzuge aber wurde er von mehreren tausend Menschen, theils zu Wagen, theils zu Rosse, theils auch zu Fuße, feierlich begleitet. Indessen blieben bei dieser Gelegenheit auch Hoës Feinde nicht unthätig. Sie schlugen am Tage seines Wegzuges in aller Frühe an mehreren Orten in der Stadt sein Bildniß mit einem Pasquille an. Hatte es ihm aber schon in Prag an Anfechtungen nicht gefehlt, in Dresden fand er deren noch weit mehr. Da wuchsen sie so üppig empor, wie das Gras in jenen unabsehbaren Ebenen von Südamerika, welche man die Llanos und die Pampas nennt, sobald die Regenzeit eingetreten ist. Kaum hatte Hoë sein Amt als Oberhofprediger angetreten, so gerieth er in eine Verdrießlichkeit mit dem englischen Gesandten. Dieser hatte ihn nämlich am Sonntage nach Ostern predigen gehört und es sehr übel vermerkt, daß in der Predigt der Calvinisten gedacht worden war. Er beschwerte sich deßhalb bei'm Churfürsten, welcher ihn jedoch abwies. Und so wäre die Sache wohl abgethan gewesen, wenn nicht ein reformirter Theolog, der D. Paulus Tossanus, sich hineingemischt und den Oberhofprediger in einer Schrift ange-

griffen hätte, was einen verdrießlichen Federkrieg zur Folge hatte. Es wurde aber Hoë auch noch in andere Streitigkeiten mit den Reformirten verwickelt, und er hat so manche Schrift wider sie an's Licht treten lassen, deren etliche hier angeführt werden sollen, da sie uns einen Blick in die damaligen religiösen Verhältnisse und namentlich in die große Spannung thun lassen, mit welcher die lutherische und reformirte Kirche in jener Zeit einander gegenüber standen. So schrieb Hoë einen „Discurs, ob die Calvinische Lehre ohne Erkenntniß eines allgemeinen Concilii oder Synodi nicht könne noch solle für unrecht erklärt und verdammt, ob auch nicht nothwendig entweder ein Concilium mit den Calvinisten gehalten, und worauf namentlich in eventum gesehen werden solle. Leipzig 1614.“ Ferner in dem nämlichen Jahre: „Gründlicher Beweiß, was von den Calvinischen Lehrern und Sacramentirern für grausame gotteslästerliche und abscheuliche Reden und Punkte in 17 fürnehmen Hauptartikeln öffentlich fürgebracht und in ihren selbst eigenen Büchern gefunden worden.“ Und das Jahr darauf erschien von ihm bei Abr. Lamberg: „Triumphus Calvinisticus, d. i. durch Gottes Gnade wider den andern Theil des neulich zu Berlin ausgesprengten Calvinischen Gesprächs, dessen Autor ist Abrah. Scultetus, Churfürstl. Pfälzischer Hoff-Prediger zu Heidelberg, verfertigte Triumph- und Freudenschrift, darinnen nunmehr und nochmahlen aus der Calvinisten selbst eigenen Büchern der ganzen Christenheit augenscheinlich, handgreiflich und unwiederleglich für die Augen gestellet wird, welch eine sonst fast unglaubliche Menge der größten abscheulichen Irrthümer und Greuel in der Calvinischen Lehrer Schriften zu finden, und wie solche dem H. Worte Gottes und der gantzen reinen Antiquität durch und durch zuwieder seyn, dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preiß, und viel tausend Christen zur Nachrichtung und zur Warnung für dem Calvinismo gestellet. Lege, non poenitebit.“ — Und noch später gab er heraus: „Au-

genscheinliche Probe, wie die Calvinisten in 99 Puncten mit den Arianern und Türken übereinstimmen. Leipzig 1621. bei Abraham Lambergen." Wie gegen die Calvinisten, so trat aber Hoë von Hoënegg auch als ein tüchtiger Streiter wider die Papisten auf. Das beweist schon eine Rede, die er am Schlusse eines theologischen Collegiums noch in Wittenberg hielt. Sie ist im Drucke unter folgendem Titel erschienen: „Oratio detestans Papam et Calvinistas, in fine Collegii privati Theologici recitata, et Autoritate et Approbatione Rev. Facultat. Theol. ad rogatum Amicorum publicata, Typis Zach. Lehmanni, Wittebergae, 1601.“ (Eine Rede, in welcher der Papst und die Calvinisten verabscheut werden, zum Beschlusse eines theolog. Privatcollegiums gehalten, und mit Genehmigung der theolog. Fakultät auf meiner Freunde Bitte veröffentlicht.) Ferner schrieb er „Bellum Christi et Antichristi.“ (Der Krieg zwischen Christus und dem Antichrist.) 1604 erschien von ihm zu Wittenberg seine Disputation bei Erlangung der theologischen Licentiatenwürde unter dem Titel: „Labyrinthus primus Papisticus, h. e. Disputatio de Papatu semet ipsum contradictionibus implicante, confundente et jugulante, in Articulis de Scriptura Sacra, Persona Christi, Officio Christi, Justificatione, Fide et Operibus.“ (Das hauptsächlichste Papistische Labyrinth, d. i. eine Disputation über den Papst, welcher sich in den Lehren von der H. Schrift, der Person und dem Amte Christi, der Rechtfertigung, dem Glauben und den Werken in Widersprüche mit sich selbst verwickelt, verstrickt und sich zu Schanden macht.) Und das Jahr zuvor verfaßte er ein „Bedenken, wie man sich zu verhalten, wenn man Päpstische Kirchen besuchen soll." Das einhundertjährige Jubelfest der Reformation 1617, welches in Sachsen drei Tage hintereinander sehr feierlich begangen wurde, und wozu der Oberhofprediger Hoë ein Vorbereitungsschriftchen abfaßte: „Parasceve ad Solennitatem Evangelicam, d. i. Christ-

liche und aus Gottes Wort genommene Anleitung, wie das instehende Evangelische Jubel-Fest, recht und nützlich solle begangen, insonderheit aber das vor **100** Jahren von dem Allerhöchsten durch Herrn D. Martin Luther seel. angefangene und hernach glücklich vollbrachte Reformations-Werk, heilsamlich betrachtet werden, nebst vier Evangelischen Jubel-Predigten zu Dreßden gehalten, **1617.** Leipzig, verlegts Abrah. Lamberg und Caspar Klosemann", konnte die Flamme des Haders zwischen den verschiedenen Confessionen natürlicher Weise nicht stillen; dieselbe wurde nur um so größer, und Hoë mußte da von seinen Gegnern so manche Anfeindungen erfahren. Der Jesuit Adam Contzen schrieb wider ihn ein Buch: „Jubilum Jubilorum." Und Hoë fühlte sich veranlaßt, gegen den schon oben genannten Heidelberger Theologen Scultetus auf's Neue die Waffen zu ergreifen. Er that es in einer Schrift: „Warnung für der Jubel-Predigt Sculteti, Chur-Pfältzischen Hoff-Predigers, d. **2** Nov. **1617.** zu Heydelberg gehalten, darinnen irrige Lehre von den Sacramenten fürgebracht, Zwinglii Lehre für das reine und klare Evangelium ausgegeben, die Augspurgische Confession, und das christliche Concordien-Buch schmählich angetastet, des löblichen Chur-Fürstens zu Sachsen, Christiani des Ersten zur höchsten Ungebühr erwähnt, und die Calvinische Religion aufs höchste gerühmet und gepreiset wird. Leipzig, bey Abrah. Lambergen **1618.**" Eben so rief auch das Jubeljahr **1630**, in welchem die Uebergabe der augsburgischen Confession d. **25. 26** u. **27** Juni auf das Festlichste begangen wurde, wieder neue Streitigkeiten hervor. Schon die beiden Jahre vorher erschienen von katholischer Hand mehrere Schriften wider die augsburgische Confession, weshalb der Churfürst Johann Georg sich veranlaßt fühlte dem D. Hoë aufzutragen, eine H a u p t v e r t h e i d i g u n g der Confession zu entwerfen und diesen Entwurf mit andern Theologen zu berathen. Und noch lebendiger wurden die Molche und Schlangen

nach der Festesfeier selbst. Da erhob sich wider Hoë von Hoënegg der Weihbischof von Cölln, Petrus Cutsemius, und machte des Oberhofpredigers „Handbüchlein zum evangelischen Jubelfest, gedruckt in Leipzig 1629", zum Gegenstande seines giftigen Spottes. Dieser Peter Cutsem hatte schon acht Jahre vorher Hoë den Fehdehandschuh zugeworfen, indem er ihm da ein Buch übersendete, „Saxonia Catholica" betitelt, in welchem der Weihbischof nachweisen wollte, daß die sächsischen Churfürsten immer gute Katholiken gewesen wären, und Johann Georg zu bereden suchte, in den Schooß der kath. Kirche wieder zurückzukehren. Natürlich konnte Hoë dazu nicht schweigen, so wie er auch den Angriff auf sein Handbüchlein durch eine geharnischte Gegenschrift kräftig zurückwies. — Doch nicht blos sein strenges Festhalten am Bekenntnisse der lutherischen Kirche, auch seine Theilnahme an den politischen Verhältnissen der Zeit und seine Stellung zum Churfürsten erweckten dem Oberhofprediger viele Feinde und heftige Widersacher. So sagte man, als der Churfürst 1620 die ihm aufgetragene Commission wider die Böhmen übernommen hatte, daß es Hoë durch seine Ueberredungskünste erst dahin gebracht habe, daher auch Georg I in einem unter falschem Namen an ihn gerichteten Schreiben ermahnt wurde, „vom Kaiser abzufallen, die übernommene Execution aufzugeben und Herrn Dr. Hoë als ein Sündopfer je eher je besser hinrichten zu lassen". Und man war um so eher geneigt, diesem Gerüchte Glauben zu schenken, da Hoë in diesem Jahre eine Gehaltszulage vom Churfürsten erhielt, außerdem aber auch noch nach der Eroberung von Bautzen, wohin er seinen Landesfürsten begleitet hatte, ein damals aufgetauchtes theologisches Bedenken: „Ob die evangelischen Fürsten und insbesondere Chursachsen um Gottes Ehre und Gewissens wegen verbunden gewesen wären, den Böhmen in ihrem Kriege mit wirklicher Hilfe beizustehen", mit einem entschiedenen Nein! beantwortet hatte. — O könnte man doch den Oberhofprediger

von solchen Anklagen freisprechen, wie das Gleich in seinen Annalen und andere seiner Vertheidiger versucht haben! Daß er aber in diesem Punkte wirklich nicht ohne Schuld war, beweist ein Brief an seinen Freund in Wittenberg, den Professor Balthasar Meisner, welchem er nach der Rückkehr aus dem Feldzuge gegen die Calvinisten in Schlesien 1621 Folgendes schrieb: „Der Feldzug unsers Serenissimus in Schlesien war überaus glücklich, wie ich Dir seiner Zeit melden werde. Mir ist dabei so viel Ehre widerfahren, wie ich kaum wünschen, geschweige hoffen durfte. Die Herrn Fürstl. Oesterreichischen Stände haben mir ein Donativ gethan von 2000 Gulden. Ihre Churfürstl. Durchlaucht Erzherzog Carl hat mir einen solchen großen vergüldeten silbernen Gießbecher und Gießkanne verehrt, so sich jetzo dem Werth nach über 1000 Gulden erstrecket. Der Herzog von Liegnitz, obwohl Calvinismo ergeben, hat mir eine güldene Kette geschenkt, so jetzo 400 Gulden werth ist. Dies Dir in's Ohr." *) Unter diesen Umständen darf man sich denn auch nicht wundern, daß das Mißtrauen gegen Hoë selbst auch da nicht verschwand, als derselbe 1624, wie den Protestanten in Prag auf kaiserlichen Befehl die Kirchen geschlossen wurden, sich deshalb mit seiner Fürbitte an den Statthalter von Böhmen, den Fürsten von Lichtenstein, wendete. Da beuteten seine Gegner den Brief, welchen er an den kaiserlichen Statthalter geschrieben hatte, zu seinem Nachtheile aus und wollten gerade ihm die Verfolgungen der Evangelischen zur Last legen. Eben so warf man ihm auch vor, daß er den Churfürsten von der Theilnahme am Frankfurter Compositionstage abgeredet, und ihn dagegen veranlaßt habe, den Convent der protestirenden Fürsten in Leipzig 1631 auszuschreiben. — Auf dieser Fürstenversammlung aber fand zugleich auch eine gütliche Besprechung zwischen Hoë und den Leipziger Pro-

*) S. Tholuck, der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17 Jahrhunderts. Seite 37.

fessoren auf der einen, und mehreren reformirten Theologen, als dem brandenburger Hofprediger Berg und den hessischen Hofpredigern Crocius und Neuberger, auf der andern Seite, über die augsburgische Confession statt, da die drei letzteren zu Hoë gekommen waren und ihm gesagt hatten, wie friedbegierig sie wären und wie höchlich und herzlich sie sich sehnten, daß der Zwiespalt zwischen beiden Confessionen, wo nicht bald ganz aufgehoben, doch aber gemildert werde, und wie ihre Fürsten damit einverstanden seien, wenn es ihnen zugemuthet würde, die augsburger Confession zu unterschreiben. Diese Conferenz verlief nun zwar ganz friedlich, wie man sich's gleich von Anfang herein vorgenommen hatte, doch aber freilich ohne großen Erfolg. Und als nun 1635 zwischen Sachsen und dem Kaiser der Prager Friede abgeschlossen worden war, mit welchem so viele protestantische Herzen gar nicht einverstanden waren, so hieß es wiederum: Das hat der Oberhofprediger Hoë bewirkt. Der ist mit kaiserlichem Gelde bestochen worden, daß er den Churfürsten zu diesem Friedensvertrage bestimmt hat! — Welch einen hohen Stand aber Hoë bei seinem Landesherrn hatte, kann man schon aus solchen Relationen, welche damals von Mund zu Munde gingen, erkennen. Johann Georg I schätzte seinen Beichtvater theuer und werth und schenkte ihm großes Vertrauen. Und dessen erfreuete er sich nicht weniger auch von Seiten der übrigen Mitglieder der churfürstlichen Familie. Einstmals lag er zu Torgau krank. Da ließ sich die Churfürstin Wittwe Hedwig, welche in der Nähe auf dem Schlosse Lichtenburg ihren Wittwensitz hatte, tagtäglich nach seinem Befinden erkundigen, schickte ihm auch ihren Leibarzt, durch welchen sie ihn, als es wieder besser ging, nach Dresden begleiten ließ, und besuchte ihn zu verschiedenen Malen während seiner sechswöchentlichen Krankheit selbst. Eben so stand er auch in hoher Gunst bei Kaiser Ferdinand, was dieser dadurch an den Tag legte, daß er Hoë zum Comes

Palatinus Caesareus ernannte. Damit erhielt er das Recht, Magistri und Doctoren in allen Facultäten zu promoviren, so wie auch Dichter zu krönen. Und er hat auch von diesem Rechte zu verschiedenen Malen Gebrauch gemacht. So im J. 1632, wo er einen gewissen Samuel Lilius aus Böhmen zum Magister promovirte. In dem darüber ausgestellten Diplome wird Jedem, der den Lilius nicht als Magister anerkennen wolle, eine Geldbuße von 50 Mark löthigen Goldes (50 march. auri solidi) angedroht. Auch seinem Collegen, dem Hofprediger Martin Gumprecht, verlieh er kurz zuvor, ehe derselbe als Past. primarius nach Bautzen ging, das Magisterdiplom. — Nicht in so freundlichem Vernehmen aber, als wie zu diesem, hat Hoë von Hoënegg zu einem seiner früheren Collegen, dem Hofprediger Hänichen, gestanden. Mit diesem hatte er in fortwährendem Streite gelebt und es endlich dahin gebracht, daß Hänichen sich bewogen fand, sein Hofpredigeramt aufzugeben und einem Rufe nach Prag zu folgen. Besser war das Verhältniß zu seinem Eheweibe, einer gebornen Heidelberger. Mit dieser scheint er recht glücklich gelebt zu haben. „Mir sind allerlei stattliche Heirathen angetragen worden, sagt er selbst, aber diese hat mir Gott gegeben, dem weiß ich's unsterblichen Dank, und hat mich noch keinen Augenblick gereuet; denn sie mich getreulich geehret, herzlich und inniglich geliebet, für mich treulich gebetet, auf meine Gesundheit fleißig Achtung gegeben, und was sie mir an Augen hat absehen können, das mir nur lieb und angenehm wäre, das hat sie willig und mit Begierde gethan. Sie ist nebst Gott mein Lebensstab; an ihr habe ich eine häusliche Sara, eine holdselige Rebekka, eine vernünftige Abigail, eine rechte keusche Susanna, eine andächtige gottesfürchtige Elisabeth, eine gutthätige und barmherzige Tabea. Ich zeuge mit Gott und höchster Wahrheit, daß ich nicht glaube, daß ich unter der Sonnen ein Weibsbild gefunden hätte, das sich besser in meine Weise und Humeur geschickt und mich in

Allem so herzlich geliebt hätte, als eben diese". Aus dieser Ehe gingen 10 Kinder hervor. Mehrere derselben starben in frühester Jugend. Die am Leben gebliebenen Söhne aber machten dem Vater, als sie auf der Universität in Wittenberg sich befanden, großen Kummer und viele Noth. Es waren wilde ausgelassene Burschen, welche sich oftmals betranken und ein liederliches Leben führten. Der älteste war einmal im trunkenen Zustande, mit gezogenem Degen auf der Straße umhertobend, angetroffen worden. Das hatte man dem Vater hinterbracht, welcher darüber an Meisner, bei welchem sie Kostgänger waren, 1625 einen tiefbekümmerten Brief schreibt. Er bittet darin seinen Freund, mit Zuziehung des Rektor Magnificus beiden Söhnen zu Gemüthe zu führen, wie Aller Augen auf sie gerichtet wären und sie ihrem Vater durch ihr Betragen leicht Hohn, Schimpf und Spott zuziehen könnten, dem ältesten aber zu erklären, daß der Vater, wenn er sich nicht ändern werde, alle väterliche Liebe und Hilfe von ihm abziehen müsse. „Drei Kannen alle Mahlzeit ordinarie zu trinken, schreibt Hoë an Meisner, ist gar zu viel. Sie haben zwar hier geklagt, daß gar zu wenig eingeschenkt werde, und Eine Kanne kaum Ein Trunk sei; ich halte aber doch, daß drei Kannen ordinarie zu ungewöhnlich. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Jungen hier mit genauer Noth bei einer Mahlzeit eine Kanne hatten austrinken können. Daher ihnen mehr nicht, als ordinarie Jedem zwei, und extraordinarie nur eine Kanne solle geliefert werden. Es lauft das extra so hoch in so wenig Zeit, daß ich mein Leben lang ein ganz Jahr für Kost so viel nicht gebe, als sie nur extra anwenden". — Wenige Monate vor seinem Tode sollte Hoë noch den herben Schmerz erfahren sein treues Weib zu verlieren. Das war für den alten beinahe 65jährigen Mann ein harter Schlag. Aber er folgte ihr bald. Seine Kraft war dahin, sein Grab nicht mehr fern. Zwar hatte er schon in früherer Zeit manche schwere Krankheit

ausstehen müssen, indem es etliche Male, schon in Plauen und dann auch wieder in Dresden vorgekommen war, daß er auf der Kanzel ohnmächtig ward und todtkrank nach Hause getragen wurde. Bei heranrückendem Alter aber stellten sich öftere Körperbeschwerden ein. Er krankte und siechte viel, bis er gegen das Ende des Jahres 1644 auf's letzte Lager sich legte. Vierzehn Wochen lang lag er bis zum 4 März 1545. Da ging er nach vielen Schmerzen und Leiden zu seiner Ruhe ein. Der Superintendent D. Aegidius Strauch stand mit den Freunden und Kindern des Dulders an seinem Sterbelager. Sein letztes Wort war das Wort Pauli: „Ich werde jetzt geopfert, und die Zeit meines Abschiedes ist vorhanden“ (2 Tim. 4, 6). Bald darauf entschwand ihm die Sprache, und als man ihn fragte, ob er seinen Herrn Jesum im Herzen habe und auf sein Verdienst leben und sterben wolle, so konnte er nur mit einem leichten Kopfnicken noch antworten. Der Palmsonntag war sein Begräbnißtag. Der Churfürst Johann Georg I und der Churprinz folgten der Leiche in die Sophienkirche, wo sie beigesetzt wurde. Der Superintendent Strauch hielt die Leichenpredigt. Den Seinen hinterließ Hoë außer seinem Nachruhm auch irdische Güter; denn er war ein sehr wohlhabender Mann gewesen und hatte drei Rittergüter erb- und eigenthümlich besessen.

Anmerk. Die andern Hofprediger zu Hoës Zeiten waren: 1613—1618 M. Hänichen und M. Laurentius; 1619—1623 M. Laurentius und Martin Schlegel; 1623—1631 M. Laurentius und M. Willius; 1631—1635 M. Laurentius und M. Mengering; 1635—1640 M. Laurentius und Martin Gumprecht; 1640—1645 M. Laurentius und Valentin Heerbrand.

Achter Abschnitt.

Dr. Jakob Weller von Molßdorf,

Churfürstl. Sächsischer Oberhofprediger v. 1646—1664.

Eben so berühmt und in mancher Beziehung fast noch berühmter, als Hoë von Hoënegg, ist dessen Nachfolger im Oberhofpredigeramte, der Dr. Weller, geworden. Er stammte, wie jener, aus einem adlichen Geschlechte. Seine Altvordern, welche früher Schwanfelder hießen, hatten das Schloß Molßdorf in Thüringen erbaut. Grund und Boden dazu waren einem Schwanfelder bei seiner Vermählung, woher auch der Name Molßdorf, das so viel als Mohlschatz- d. i. Mahlschatzdorf heißen soll, von seinem Landesherrn geschenkt worden, welcher ihn bei dieser Gelegenheit zugleich in den Adelsstand erhob. Den Namen Weller aber sollen die von Molßdorf bei einer Erbtheilung angenommen haben. In den alten adlichen Häusern herrschte nämlich die Sitte, daß wenn ein Vater mehrere Söhne hinterließ, der jüngste von ihnen das Recht hatte, entweder das väterliche Erbgut, oder anstatt dessen eine festgesetzte Geldsumme zu wählen. Da war nun bei der Erstürmung von Plauen, welche 1430 durch die Hussiten erfolgte, ein Molßdorf umgekommen, welcher mehrere Söhne hatte. Die kamen nach des Vaters Tode zusammen das Erbe zu theilen, und wie der jüngste unter ihnen, Nikolaus von Molßdorf, gefragt wurde, ob er die liegenden Güter oder ein Stück Geld wolle haben, so entschied er sich für das Letztere, weil wegen der unruhigen Zeiten Grund und Boden so unsicher waren. Darum sagte auch Jedermann zu ihm: Du hast gut gewählt! und man nannte ihn den W e h l e r (Wähler), woraus später der Name W e l l e r entstanden ist. Dieser Nikolaus von Molßdorf wurde später Bürgermeister in Freiberg, und ist derselbe gewesen, wel-

cher im Bruderkriege zwischen Churfürst Friedrich II und Herzog Wilhelm (1446) durch seine Treue gegen den letztern sich auszeichnete. Als nämlich Friedrich in Freiberg eingezogen war und von den Mitgliedern des Raths verlangte, daß sie ihm huldigen sollten, da kamen die Rathsherren alle, Weller an ihrer Spitze, je zwei und zwei, in Sterbekitteln auf den Markt gezogen, wo der Churfürst zu Rosse hielt, und Weller sagte zu ihm: „Wir sind dessen entschlossen, daß wir lieber den Tod erwählen und sterben, denn unsre Treu und Seelen also hintansetzen wollen"! worauf Friedrich ihm auf die Achseln klopfte und erwiederte: „Nicht Kopf weg, Alter, nicht Kopf weg! wir bedürfen solcher ehrlichen Leute ferner, die ihren Eid und Pflicht also in Acht nehmen". Ein Urenkel desselben war der berühmte Dr. Hieronymus Weller, ein Schüler und Tischgenosse Luthers, welcher bei der Einführung der Reformation in Freiberg eine so große Thätigkeit entfaltete und als Professor und Schulinspector daselbst gestorben ist. Es verarmte aber das Wellersche Geschlecht und sank so tief herab, daß die Weller ihren Adel aufgaben und, um sich redlich und ehrlich zu nähren, zu mancherlei bürgerlichen Beschäftigungen griffen. So hatte der Vater des Oberhofprediger Weller das Bäckerhandwerk erlernt und sich zu Neukirchen im Voigtlande häuslich niedergelassen. Hier wurde ihm den 5ten December 1602 ein Sohn geboren, welcher bei seiner am Tage nach der Geburt erfolgten Taufe nach seinem Großvater Jakob genannt wurde. Den ersten Schulunterricht genoß derselbe in seiner Vaterstadt. In seinem elften Jahre aber brachten ihn die Eltern auf die evangelische Schule zu Schlackenwalde in Böhmen, theils darum, weil diese Schule in jener Zeit einen guten Ruf genoß, theils aber auch um deswillen, weil der älteste Bruder des Knaben dort in der Nähe als Hauptmann bei'm Freiherrn von Fels stand. Als aber 1620 der Graf von Mansfeld von Schlackenwalde weichen mußte, und Tilly in die Stadt einbrach, so flüchteten sich viele

Bewohner und unter ihnen auch der junge Weller. Er ging nach Sachsen zurück. Doch ohne Unterstützung von Hause aus, wußte er nicht, was er hier anfangen sollte. Er wanderte nach Nürnberg, und dort nahm der König sich seiner an, von welchem der 72 Psalm sagt: „Er wird gnädig sein den Geringen und Armen und den Seelen der Armen wird er helfen". Der hatte einstmals Luthern in Eisenach eine barmherzige Seele erweckt, und eine solche erweckte er auch in Nürnberg dem jungen Weller. Ein vornehmer Mann, Wilhelm von Boxberg, sah des Jünglings große Liebe zu den Wissenschaften, und das bestimmte ihn sich seiner anzunehmen. So kam denn unser Jakob Weller auf's Gymnasium nach Schleusingen. Aber nur ein Jahr lang konnte er daselbst weilen. Die brausenden Kriegsstürme trieben ihn wieder nach Nürnberg zurück. Großen Gefahren war er wegen der wild umherstreifenden Rotten auf dem Wege dahin ausgesetzt und oftmals mußte er sich im Gehölze vor ihnen verbergen. Aber der Herr gebot seinem Engel, daß er den Jüngling geleitete, und so gelangte dieser glücklich und wohlbehalten in Nürnberg an. Hier vollendete er seinen Gymnasiallauf und ging Michaelis 1623 auf die Universität nach Wittenberg. Das war für Einen, welcher, so wie das bei Wellern der Fall war, ohne volle Taschen wandern muß, ein gar weiter und saurer Weg. Doch wer den Herrn zum Wanderstabe hat, der wandert sicher auch durch's dunkle Thal, und dem wird auf seiner Reise geholfen, wenn es schon an Gold und Silber ihm fehlt. Und solchen Wanderstab nahm ja der Jüngling zur Hand, als er gen Wittenberg zog. So kam er bis Torgau. Da hatte er aber auch gar kein Reisegeld mehr, so daß er nicht einmal den Schiffer bezahlen konnte, mit dem er bis Torgau gefahren war. Was war nun zu thun? Wovon sollte er bis nach Wittenberg leben? und wovon in Wittenberg selbst? wovon da studiren? Weller verzagte nicht. Er ging in Torgau zum Superintendenten D. Wilhelm Leyser,

einem Sohne des ehemaligen ersten Hofpredigers Polykarpus Leyser, und schüttete demselben sein Herz aus, erzählte ihm von seiner Armuth und wie er doch so gern wolle studiren. Leyser stellte sogleich mit dem ihm unbekannten Jünglinge eine Prüfung an, und da er ihn in Sprachen und Wissenschaften wohl bewandert und tüchtig beschlagen fand, so schenkte er ihm einen sogenannten Ortsthaler, nach unsrer Währung etwa $\frac{1}{4}$ Thaler. Wer war froher als der junge Weller? Nun konnte er seine Schulden bezahlen und hatte auch noch so viel übrig, um nach Wittenberg zu kommen. Mit noch einem einzigen Groschen in der Tasche wanderte er dort zum Thore ein. Auf diesem Groschen aber ruhete Gottes Segen, und so war er wie das Oelkrüglein der Wittwe zu Sarepta. Er wurde zwar ausgegeben und das gar bald; allein der Herr schaffte Rath, daß andere Groschen herzukamen und das Studium begonnen, fortgesetzt und glücklich beendigt werden konnte. Darum hat auch Weller später einmal von diesem Groschen gesagt: „Wo nun da gesteckt das Magisterium, Licentia, Doctorat und so viel schöne Bücher, so mir Gott bescheeret, weiß ich nicht. Gott hat es gethan, dessen arme Gesellen, so Gott vertrauen, sich trösten können". Freilich waren die Groschen bei Weller nicht häufig und manchmal fehlten sie ganz, manchmal mußte er darben. So ging es dem armen Studenten am ersten Weihnachtsfeiertage. Da hatte er sich ein wenig Mehl gekauft und daraus einen Teig geknetet; denn er mochte ja wohl auch vom väterlichen Handwerke etwas gelernt haben. In der Ofenröhre wurde dieser bescheidene Weihnachtswecken gebacken; er sollte des Studiosen Abendbrod sein. Siehe, da tritt Jemand zur Thüre herein, und hinterher kommt des Hauswirthes Hund. Der mochte das Gebäck gerochen haben, er holt es aus der Röhre heraus und läuft damit fort. Nun war das Abendbrod hin, nun mußte der Jüngling hungrig zu Bette gehen. Und so erging's ihm noch manchmal. Wenn auch nicht wieder ein

Hund das Abendbrod ihm entriß, so entriß es ihm die Armuth, und die ist schlimmer, als ein gefräßiger Hund, ja selbst weit schlimmer, als ein gieriger Wolf, weil sie sich nicht so leicht, als wie die beiden, verscheuchen läßt. Der Herr allein kann die Armuth verscheuchen, und der hat es auch bei'm jungen Weller gethan. Derselbe erhielt nicht nur Famulaturen, man vertrauete ihm auch noch den Unterricht mehrerer Kinder an. Unter diesen befanden sich auch die Kinder des Professor der Theologie Dr. Balthasar Meisner, eines sehr speciellen Freundes des Oberhofpredigers Hoë. Das verschaffte Wellern Zutritt im Meisnerschen Hause, und wie Meisner sah, was für schöne Kenntnisse der junge Mann hatte und welche Fertigkeit er namentlich in griechischen und lateinischen Versen besaß, so nahm er sich seiner an und verschaffte ihm mehr Unterricht, namentlich auch bei Studenten, welchen es in den Sprachen hier und da noch mangelte. Da verdiente sich denn Weller ein schönes Stück Geld, so daß er nicht nur seinen Lebensunterhalt hatte, er konnte auch noch etwas sparen. Und so wuchs denn auch seine Freudigkeit zum Studiren. Er machte sehr große Fortschritte, wie in allen Fächern der philosophischen und theologischen Wissenschaften, so auch in der Philologie und in den orientalischen Sprachen, zu denen er eine außerordentliche Lust bezeigte. Der damals berühmte Orientalist, Martin Trost, war in denselben sein Lehrer. Die übrigen theologischen Collegia aber hörte er bei Martini, Röber, Hülsemann und seinem Wohlthäter von Torgau aus, Wilhelm Leyser, welcher unterdessen von Torgau nach Wittenberg befördert worden war. 1627 promovirte er als Magister und habilitirte sich bald darauf als akademischer Docent in der philosophischen Fakultät. Da fing das Gestirn der Ehre und des Ruhms ihm zu glänzen an. Seine Vorlesungen fanden einen solchen Beifall, daß sein Auditorium bald nicht mehr zureichte die Hörer alle zu fassen, daher ihm der Rath von Wittenberg die Klosterkirche zum Col-

legienlesen einräumte. Die philosophische Fakultät aber ernannte ihn wegen seiner besondern Befähigung 1631 zu ihrem Adjunkt. Aber auch die theologische Fakultät wurde auf Wellern aufmerksam und gestattete ihm, nachdem er mehrere gelehrte Dissertationen: An Lutherani Dei verbum habeant? (Ob die Lutheraner Gottes Wort haben?) und de pudenda Pontificiorum Idololatria (über die schamlose Abgötterei der Papisten) rühmlichst vertheidigt hatte, theologische Vorlesungen zu halten. Er fing, dem Wunsche vieler Studirenden zufolge, mit dem Römerbriefe an und hat seine Erklärungen dazu auch späterhin herausgegeben. Sie erschienen unter dem Titel: Annotationes in Epistolam S. Pauli ad Romanos, Brunsv. 1654. Nun währte es nicht lange, so erhielt er mehrere Anerbietungen zu einem Rektorate an einer gelehrten Schule. In Breslau, in Stettin, in Gera wollte man ihn haben; aber auch in Sachsen wollte man ihn behalten. Deshalb trug ihm das Oberconsistorium zu Dresden die Rektorstelle an der Meißner Fürstenschule an, die er so lange verwalten sollte, bis sich eine theologische Professur für ihn fände. Er aber bat sich Bedenkzeit aus, worauf das Oberconsistorium die Sache noch einmal in Berathung zog und den Beschluß faßte den Churfürsten anzugehen, Wellern als Professor extraordinarius in Wittenberg anzustellen. Der Churfürst ging darauf ein, worauf Weller alsbald bei der theologischen Fakultät um die Doctorwürde anhielt. Sie ward ihm gegeben 1635, nachdem er eine Disputation de vera religione Adamitica primi mundi usque ad Abrahami tempora (über die wahre Adamitische Religion der ersten Welt bis auf Abrahams Zeiten) unter dem Präsidium des Dr. Wilhelm Leyser vertheidigt hatte. An demselben Tage, wo er den Doctorhut erhielt, verheirathete er sich mit der Wittwe des M. Gräfenthal, welcher Protonotarius bei'm Hofgerichte und Schöppenstuhle, so wie auch Organist in Wittenberg gewesen war. Sie brachte ihm vier Kinder zu, und die

Eheleute lebten zwei Jahre lang recht glücklich mit einander. Da brach 1637 die Pest in Wittenberg aus. Sie drang auch in Wellers Haus ein. Sein Eheweib und zwei seiner Stiefkinder — eigne Kinder hatte er nicht — wurden von der Seuche ergriffen. Die Aerzte riethen dem Professor, um seiner eigenen Erhaltung willen das Haus zu verlassen. Er war dazu nicht zu bewegen, er blieb bei seinem Weibe und verpflegte sie sorgsam und treu bis zu ihrem Tode. Die beiden Kinder starben auch, sonst aber wurde weiter Niemand im Wellerschen Hause von der tödtlichen Krankheit befallen. Das Jahr zuvor war der Orientalist Trost mit Tode abgegangen, und Weller trat jetzt in seine Stelle ein. Er las über Trosts hebräische Grammatik und gab dieselbe auch heraus, hat auch selbst eine griechische Grammatik geschrieben, die 1636 in Leipzig erschien und in mehreren Schulen eingeführt wurde. 1638 verheirathete sich Weller zum zweiten Male mit einer Tochter des Professor und Pastor primarius Dr. Paul Röber, mit welcher er 7 Kinder gehabt hat, die er alle bis auf ein Töchterchen, welches in frühester Jugend gestorben ist, groß ziehen konnte. Und eben so treu, wie für die eigenen Kinder, sorgte er auch für die beiden Stiefkinder, welche seine erste Frau ihm hinterlassen hatte, daher auch dieselben mit der größten Zärtlichkeit bis zu seinem Tode stets am Stiefvater hingen. 1640 erging an Weller ein Ruf als Coadjutor nach Braunschweig zu kommen, welches, wie schon oben bemerkt, das zweite Kirchenamt in dieser Stadt war. Er folgte diesem Rufe, nachdem er sich vorher reversirt hatte nach Sachsen wieder zurückzukehren, wenn man ihn hier verlange. In Braunschweig aber ging es ihm wohl. Bei Vornehmen und bei Geringen stand er hier in großem Ansehen und wurde von Allen geliebt. Bald rückte er auch zur Superintendentur auf, und da er an seiner Gemeinde mit derselben Liebe hing, als wie sie an ihm, so schlug er eben sowohl das Superintendentenamt in Lübeck und die

Generalsuperintendentur in Celle aus, als auch eine Professur an der dänischen Universität Sora, welche ihm unter glänzenden Verheißungen angetragen worden war. Als Superintendent in Braunschweig bemühte sich Weller, eben so wohl die kirchlichen Catechismusexamina, wie auch ein Brautexamen mit den Verlobten vor der Trauung einzuführen. Es ist ihm aber das nicht gelungen. Denn wie lieb man ihn auch sonst hatte, so widersetzte man sich doch dieser neuen Einrichtung mit aller Entschiedenheit; man wollte den Segen davon nicht anerkennen. So erschien das Jahr 1645, wo der Oberhofprediger Hoë von Hoënegg starb. Da richtete der Churfürst von Sachsen sogleich sein Augenmerk auf Wellern hin, und das Oberconsistorium gab ihm Solches schriftlich zu erkennen. Weller aber suchte diese Ehre von sich abzulehnen und schrieb dem damaligen Präsidenten des Oberconsistoriums, Friedrich von Metzsch, er müsse bekennen, daß ihm sein Schreiben viele Thränen gekostet und dermaßen bestürzet habe, daß er mit Trauern umfangen worden sei. „Denn sehe ich an die Last, spricht er, und des Subjecti, so solche ertragen soll, Beschaffenheit, gehören dazu solcher Verstand, so mir mangelt, solche Kunst und Erfahrenheit, die bei mir nicht zu finden. Betrachte ich dessen Würde, muß ich frei bekennen: Herr wer bin ich, daß du mich hinter den Kuhen hinweggenommen und bis hierher bracht hast“! und bittet dann um drei bis vier Wochen Bedenkzeit. Auch der Rath von Braunschweig ließ eine Petition nach Dresden ergehen. Es war aber Alles umsonst. Johann Georg I beharrte bei seinem gefaßten Entschluße, und Weller gehorchte. In seiner Abschiedspredigt dankt er dem Rathe und der ganzen Bürgerschaft von Braunschweig für alles Gute, das sie ihm und den Seinen gethan hätten, die Prediger aber ermahnt er, über der theuern Beilage des reinen Wortes Gottes zu halten, auch Gesetz und Evangelium nicht in einander zu braten, und erinnert sie an das Wort des Chrysostomus: Non arbitror, inter

sacerdotes esse multos, qui salvi fiant, sed multo plures, qui pereant. (Ich halte dafür, daß es unter den Priestern nicht viele gibt, welche selig werden, sondern viel mehrere, die da verloren gehen.) Nach seiner Abreise von Braunschweig wurde in allen Kirchen um eine glückliche Reise gebetet und mit diesem Gebete so lange fortgefahren, bis die Wagen, welche seine Sachen nach Wittenberg gebracht hatten, von da wieder zurückgekehrt waren. Wie erging es ihm aber in Dresden? Am Sonntage Estomihi 1646 trat er daselbst sein Amt an und wirkte in demselben bis an das Ende seiner Tage mit der allergrößten Treue und Unverdrossenheit. Bald erwarb er sich viele Liebe, und bei'm Churfürsten Johann Georg I, wie bei dessen Nachfolger Johann Georg II war er stets wohl gelitten. Aber er war auch ein recht treuer Seelsorger, dem es vor Allem darum zu thun war, die ihm anvertraute Heerde ihrem getreuen Erzhirten zuzuführen. Dafür gibt ein Gratulationsschreiben Zeugniß, das er der Churfürstin Magdalena Sibylle an ihrem Namenstage 1658 von Frankfurt aus übersendete, wohin er Johann Georg II zur Kaiserwahl begleitet hatte. Denn in diesem Schreiben findet sich nichts von hohlen Deklamationen und von niedrigen Schmeichelreden vor, seine Wünsche sind von der Art, wie sie einem echten Geistlichen geziemen. Weller hatte an diesem Tage, — es war der Krönungstag Leopolds zum deutschen Kaiser, — in früher Morgenstunde im churfürstlichen Hoflager zu Ehren der Churfürstin einen Gottesdienst gehalten und über Coloss. 3, 15: „Der Friede Gottes regiere in euren Herzen"! gesprochen. Darauf sich beziehend schreibt der Oberhofprediger an die fürstliche Frau: „Es wolle die hochgelobte Dreifältigkeit durch dero göttlichen Frieden Ew. Churfürstlichen Durchl. allezeit väterlich verleihen, daß sie allezeit als eine Heldin des Glaubens den Sieg wider Tod, Teufel, Hölle und Alles, was sich wider Sie und Ihren hochgesegneten Saamen auflegen möchte, wider die ganze Welt

herrlich und fürstlich davon tragen, und als eine rechte Magdalena in der Ehre Jesu Christi leben und für Ihm sein könnte, als die den Frieden gefunden habe. Und so etwan Unglück hereinbrechen sollte, so wollte doch der Friede Gottes in Ihrem Herzen regieren, damit der Heilige Geist die theuer erworbene Triumphs und Himmelsschätze Jesu Christi in Ihre theure Churfürstliche Seele eindrücke, auf daß, so sich Schwachheit finden wolle, die Kraft Jesu, so in den Schwachen mächtig, sich mächtiglich bei Ihr ereigne, Sie gründe, stärke und erhalte. Wenn etwa Sünde und derselben Strafe sich wollten groß machen, der Friede Gottes regiere, das ist, der werthe Heilige Geist Ihr die himmlische Schätze des theuren Leidens und des ganzen völligen blutigen Verdienstes und der Gerechtigkeit wolle zueignen. So etwa Betrübniß sollte einherbrechen und Traurigkeit, so wolle der Friede Gottes regieren in Ihrem Herzen, das ist, der Heilige Geist kräftiglich zeigen, Jesus habe sich Ihrer lieben Seele herzlich angenommen, daß Sie nicht verderbe, Ihr Gottes des Vaters Gnade erworben, wäre ja daher Ihr Seligmacher, Tröster und Erretter, so aller Noth, aller Welt, ja dem Tod und Teufel viel zu hoch gewachsen, daß er nicht bei Ew. Churfürstl. Durchl. sein, und Sie für Allen wohlbewahren wollte". Sind das nicht gute, herrliche, wahrhaft beichtväterliche Wünsche? Die quollen aus einem treuen Herzen hervor, aus einem Herzen ohne Falsch und ohne Furcht. Und wie furchtlos Weller in seinem Seelsorgeramte war, beweist auch folgende Geschichte: Es war von ihm gegen das unmäßige Trinken am sächsischen Hofe stark geeifert worden. Das nahmen ihm aber die Hofleute sehr übel, und führten bei'm Churfürsten Klage über ihn, so daß Georg II auch wirklich sich nicht mehr so freundlich, als wie früher, gegen Wellern bezeigte und der Oberhofprediger in seinem Wirken sich beschränkt sah. Da faßte er den Entschluß, mit dem Churfürsten frei und offen davon zu sprechen. Vorher aber fiel er

daheim auf die Kniee und flehte Gott um Gelingen seines Vorhabens an. Und nachdem er das gethan, nahm er seine Vokation, in welcher es hieß, daß er jederzeit unangemeldet zum Churfürsten kommen könne, und ging damit auf's Schloß. Mit der Frage, ob Sr. Durchlaucht mit der Führung seines Amtes zufrieden wäre, trat er vor Georg hin, und als derselbe mit Ja! antwortete, aber hinzusetzte, wenn er nur nicht so sehr gegen den Trunk wolle eifern, womit er sich alle Hofleute zu Feinden mache, so entgegnete Weller: „Wenn ich nur Gott zum Freunde habe, so kann mir aller Hofleute, ja des Churfürsten Ungnade selbst nichts schaden"! und berief sich dabei auf die Worte des Propheten: „Wenn ich nun zu dem Gottlosen sage: Du Gottloser mußt des Todes sterben; und du sagst ihm Solches nicht, daß sich der Gottlose warnen lasse vor seinem Wesen, so wird wohl der Gottlose um seines gottlosen Wesens willens sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern" (Ezech. 33, 8). Und darauf zog er seine Vokation aus der Tasche, legte dieselbe vor den Churfürsten hin und sprach: „In diesem Briefe steht geschrieben, ich solle mein Amt mir treulich angelegen sein lassen, für Ihrer Durchlaucht und Dero hohen Angehörigen theure Seelen sorgen und wachen, und Nichts unterlassen, was zu Ihrem Heil und Ihrer Seligkeit nöthig ist. Nun habe ich dasselbe bisher treulich gethan und werde es noch thun. Wenn mir aber dieses nicht mehr freistehen soll, so kann ich auch mit gutem Gewissen mein Amt nicht verwalten, bitte vielmehr unterthänigst, Eure Churfürstl. Durchlaucht wollen diese Vokation wieder von mir nehmen, und mich meiner Pflicht und meines Amtes gnädigst entlassen". Da gab ihm Georg zur Antwort: „Herr Doktor, Ihr seid ein redlicher und gewissenhafter Theolog, und meint es besser mit mir, als alle meine Hofleute. Prediget Ihr nur ferner, wie es Euer Amt erfordert. Wir haben freilich der Sachen zu viel gethan, wir können uns nicht rechtfertigen, brauchen wohl Strafe

und Vermahnung. Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen"! Damit entließ er den treuen Seelsorger. Und darauf eben bezieht sich auch das Wort der Churfürstin, das sie einmal sprach: „Nun, Dr. Weller meints gut". — Ja in der That, er meinte es gut, wie mit dem Seelenheile seiner Gemeinde, so auch mit seinem Glauben, und wer das lutherische Bekenntniß, an welchem er unerschütterlich festhielt, auch nur im Geringsten antastete, der galt ihm als ein Feind der Kirche Jesu Christi. Deshalb eiferte er gegen Katholiken und Calvinisten, und als der Helmstädter Professor D. Georg Calixtus mit der Behauptung auftrat, daß die Lehre von der Dreieinigkeit im alten Testamente noch nicht offenbart worden sei, und die Möglichkeit einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Confessionen im allgemeinen Zurückgehen zu den ökumenischen Symbolen und Synodalbeschlüssen der fünf ersten Jahrhunderte erblickte, weshalb Calixt und seine Anhänger die Synkretisten (Religionsmenger) genannt wurden, so trat Weller in mehreren Schriften wider ihn auf, als: „Wegweiser der Gottheit Jesu Christi, wie dieselbe klar offenbahret, und daß man im Alten Testament bey Verlust der Seligkeit habe glauben müssen, Christus sei Gott. Gezeiget aus Gottes Wort, denen alten Kirchenlehrern, und Luthero seeligen, nebst einem Anhange wieder Georg Calixtum, darinnen sein unchristliches Beginnen ausgeführt und wiederleget wird. Dresden, durch Bergers Erben, 1649". und „Kurzer Entwurf Calixtinischer Neuerung, unter der Frage, daß man im Alten Testament nicht glauben müssen, daß der Herr Jesus wahrer Gott sey? Dresden 1651". Und als nun Calixtus eine „Wiederlegung der Verleumdung, damit ihn D. Weller zu beschmitzen gelüsten lassen" dem entgegensetzte, so ergriff Weller in dieser Sache noch einmal die Feder, indem er schrieb: „Abwischung der unchristlichen Lästerung, damit G. Calixtus in seiner Wiederlegung und Verantwortung die Ehre Christi beschmitzt. Dresden 1652". Solche

Kämpfe um die Lehre aber verschafften Wellern bei'm ganzen churfürstlichen Hause nur um desto größeres Ansehen, daher auch Georg II, als er noch Churprinz war, nach der Investitur des Generalsuperintendenten D. Abr. Calovius, welche durch Weller vollzogen worden war (d. 14 Febr. 1654), bei Tafel sich an ihn wendete und die Worte zu ihm sagte: „Herr D. Weller, Ihr habt heute auf des Herrn Superintendenten Seele die Seelen derer Zuhörer gebunden. Höret nun: Ich binde euch die Seele meines jungen Prinzen auf eure Seele, daß, weil der Herr Vater nunmehr ein hohes Alter durch göttliche Gnade erlebt, und ich auch nicht wissen kann, wenn mich Gott abfordern wird, daß Ihr nach meinem Tode den jungen Herrn (Johann Georg den III) in keiner andern Lehre wollt erziehen lassen, als darinnen ich bin geboren, jetzo lebe, und durch göttlichen Beistand und Hilfe bis an mein seliges Ende beständig verharren, und darauf leben und sterben will, nämlich in der wahren lutherischen Religion der ungeänderten augsburgischen Confession". Zwei Jahre darauf, nachdem diese denkwürdige Rede von Johann Georgs II Lippen geflossen war, bestieg derselbe den väterlichen Thron, und wie er ein warmer Freund von Gottes Worte war, so war er auch immer freundlich und wohlwollend gegen seinen Beichtvater gesinnt, welcher das Wort Gottes ihm sagte. Nicht genug, daß er denselben auf seinen Reisen mit sich nahm, weil er auch da der Seelenspeise nicht entbehren mochte, so schenkte er Wellern auch ganz besonders sein Vertrauen, als er 1662 eine neue Bibelausgabe mit Kupfern drucken ließ, welche der Churfürst mit eigner Hand corrigirte. Weller faßte dazu eine Vorrede ab „von der Herrlichkeit und Lobe göttlichen Wortes", und nahm überhaupt dieses Werkes mit allem Eifer sich an. Dafür machte ihm der Churfürst ein sehr ansehnliches Geldgeschenk und schrieb ihm dazu am Neujahrstage 1663 folgenden Brief:

„Hochwürdigster Herr!

Mit Wünschung von dem allerhöchsten Gott, ein glückseliges fried- und freudenreiches Jahr, und alles dasjenige, was Ew. Hochwürden an Seel und Leib nützlich ist, nebenst langem Leben und beständiger Gesundheit, Gott wolle Ihm nicht allein dieses, sondern noch viel viel und lange Jahr seiner Christlichen Kirchen zum Besten erhalten, und Ihm geben, was sein Herz wünschen thut, so ich Ihm von Grund des Herzens und Seelen wünschen thue, zum lieben neuen Jahr, hiernebenst will ich auch Euer Hochwürden, als meinen lieben Beichtvater mit einem kleinen neuen Jahr verehret haben, von eintausend Thaler meines Schlages, welches er wolle zu diesem mahl vorlieb nehmen, und verbleibe bis in Todt Sein und der Seinigen allezeit treuer und wohl affectionirter Herr,

Johann George, Chur-Fürst". —

Ein gleiches Geschenk erhielt Weller in demselben Jahre, nachdem er aus Kopenhagen wieder zurückgekehrt war, wohin er die Churfürstin und den Churprinzen zu dessen Verlobung mit der dänischen Prinzessin Anna Sophie begleitet hatte. Das Jahr darauf 1664 mußte er mit dem Churfürsten auf den Reichstag nach Regensburg reisen. Hier traf er, wie Spener erzählt (Pia desideria S. 30) mit dem Würtemberger Hofprediger Zeller zusammen, gegen welchen er sich darüber aussprach: „wie die scholastische Theologie, die Luther zur vordern Thür herausgetrieben, von Andern zur hintern wieder hereingelassen wurde, auf's Neue aus der evangelischen Kirche herausgeschafft und die theologia biblica an die Stelle gesetzt werden könne". In Regensburg aber wurde Weller krank. Indessen wurde er scheinbar wieder hergestellt und kehrte nach Dresden zurück. Doch trug er den Todeskeim in der Brust. Bald be-

kam er Geschwulst, verlor den Schlaf, athmete schwer und wurde immer matter und matter. So ging es mehrere Monate lang fort. Er trug aber seine Leiden mit großer Geduld, niemals ging eine Klage über seine Lippen, und ein Sonnenstrahl war es ihm in seiner Leidensnacht, als am Pfingstheiligenabende der Churfürst mit seiner Gemahlin und dem Kronprinzen an sein Siechbette traten, um bei ihm zu beichten. Etliche Wochen darauf besuchte ihn der Churfürst mit seinem Erbprinzen noch einmal und bat um seinen priesterlichen Segen. Da richtete Weller an den churfürstlichen Thronfolger, freilich unter vielen Förmlichkeiten und mit der allergrößten Devotion, welche man in dieser Rede wohl wegwünschen möchte, noch so manches wohlgemeinte beichtväterliche Wort, und ermahnte denselben namentlich zur Beständigkeit in der evangelischen Religion. Am 28 Juni wurde es Wellern klar, daß er von diesem Lager nicht wieder aufkommen könne. Da ließ er seine beiden Collegen, die Hofprediger M. Andr. Lucius und Valentin Heerbrand, ersuchen, zu ihm zu kommen, nahm von ihnen Abschied und gab vor ihnen die Erklärung ab „daß er bei der Lehre, die er aus Gottes Wort öffentlich getrieben, verharren wolle bis an sein seliges Ende und mit derselben in Freuden vor dem Richterstuhle Christi erscheinen“. Aber noch immer vergingen etliche Tage bis zu seinem Tode. Es erfolgte derselbe am 6 Juli. Die Seinen standen um sein Todtenlager her und beteten und sangen. Er sang mit und stimmte selbst das Lied an: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“! Dann betete er: „Herr Jesu, Dir leb ich; Herr Jesu, Dir sterb ich; Herr Jesu, Dein bin ich; Herr Jesu, Dein bleib ich todt und lebendig. Mach mich ewig selig. Amen“! Und noch Mehreres betete er, bis er nicht mehr beten konnte. So fand ihn der Tod. Ruhig und sanft schlummerte er hinüber. Sein Pilgerlauf hatte 61 Jahre und 7 Monate lang gewährt. Der Churfürst und der Churprinz, so wie der ganze Hof ge-

leiteten ihn nach seiner Ruhestätte in der Sophienkirche, wo ihm der Hofprediger Lucius die Leichenpredigt hielt über den von Wellern selbst bezeichneten Text: Röm. 12, 21: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem"! Lucius entnahm aus diesem Texte das Thema: „Der herrliche Sieg der Wagen und Reuter Israel und aller guten Streiter Jesu Christi", und sagte darin unter Anderm: „Wie es im Kriege hoch gefährlich und mißlich steht, wenn die Wagen, sonderlich vor Zeiten, hinweg, Geschütze und Munition genommen, die Generalspersonen verloren und die Reiterei eingebüßt: also auch in dem Kriege des Herrn in der christlichen Kirche, sonderlich heutiges Tages, da von allen Seiten sowohl durch irrige Lehrer, als auch Tyrannen und Verfolger die arme kleine Heerde hochbedrängt ist, da siehets auch gefährlich aus, nachdem in wenig Jahren viel theure Lehrer unserer Kirchen, die an der Spitze gestanden, und des Herrn Kriege geführt, hinweg gegangen; und nun auch von unserm Lande, Hof und Stadt ein solcher Schutz und geistlicher Kriegesheld hinweggerissen worden. O was Schaden bringet dieses mit sich! was Unglück kann darauf erfolgen"! Auch in Wittenberg wurde ihm von Calovius, und in Possendorf vom Pfarrer Facilides eine Gedächtnißpredigt gehalten. Denn nach Possendorf war Wellers Rittergut, Karsdorf, eingepfarrt, und er hatte daher der Kirche zu Possendorf bei seinem Leben schon eine neue Orgel geschenkt und sie auch jetzt wieder in seinem Testamente mit einem Legate bedacht. In diesem Testamente läßt Weller an Weib und Kinder eine sehr bewegliche Ermahnung ergehen, indem er ihnen schreibt: „Ich ermahne mein liebes Weib und Kinder, und liebe Kindeskinder sammt und sonders, bevoraus beyde Söhne, daß sie Gott und sein heiliges Wort herzlich lieben mit Beten und Singen, auch fleißiger Hörung der Predigten ihm dienen, und bey der erkannten himmlischen Wahrheit der Lehre Christi Jesu beständig verbleiben.

Ach, behaltet doch, lieben Kinder, die Ehre und Lehre Christi Jesu! Euer Vater hat durch Gottes Gnade den Greuel widriger Lehre erkennet, stirbt als ein Feind nicht eines einzigen Menschen auf Erden, oder der armen verführten, sondern Päpstischer, Calvinischer, Photinianischer, Arminischer, der Synkretisten und anderer Schwärmer Lehre. Wünschet Jenen Erkenntniß der Wahrheit und dadurch die ewige Seligkeit, auch alles Wohlergehen; dieser, der falschen Lehre aber, daß ihr Gott wolle widerstehen und sie dämpfen". Auf sein Grab ließen seine Erben folgende Grabschrift setzen:

D. O. M. S.
Mortalis quaeris,
Mortalium quis fuerim?
Ego Jacobus Weller
a Molsdorf, in Karsdorff, Doct. Theologus,
Duorum Elector. Saxon. Joh. Georg I & II per ann. IIXX.
Concionator Aulicus Primarius, Confessionar.
& Consiliar. Ecclesiasticus,
Natus in Neukirch, Anno CIƆIƆCII d. V Decembr.
vincens malum bono, invictus a malo,
discessi triumphans,
Dresdae VI. Julii, An. CIƆIƆCLXIV.
aetat. LXI. Mens. 7.
Nunc quiesco in pace.

(Sterblicher, Du fragst, wer ich unter den Sterblichen gewesen bin? Ich Jakob Weller von Molsdorf auf Karsdorf, Doktor der Theologie, zweier sächsischer Churfürsten Johann Georgs I und II Oberhofprediger, Beichtvater und Kirchenrath 18 Jahre lang. Geboren ward ich zu Neukirchen im Jahre 1602 am 5 December. Das Böse mit Gutem besiegend bin ich, vom Bösen unbesiegt, triumphirend aus der Welt gegangen, zu Dresden d. 6 Juli 1664 in einem Alter von 61 Jahren 7 Monaten. Nun ruhe ich im Frieden.)

Noch wird es nöthig sein, über die Predigtweise Wellers ein Wort zu sagen. Er war mit großen Rednergaben ausgerüstet, war ein geistreicher Mann, besaß viel Originalität und Scharfsinn, züchtigte die Sünder seiner Zeit mit allem Freimuthe und wußte seinen Zuhörern scharf in's Gewissen zu reden. Sein Gedächtnißprediger Facilides sagt von ihm in der erwähnten Predigt: „Er hat nicht alt vettelische Fabeln, Träume, Lügen oder Menschenlehre gepredigt, daraus betrübte und erschrockene Herzen, die in großer Anfechtung und Jammer einhergehen, wie Lutherus redet, keinen Trost für ihre Seelen schöpfen können, sondern Gottes Wort". Es folgen hier einige Proben von seiner Art zu disponiren. Bei der Einführung eines Superintendenten stellte er aus Apgesch. 20, 28 dar: „Geistliche Schleuder Davids". Damit verglich er nämlich das Predigtamt, und wies nach, daß diese Schleuder sei 1) funda gravissima, eine Schleuder, so schwer zu tragen ist, 2) funda divinissima, eine recht göttliche, 3) funda pretiosissima, eine hochtheure, kostbare Schleuder. Am Friedensfeste 1648 predigte er über Klagl. Jerem. 3, 22—24: „des Friedens Tempels edler Bau, das ist, die geistliche Beschauung 1) des Grundes, darauf dieser Tempel beruhet; 2) des herrlichen Daches und Gewölbes; 3) des schönen Tafelwerks oder Seiten, und dann 4) der köstlichen Orgel und Predigtstuhls, von Gott dem Herrn selbsten also aufgerichtet". Am Jubelfeste des augsburger Religionsfriedens 1655 stellte er aus dem 125 Psalme zum Thema auf: „den brennenden Busch", und zeigte 1) wer denn ein solcher Busch sei, darinn die Herrlichkeit Gottes erscheinet; 2) wie mächtig und prächtig sich da Gott erzeige; 3) wie gefährlich der Busch brenne, und 4) wie dieser Busch alle Feinde vertreibe. Bei der Beerdigung des Oberconsistorialpräsidenten Friedrich von Metzsch stellte er aus Hebr. 13, 5 „des christlichen Ritters Grund" auf, welcher bestehe 1) in verbi Divini inculcatione, daß man ihm selber immer-

dar Gottes Wort und Verheißungen einbläue, 2) in verbi Divini applicatione, da man sich das, was in Gottes Wort verheißen worden, gläubig zueigne, 3) in providi Dei observatione, sich auf Gottes treue Vorsorge verlasse. Und bei'm Leichenbegängniße des Churfürsten Johann Georg I behandelte er das Thema: „der Churfächsische Glaubens-Cedernbaum", so wie bei der Einsenkung der Leiche in die churfürstliche Gruft zu Freiberg: „Schwarzer Balken güldner Grund". — Doch genug von Weller. Es wird Zeit, daß wir in der Gemäldegallerie der sächsischen Oberhofprediger weiter gehen. Haben wir doch vielleicht so Manchem schon zu lange vor dem Bilde dieses Mannes gestanden.

Anmerkung. Während Wellers Amtirung arbeiteten mit ihm zugleich an der Schloßkirche 1646—1658 M. Laurentius und Heerbrand; 1659—1664 Heerbrand und M. Lucius.

Neunter Abschnitt.

Dr. Martin Geier,

Churfürstl. Sächsischer Oberhofprediger von 1665—1680.

Der Pfarrer Facilides in Possendorf hatte in seiner dem Oberhofprediger Dr. Jakob Weller zu Ehren gehaltenen Gedächtnißpredigt denselben eine Ehrensäule der Kirche genannt und darüber geklagt, daß diese Säule umgefallen sei. Und gewiß, es war das eine gerechte Klage gewesen. Denn wer sollte die Stelle eines solchen Mannes ersetzen? Indessen der Herr der Kirche hatte schon dafür gesorgt und ein tüchtiges Werkzeug zu seinem Dienste bereits wieder ausgerüstet. Martin Geier war dieses Werkzeug, ein hochgelehrter Mann und ein gewaltiger Prediger. Leipzig war seine Geburtsstadt. Hier

erblickte er das Licht der Welt am 24 April 1614. Sein Vater war ein Kaufmann, der in rechtschaffener Gerechtigkeit vor Gott einherging und seinem Herrn und Heilande mit ganzem Herzen angehörte. Kaum hatte der Sohn das vierte Lebensjahr erreicht, so wurde derselbe einem gewissen M. Kramer zum ersten Unterrichte anvertraut, und der Vater schrieb an dem Tage, wo er das Söhnchen dem Lehrer zuführte, indem er dies in seinem Kalender bemerkte, dazu die Worte: „Der liebe Gott helfe, daß er fromm und groß werde, und darneben fleißig lerne"! Sein Wunsch wurde erfüllt. Martin war ein fleißiger Knabe, und da er große Lust zum Lernen bezeigte, so wurde er schon 1621 der Leipziger Nikolaischule übergeben, welche damals unter der Leitung des verdienten Rektor und Professor, M. Johann Friedrich, stand. Nebenbei genoß er aber auch noch den Privatunterricht des M. Kromer, und als dieser sein geliebter Lehrer 1625 als Tertius an die Schule in Torgau berufen wurde, so wollte der Knabe gern mit ihm ziehen. Der Vater willigte ein, und so erhielt denn Martin seine weitere Gymnasialbildung auf der Torgauer Schule unter dem Rektorate des M. Joachim Meißner. Dort blieb er bis Ostern 1628, wo er von seinen Lehrern für tüchtig befunden wurde die Universität zu beziehen. So kehrte er als 14jähriger Student in seine Vaterstadt zurück und hörte hier drei Jahre lang philosophische und philologische Vorlesungen. Er wünschte aber auch noch eine andere Universität zu besuchen. Nach Straßburg stand sein Sinn. Dorthin ging er mit Genehmigung seines Vaters 1631. Der entließ ihn unter frommen Segenswünschen und herzlichen Ermahnungen und schloß ihn das letzte Mal in seine Arme. Denn Vater und Sohn sollten sich nicht wieder sehen. Der Vater starb im November des nämlichen Jahres. Ganz unerwartet kam dem Sohne die schmerzliche Nachricht. Er hatte noch viel vorgehabt. Nach Frankreich, England und Holland wollte er reisen um seiner weiteren Aus-

bildung willen. Das ging nun aber nicht. Jetzt war es vor allen Dingen nothwendig, daß er um der väterlichen Hinterlassenschaft willen sobald als nur möglich sich nach Leipzig begab. Das war jedoch in jener Zeit eine höchst gefährliche Reise. Denn die Straßen wimmelten voll Kriegsgesindels, und in Sachsen namentlich sah es sehr böse aus. So wartete denn Geier bis in den September des folgenden Jahres. Dann aber machte er sich mit Gott auf die Reise und unangefochten kam er bis Jena. Da mußte er 10 Wochen lang bleiben. Denn kurz vor der Schlacht bei Lützen war es, als eben Leipzig erobert worden war, und die Wallensteiner streiften in der Gegend umher. Endlich konnte er weiter ziehen, und ohne alle Hindernisse wurde Leipzig von ihm erreicht. Hier ordnete er seine Familienangelegenheiten, wurde alsdann im Frühjahre 1633 Magister und ging darauf nach Wittenberg, um sich nunmehr ausschließlich dem Studium der Theologie zu widmen, da er sich in Leipzig und in Straßburg nur auf philologische und philosophische Studien gelegt hatte. In Wittenberg wohnte er mit dem damaligen Adjunkt und nachherigen Professor Weller in einem und demselben Hause und hatte mit ihm vielen Umgang. Er hörte auch fleißig dessen Vorlesungen, so wie Röbern, Wilhelm Leysern, Hülsemann und den Professor der morgenländischen Sprachen, Trost. Als Geier nach Wittenberg kam, hatte er im Hebräischen noch gar keinen Anfang gemacht, und doch vergingen nur wenige Wochen, da konnte er schon mit Nutzen bei Trost den Propheten Jesaias hören. Die morgenländischen Sprachen wurden von da an sein Lieblingsstudium. Auch fing er bald an im Hebräischen Privatunterricht zu ertheilen. Bis 1637 hat er in Wittenberg studirt. Da brach in dieser Stadt die Pest aus und auch in Wellers Haus war sie eingezogen. Das bestimmte Geiern, dem Rathe zu folgen, welchen ihm schon früher seine Freunde gegeben hatten, nach Leipzig zu gehen und hier seine Beförderung zu suchen.

Dort fand er einen großen Gönner am Professor Dr. Heinrich Höpfner und wurde zwei Jahre darauf 1639 dessen College, indem ihm nach Baldovius Weggange nach Helmstädt die Professur der hebräischen Sprache übertragen wurde. 1643 erhielt er neben dieser Professur zugleich auch noch die letzte Diakonatstelle an der Thomaskirche. An seinem dreißigsten Geburtstage, dem heiligen Osterabend, trat er dies neue Amt an, aber nicht ohne Zittern und Zagen, so daß er nach gehaltener Anzugspredigt, wäre es möglich gewesen, lieber wieder zurückgetreten wäre. Zwei Jahre lang blieb er von da an noch unverheirathet; dann aber vermählte er sich mit einer Stieftochter des Professor und Archidiakonus Dr. Bauer. Er lebte mit derselben in glücklicher Ehe. Es sollte aber dieses Glück nur von kurzer Dauer sein. Geiers Weib starb 1654 kurz darauf, nachdem sie ihr drittes Kind geboren hatte, und hinterließ dem trauernden Gatten einen Sohn und eine Tochter; denn das erstgeborne Söhnchen war nur ein Jahr alt geworden. Die Tochter folgte aber auch bald der Mutter. Darauf entschloß sich Geier, nachdem er drei Jahre lang als Wittwer gelebt hatte, zu einer zweiten Heirath. Er wählte eine Tochter des Dr. Benedikt Carpzov, welche ihm zu ersetzen suchte, was er an seinem ersten Weibe verloren hatte, und ihm vier Kinder gebar, von welchen das älteste frühzeitig wieder verstarb. Wenige Monate nach seiner zweiten Verheirathung starb Geiers Schwiegervater Dr. Carpzov, und er rückte nun in dessen Stelle als Professor der Theologie und Archidiakonus an der Thomaskirche ein. Das Jahr darauf 1658 bewarb er sich um die theologische Doktorwürde, welche die Facultät ihm ertheilte, nachdem er seine Disputation de precibus pro defunctis, oppositam Pontificiis (über das Gebet für die Verstorbenen, im Gegensatze zu den Katholiken) rühmlichst vertheidigt hatte. 1661 starb der Superintendent Hülsemann. Da fand sich der Stadtrath bewogen, Geiern dieses Amt anzutragen. Er widerstrebte zwar;

denn er glaubte einem solchen wichtigen Berufe nicht genug gewachsen zu sein. Da man aber in ihn drang, so tröstete er sich mit dem Bibelworte: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig"! (2 Corinth. 12, 9.) und sprach: „Des Herrn Wille geschehe"! So ward er Superintendent, und er war ein gar tüchtiger Ephorus, so daß man keineswegs Ursache hatte diese Wahl zu bereuen. Aber er war auch ein demüthiger Mann, der es wohl erkannte, daß Nichts von dem, was er in seinem Berufe leistete, sein eigenes Werk, sondern Alles allein nur Gottes Werk sei, daher er auch von seinem Wirken als Superintendent, Consistorialassessor und Universitätslehrer in Leipzig einmal gesagt hat „daß, wenn in allen diesen Aemtern etwas Fruchtbarliches durch ihn ausgerichtet worden wäre, das nicht ihm selbst, sondern blos der gütigen Hand seines frommen und weisen Gottes zuzuschreiben sei". Aber nur etliche Jahre vergingen und sein Wirkungskreis wurde wieder ein anderer. Denn als im Jahre 1664 der Oberhofprediger Weller gestorben war, so erging vom Oberconsistorium aus an Geiern die Frage: „Ob er wohl, so Churfürstl. Durchl. zu Sachsen ihn gnädigst an solche Statt berufen möchte, solches Amt gehorsamst auf sich zu nehmen, gesonnen wäre". Da machte er sich schnell auf nach dem nahen Rötha, dem Rittersitze des damaligen Oberconsistorialpräsidenten und Geheimenrathes Karl Freiherrn von Friesen, und erklärte diesem, daß er sich zu jenem wichtigen Amte aus vielen dringenden Ursachen ganz unvermögend fühle und daher um gnädigste Verschonung bitte. Und damit hoffte Geier würde die Sache nun abgethan sein. Wie erschrak er daher, als er eines Abends ein Schreiben erhielt, in welchem er aufgefordert wurde baldigst nach Dresden zu kommen. Die Nacht ging ihm ohne Schlaf dahin, und kaum hatte er am andern Morgen seine Predigt gehalten — denn es war gerade ein Sonntag —, so setzte er sich hin und schrieb an den Superintendenten D. Buläus in Dresden einen lateinischen

Brief, in dem er ihm sagte, wie er einem solchen Amte sich durchaus nicht gewachsen fühle und sein Herz vor dieser ungeheuern Last gewaltig erschrecke. „Bone Deus! quid agam? heißt es in diesem Briefe — infirmus ego, tot necessariis ad ferundam ejusmodi molem requisitis destitutus, subire jubeor stationem eam, quae heroëm poscit instructissimum. Facessant remorae domesticae, facessant amantium gemitibusque variis me remorantium vincula, facessant commoda in universum omnia: nondum tamen deprehendere penes me possum ea, quae tantorum in statione hac Antecessorum et decent successorem et ineptum plane eum reddunt, si desint. Cor meum horret penitus muneris immensi molem. (Guter Gott, was soll ich thun? Entblößt von so vielen Erfordernissen, welche zum Ertragen einer solchen Last unumgänglich nothwendig sind, wird von mir Schwachen verlangt, ein Amt zu übernehmen, welches einen in allen Fächern der Wissenschaft höchst tüchtigen Mann erfordert. Abgesehen von den häuslichen Unruhen, abgesehen von den Freundschaftsbanden, die bei manchen Seufzern mich zurückhalten wollen, und abgesehen auch von allen bisherigen Vortheilen überhaupt, so bin ich es doch nicht im Stande, mir das zu eigen zu machen, was sich für den Nachfolger so großer Vorfahren in diesem Amte geziemt und denjenigen, welchem es fehlt, ganz untauglich macht. Mein Herz erzittert vor der Last eines solchen ungeheuer schweren Berufes.) Etliche Tage darauf schickte er sich nun zur Reise nach Dresden an, und daselbst angekommen, bat er um eine Audienz bei'm Churfürsten. Die ward ihm gewährt. Der Churfürst aber sagte ihm, er solle bedenken, daß Gott selbst ihn durch seinen Landesfürsten rufe. Und das gab bei ihm den Ausschlag. Nun redete er nicht mehr dagegen, sondern sagte mit David: „Siehe, hier bin ich, der Herr mache es mit mir, wie es ihm wohlgefällt"! Am Neujahrstage 1665 hielt er in der Schloßkirche zu Dresden

seine Antrittspredigt und stellte nach dem Neujahrsevangelium darinnen vor 1) den beschnittenen, und 2) den benannten Jesum. Dann ging er aber noch einmal nach Leipzig zurück, und hielt dort erst am Sonntage Judica seine Abschiedspredigt über das Sonntagsevangelium, aus welchem er zum Hauptsatze nahm: „Das redliche Hinausgehen aus dem Tempel zu St. Thomas in Leipzig", und zeigte dabei: 1) unsers Jesu Herrschaft, 2) des Herrn Jesu Wissenschaft, und 3) des Dieners Eigenschaft. Geier war ein sehr friedliebender Mann und von sanftem Gemüthe. Daher war es auch, gleich wie er nach Dresden ging, sein fester Entschluß, vor allen theologischen Streitigkeiten sich auf das Sorgfältigste zu hüten und durchaus in keinen Federkrieg sich einzulassen. Sein Wahlspruch war: Beati sunt mites! (Selig sind die Sanftmüthigen!) und er hat diesen Wahlspruch während seiner fünfzehnjährigen Amtsführung als Oberhofprediger niemals aus den Augen verloren. Von seiner Demuth und Bescheidenheit aber, deren schon oben gedacht worden ist, gab er einen recht deutlichen Beweis in einem Briefe an den Geheimenrath Miltitz vom Jahre 1667, als er von demselben ein silbernes Tafelservice zum Geschenk erhalten hatte. Denn hier heißt es: „Wenn uns Posidonius von dem fürtrefflichen Bischof Augustino (in vita ejus c. 22.) erzählet, daß er bei seinem Tische mehr nicht als silberne Löffel geführet, das übrige sei hölzern, steinern oder töpfern gewesen, so muß ich bekennen, daß durch Ihrer Excell. Mildigkeit ziemlichermaßen ich schamroth gemacht worden, da ich (der ich doch dem Augustino Wasser auf die Hände zu gießen mich zu wenig gern erkenne,) es ihm nunmehr fürthun kann. Würde in Wahrheit an dessen hoher Affektion mir schon haben begnügen lassen, wenn gleich dermaßen kostbares Andenken zurückgeblieben wäre". — Als Kanzelredner war Geier sehr beliebt, und Niedere wie Hohe hörten ihn gern. Davon gibt Zeugniß der fromme Minister Veit Ludwig von Seckendorf, der in seinem Buche: „Addita-

menta zum Christenstaat" über ihn sagt: „Aus meiner wenigen Erfahrung kann ich mich keines Predigers erinnern, der mit besserer Art, Mäßigung und Erbauung, zuweilen eine Historie oder Apologum eingeführt hätte, als der stattliche hochverdiente Mann, Herr Dr. Martin Geier. Der wußte es, zu rechter Zeit, kurz und wie seine Art war, mit einfältigen unaffectirten, aber wohl bedeutlichen nachdrücklichen Worten, nach Gelegenheit seines Auditorii bei Hofe zu thun". Eine Probe von seiner Dispositionsweise ist bereits gegeben, und noch einige Dispositionen mögen hier Platz finden. Bei der Einweisung seines Nachfolgers in das Superintendentenamt zu Leipzig, des Dr. Samuel Lange, stellte er aus 1 Sam. 10, 23. 24 vor: den von allem Volk erwünschten Langen, oder des Propheten Samuels 1) Fürstellung, 2) Anweisung, und 3) Glückwünschung. Und als er einige Zeit darauf in das nämliche Amt den bisherigen Weißenfelser Superintendenten, Dr. Georg Lehmann, einführte, so hatte er zum Thema: „Den getreuen Lehnmann Gottes", indem er zeigte, wie derselbe 1) muthig, 2) beständig, und 3) emsig sei. Als er am 3 Trinitatissonntage 1672 am Namenstage des Churfürsten die Schloßkirche zu Moritzburg einweihte, so stellte er aus dem Sonntagsevangelium Luc. 15, 1—14 die Gotteshäuser vor 1) als Gasthäuser, 2) Schäfereien, und 3) als Schatzkammern; und am 19 Trinitatissonntage des nämlichen Jahres zeigte er bei der Einweihung der Kirche auf der Festung Königstein aus dem Evangelium Matth. 9, 1—8., daß man die Gotteshäuser zu betrachten habe 1) als Sing- und Bethäuser, 2) als Trosthäuser, 3) Streithäuser, 4) Hilfhäuser, und 5) Dank- und Lobhäuser. Bisweilen hatte er auch gar kein Thema, wie bei der Investitur des Dr. Lucius zum Superintendenten in Dresden, wo er nach 1 Timoth. 5, 17. 18. 1) über den ehrwürdigen Lehrer, und 2) über den ehrerbietigen Zuhörer sprach, oder 1679, als Johann Georg II wegen des zu Niemwegen geschlossenen Friedens am 20 Trini-

tatissonntage ein Dankfest anstellen ließ. Da stellte Geier nach dem Evangelium Matth. 22, 1—14. vor 1) den grimmigen Krieg, 2) den seligen Frieden, 3) des Undanks Verlust. — Das darauf folgende Jahr 1680 war für Dresden ein Jahr schwerer Heimsuchung. Die Pest brach aus. Das bewog den Churfürsten, mit seinem Hofstaate sich nach Freiberg zu wenden, und Geier, so wie auch der dritte Hofprediger Green, mußten ihn dahin begleiten. Dem Tode aber kann Niemand entfliehen. Er schreitet dem Menschen nach, wohin er auch geht. So ging er auch Johann Georg II nach. Der Churfürst starb am 22 August auf seinem Schloße in Freiberg. Da hielt ihm Geier in der Freiberger Schloßkirche eine Trauerpredigt über Coloss. 3, 1 u. 2., in welcher er den Wahlspruch des Churfürsten: „Sursum, deorsum, oder die allerbeste Sorgfalt zum Thema machte, und 1) deren Grund, 2) Art, und 3) Zweck nachwies. Aber die Predigt bei der Einsenkung des fürstlichen Leichnams, die am 10 Oktober geschah, konnte er nicht halten. Da war Geier selbst eine Leiche. Er wurde, wie er es oft gewünscht hatte, mit einem langen Krankenlager vor seinem Abschiede verschont. Am 11 September, es war der Tag vor dem 14 Trinitatissonntage, fühlte er sich noch ganz wohl, hatte mit Lust und Freudigkeit auf seine Predigt studirt und legte sich völlig gesund zur nächtlichen Ruhe nieder. Da wird er auf einmal mitten in der Nacht von einem gewaltigen Herzdrücken befallen, und Hände und Füße erkalten. Schnell holt man Aerzte herbei, aber es ist keine Hilfe. Der Puls wird immer schwächer, der Odem immer kürzer, und Morgens gegen halb 7 Uhr, den 12 September, ist der theure Gottesmann todt. In der Domkirche zu Freiberg hat man ihn begraben und auf seinen Leichenstein geschrieben:

D. O. M. S.

Hic. Resurrectionem. expectat. D. Martinus Geierus. in. quo. Theologo. Doctrinae. inexhaustae. copia. cum Sanctitate

Vitae. Paria. faciebat. Qui. Natus. Lipsiae. D. XXIV. April. Ann. CIƆIƆCXIV. Ebraeas. primum. Literas. quarum. summus. Vates. ac. Vindex. extitit. Ann. XIIX. Tum. Theologiam. An. VII. cum. magna. Laude. in. Acad. Patr. docuit. & Ecclesiam. ibidem. mira. fide. prudentiaque. rexit. Denique An. CIƆIƆCLXV. A. Sereniss. Sax. Elect. JOH. GEORGIO. II. ad. Conc. Aul. Supr. Consil. Ecclesiast. & animarum. Principalium. Curam. evocatus. Zeli. Industriae. Pietatis. Exemplum Singulare. praeluxit. Obiit. Freibergae. XXI. D. post. Fata. O. M. Electoris. XII. Sept. CIƆIƆCLXXX. Gloria. & Nomine. quod. illustribus. ingenii. Sanctitatis. ac. Doctrinae. editis. monumentis. sibi. paruit. Superstes. perpetuo. et immortalis. Marito. Patrique. optime. merito. Vidua. Liberique. Moerentes. Lugentesque. P. C. (Hier erwartet seine Auferweckung D. Martin Geier, bei welchem Theologen die Fülle einer unerschöpflichen Gelehrsamkeit mit der Reinheit des Lebens Hand in Hand ging. Er wurde geboren zu Leipzig am 14 April 1614. Zuerst war er 18 Jahre lang ein ausgezeichneter Lehrer der hebräischen Sprache. Sodann lehrte er 7 Jahre lang Theologie mit großem Lobe an der Universität seiner Vaterstadt und hat daselbst die Kirche mit bewundernswürdiger Treue und Klugheit regiert. Zuletzt im Jahre 1665 zum Oberhofprediger, Kirchenrath und Seelsorger des Churfürsten von Sachsen Johann Georg II ernannt, hat er als ein seltenes Beispiel des Eifers, der Emsigkeit und der Frömmigkeit vorangeleuchtet. Er starb zu Freiberg 21 Tage nach dem Tode seines Churfürsten am 12 September 1680. Durch herrliche Zeugnisse seines Geistes, seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hat er unsterblichen Ruhm und Namen sich erworben. Dem treu verdienten Gatten und Vater die tiefbekümmerte Wittwe und die trauernden Kinder.) Er hinterließ bei seinem Ableben außer seiner Wittwe noch 2 Töchter und einen Sohn; denn sein Sohn erster Ehe war schon früher 15

Jahre alt als Student gestorben. Und auch der den Vater überlebende Sohn erreichte kein hohes Alter. Er starb 22 Jahre alt als Magister in Leipzig an den Masern und hat den noch bestehenden Geierschen Freitisch im Convicte gestiftet. Aus den hinterlassenen Schriften des Oberhofprediger Geier verdienen besonders seine Commentare zum Prediger Salomo, den Sprüchen Salomos, den Psalmen und dem Propheten Daniel eine rühmliche Erwähnung. Auch gab er eine Sammlung von Predigten heraus unter dem Titel: „Zeit und Ewigkeit, aus denen Sonn= und Fest=Tags=Evangelien fürgetragen, Leipzig 1669". so wie „eine Sammlung von Leichenpredigten in zwei Theilen", und noch viele andere Predigten mehr.

Anmerkung. Geier hat zu seinen Collegen folgende Männer gehabt: 1665—1674 Heerbrand und M. Lucius; 1674—1678 M. Lucius und M. Carpzov; 1678—1680 M. Carpzov und M. Green.

Zehnter Abschnitt.

Dr. Johann Andreas Lucius,

Churfürstl. Sächsischer Oberhofprediger von 1681—1686.

Lucius, aus einer Predigerfamilie entsprossen, wurde am 19 Oktober 1625 in Dresden geboren. Sein Vater, ein treuer wackerer Geistlicher, früher Pfarrer zu Zschachwitz in Böhmen, war damals Pastor an der Annenkirche in Dresden und wurde später von da aus als Diakonus an die Kreuzkirche versetzt, in welchem letzteren Amte auch schon dessen Vater und Großvater segensreich gewirkt hatten. Seine erste Jugendbildung erhielt unser Lucius in der Kreuzschule unter der Anleitung des Quintus Helmert, bei welchem er außer dem öffent=

lichen Schulunterrichte bis nach Tertia hinauf auch noch Privatunterricht genoß. Diesem Lehrer fühlte er sich daher auch stets zu großem Danke verpflichtet, so wie alsdann in den höheren Classen dem Conrector Lembach und dem trefflichen Rektor M. Johann Böhme. Von Natur mit guten Anlagen begabt, verband er damit sehr großen Fleiß, so daß er, in Sprachen und allen andern nöthigen Wissenschaften wohl ausgerüstet, 1645 zugleich mit seinem Bruder Christian, welcher als Stadtprediger in Dresden gestorben ist, die Wittenberger Universität beziehen konnte. Seine philosophischen Studien vollendete er gleich im ersten Jahre der Universitätszeit und erlangte bereits 1647 das Magisterium. In der Theologie waren seine Lehrer Martini, Röber, Wilhelm Leyser und Hülsemann, und später auch Abr. Calovius und Johann Meisner. Seine erste Predigt hielt er am 25 Juni 1647 in der Schloßkirche zu Wittenberg auf der Lutherkanzel. 1651 habilitirte er sich als akademischer Docent und war Willens, diesem Berufe sich ausschließlich für seine ganze Lebenszeit zu widmen. Der Tod seines Vaters indessen, welcher den 2 März 1652 erfolgte, änderte diesen Entschluß. Denn der damalige Superintendent, Dr. Aegidius Strauch, redete ihm zu, bei'm Stadtrathe zu Dresden um das erledigte väterliche geistliche Amt anzuhalten und gab ihm die Versicherung, daß er es erhalten würde. Lucius folgte dem Rathe seines Gönners; er trat unter die Zahl der Bewerber und wurde zum Diakonus an der Kreuzkirche erwählt. In diesem Amte wirkte er mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit und wurde gern gehört. Großen Eindruck machte eine am Jubelfeste des Augsburger Religionsfriedens bei'm Nachmittagsgottesdienste in der Kreuzkirche von ihm gehaltene Predigt: „Evangelischer Kirchen Leid und Freud" über Jes. 69, 7—13, welche im Drucke erschienen ist. Durch diese Predigt, wie durch den Beifall überhaupt, welchen Lucius fand, und durch den guten Ruf, in welchem er um seines rei-

nen unbescholtenen Wandels willen bei seiner Gemeinde stand, wurde die Aufmerksamkeit des Churfürsten Johann Georg II auf ihn hingelenkt. Als daher am Sylvestertage 1658 der mittlere Hofprediger, M. Christophorus Laurentius, mit Tode abgegangen war, beauftragte der Churfürst den Oberhofprediger Weller, den Diakonus Lucius zu sich kommen zu lassen und ihm zu sagen, daß es des Churfürsten Absicht sei, ihn an der Hofkirche anzustellen. Lucius entschuldigte sich mit seiner schwachen Gesundheit, die für die mit diesem Amte verbundenen Reisen nicht tauge, und mit seinen geringen Gaben. Es wurden jedoch die vorgebrachten Gründe nicht für stichhaltig anerkannt, und das Oberconsistorium, vor welchem Lucius jetzt erscheinen mußte, bedeutete ihm, daß er in des Churfürsten Willen einen göttlichen Ruf ehren müsse und demselben nicht widerstreben dürfe. So entschloß er sich denn das schwere Amt zu übernehmen, und am Sonntage Laetare 1659 trat er es an. Der Churfürst aber verwilligte ihm, ob er gleich als dritter Hofprediger eintrat, welcher damals jährlich nur 400 Gülden hatte, einen gleichen Jahresgehalt mit dem mittleren Hofprediger von 500 Gülden. Von seiner lieben Kreuzgemeinde schied Lucius mit den Worten Jephthas: „Ach, meine Tochter, wie beugest Du mich und betrübest mich". Bei der Hofgemeinde aber trat er auf mit dem Ausspruche des Propheten Jeremias (Cap. 1, 6. 7.): „Ach Herr, Herr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin zu jung. Der Herr aber sprach zu mir: Sage nicht: Ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße". Kaum hatte er das neue Amt angetreten, so mußte er die Churfürstin auf zwei Monate nach Teplitz begleiten, so wie er auch späterhin vom Churfürsten auf verschiedene Reisen nach Dänemark, nach Würzburg, nach Eger mitgenommen wurde. In den Wochenpredigten, welche er als Hofprediger zu halten hatte, nahm er sich vor, die ganzen Johanneischen Schriften

nach und nach zu behandeln. Den Anfang machte er mit der Offenbarung, über welche er 200 Predigten gehalten hat, die 1670 nebst angehängter Erklärung der Litanei zu Dresden gedruckt worden sind. Dann predigte er über das Evangelium Johannis und zuletzt über die Briefe. Neunzehn Jahre lang hat er seinem Fürsten zuerst als dritter und dann als mittlerer Hofprediger gedient. Da starb 1677 der hochverdiente Superintendent Dr. Buläus, und der Stadtrath wünschte, daß Lucius dessen Nachfolger würde. Der Churfürst gab seine Einwilligung dazu, Lucius aber sträubte sich, das ihm angetragene Amt anzunehmen, weil er, wie er sagte, zu solchem beschwerlichen Berufe schon zu alt sei. Allein sein treuer wohlmeinender Freund, der Oberhofprediger Geier, wußte alle seine Besorgnisse zu zerstreuen und so willigte er denn in Gottes Namen ein. An dem nämlichen Sonntage, wo er in der Hofkirche vor 19 Jahren angetreten war, hielt er seine Abschiedspredigt. Er zeigte in derselben auf Grund des Sonntagsevangeliums: „die leibliche und die geistliche Speisung", und zwar die erstere nach dem speisenden Herrn und dem gespeisten Volke, die letztere aber nach der Diener Art, Speise selbst oder geistlichem Brode, der Speisung Art und Speisungs Kraft. Den Sonntag darauf aber, es war der Sonntag Judica 1678, trat er das Superintendentenamt an und predigte nach dem Evangelium Joh. 8, 46—59: „Von des Herrn Barmherzigkeit und des Dieners Unwürdigkeit und Schuldigkeit". Die Barmherzigkeit des Herrn, erklärte er, zeige sich a) in des Dieners Sendung und b) Lebens Schenkung. Des Dieners Unwürdigkeit aber zeige sich, wenn derselbe a) der Wahrheit nicht glaube, b) Christum und seine Diener verunehre, c) hochmüthig und ehrgeizig, und d) den Lügen ergeben sei. Des Dieners Schuldigkeit endlich werde daraus erkannt, a) daß er unsträflich lebe, b) die Wahrheit sage, c) das Wort höre und behalte, und d) sich selbst nicht ehre. Vom Oberhofprediger

Geier wurde er in sein neues Amt eingeführt, und der Churfürst selbst mit seinem Kronprinzen wohnte dem Gottesdienste bei, wünschte nach demselben dem Neueingeführten reichen göttlichen Segen und begleitete ihn aus der Kirche in die Superintendentur. Hier, meinte nun zwar Lucius, werde er sein Leben beschließen, dennoch aber war es anders in Gottes Rathe beschlossen. Denn nach Geiers Tode richtete der neue Churfürst, Johann Georg III, sogleich sein Absehen auf Lucius und ließ ihm durch das Oberconsistorium, welches damals wegen der in Dresden hausenden Pest von da nach Meißen verlegt worden war, die Oberhofpredigerstelle anbieten. Der bescheidene Mann aber erklärte wiederum, daß seine Schultern zu schwach wären solche Last zu tragen. Der Geheime Rath und Oberconsistorialpräsident, Freiherr von Friesen auf Rötha, gab ihm aber zu bedenken, daß Gott ihn durch seinen Landesherrn lasse rufen, und wem der Herr eine Last auflegt, sie ihm auch tragen hilft. Und so schrieb er denn an den Churfürsten: „Ich erinnere mich meiner Unvermögenheit, daher mit diesem sehr wichtigen Amte ich gerne verschont sein und solcher schweren Bürde mich lieber entbrechen wollte, von Herzen wünschend, daß Andere, die Gott mit höherm Geist und mehrern Gaben, auch mit bessern Leibeskräften versehen, hierzu begehrt und gebraucht würden. Dieweil aber unsere Wege nicht stehen in unsrer, sondern in Gottes Händen, dessen Kraft auch in den Schwachen mächtig ist, und E. Churfürstl. Durchl. ich nicht allein als ein Landeskind, sondern auch wegen vieler hohen bisher mir erwiesenen Gnade, in Unterthänigkeit zu dienen verbunden zu sein mich erkenne, auch E. Churfürstl. Durchl. beharrlicher Gnade mich bis hierher getröste: als erkläre nach inbrünstiger Anrufung des grundgütigen Gottes ich mich hiermit in tiefster Unterthänigkeit, daß nächst göttlichem Beistand, dieses hochverantwortliche schwere Amt auf mich zu nehmen, ich entschlossen sei". Aber er setzt auch hinzu, wie er des Vertrauens lebe,

daß, wenn es die Noth erfordere, und in Amts- und Gewissenssachen etwas zu erinnern vorfallen sollte, es ihm vergönnt sein möchte, bei Sr. Churfürstl. Durchl. einen unverweigerten Zutritt zu haben und Deroselben in Unterthänigkeit aufzuwarten. Darauf wurde er nach Wittenberg berufen, wo sich damals der Churfürst wegen der in Dresden ausgebrochenen Pest befand, um dort sein Oberhofpredigeramt mit der Huldigungspredigt zu beginnen. Das geschah im Januar 1681. Dann hielt er auch noch die Huldigungspredigten in Bautzen, Freiberg, Torgau, Leipzig und zuletzt in Dresden. Hier aber konnte er in dem neuen ihm übertragenen Berufe nur fünf Jahre lang thätig sein, und auch da nur mit Unterbrechungen. Denn so lange er Oberhofprediger gewesen ist, war er auch körperlich leidend. Aber er trug, was ihm der Herr auferlegt hatte, mit vieler Geduld, und niemals klagte er über seine Schmerzen, wohl aber öfters darüber, daß es ihm nicht vergönnt sei, so ungestört, als wie er es wünschte, in seinem Berufe zu arbeiten. Es war der 16 Januar 1686, da genoß er mit großer Andacht das heilige Mahl; denn er fühlte sein Ende, und den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch hörte er nicht auf mit seinen Freunden zu beten. Ja, wenn diese einmal inne hielten, so ermunterte er sie auf's Neue zum Gebete, und unter ihrem Gebete schlief er am 17 Januar mit dem Sinken der Sonne sanft und selig ein. In der Sophienkirche ward er beerdigt, bei welcher Gelegenheit sein College, der Hofprediger Green, nach 2 Corinth. 4, 4—7. „über die göttlichen Lichter der Welt" eine Predigt hielt. Lucius ist zweimal verheirathet gewesen, das erste Mal von 1652—1662, und das zweite Mal von 1663—1680. Eine Wittwe hinterließ er also nicht, wohl aber mehrere Söhne und Töchter. Zwei seiner Söhne wurden Aerzte und der jüngste Jurist. Die stellten sein Bildniß in der Sophienkirche auf und schrieben darunter: „Herr Johann Andreas Lucius, der heil. Schrift Doctor, ist gebohren

den 19. October 1625. Abends um 6. Uhr, hat seinen Gott, als Diaconus, bei der Kirche zum heil. Creutze, 6. Jahr, und 6. Monate, als dritter und Mittler Hoff-Prediger, in der Churfürstl. Schloß-Capelle 19. Jahr, als Pastor, und Superintendens allhier 3. Jahr, und endlich als Ober-Hoff-Prediger 5. Jahr, zusammen 33. Jahr 6. Monat, mit aller Treue gedienet: darüber er auch 8. Jahr Kirchen-Rath, und Assessor im Hochlöbl. Ober-Consistorio dieses Orts gewesen ist. Hat in der ersten Ehe mit Frau Marien Salome, gebohrner Ayrerin, 9. und 1. halb Jahr, in der Andern aber mit Frauen Johannen Caritas, gebohrner Griebin, verwittibt gewesener Hartmannin, über 17. Jahr gelebt, und ist von 3. ausgestatteten Töchtern 8. Kindes-Kinder, Groß-Vater worden. Sein seel. Abschied aus dieser Welt ist den 17. Januarii 1686. Abends um 5. Uhr erfolget, nachdem er sein gantzes Lebens-Alter gebracht auf 60. Jahr, 12. Monat (soll heißen 12 Wochen), 5. Tage, und 23. Stunden. Dessen Gedächtniß als eines Gerechten, im Segen verbleibe".

Anmerk. Die Amtsgenossen von Lucius waren M. Green und M. Sperling.

Eilfter Abschnitt.

Dr. Philipp Jakob Spener,

Churfürstl. Sächsischer Oberhofprediger v. 1686—1691.

Nach Lucius Tode fiel die Wahl des Churfürsten Johann Georg III auf einen Mann, welcher in der Geschichte der christlichen Kirche einen bedeutenden Namen erlangt hat, und auf der einen Seite viel gerühmt und hochgepriesen, auf der andern aber eben so sehr herabgezogen und verlästert worden

ist. Es war Philipp Jakob Spener. Von ihm ist viel und sehr Gediegenes geschrieben worden, so daß der Verfasser dieser anspruchslosen Geschichte der sächsischen Oberhofprediger lieber ganz und gar über ihn schweigen möchte. Allein das geht ja nicht, wenn nicht der Faden der Geschichte zerrissen werden soll. Drum frisch und fröhlich daran! Wer Mehreres und Besseres über Spener lesen will, der nehme folgende Bücher zur Hand: 1) Hoßbach, Ph. Jak. Spener und seine Zeit, Berlin 1828. 2) Thilo, Spener als Catechet, Berlin 1840. 3) Wildenhahn, Ph. Jakob Spener, Leipz. 1842. Das sind Bücher von großem Werthe und treffliche Charakterzeichnungen. Hier soll das Leben dieses Werkzeuges der göttlichen Gnade ganz kurz und einfach, besonders nach der Beschreibung, welche Speners vieljähriger Freund, der Freiherr Karl Hildebrand von Canstein, über ihn gegeben hat, dargestellt werden.

Wie ein junges edles Gewächs nur alsdann gedeihen kann, wenn die Gärtnerhand sich seiner treulich annimmt und der Boden ringsumher von allem Unkraute sorgfältig gesäubert wird, so ist es auch mit den Pflanzen, die unser himmlischer Vater gepflanzt hat. Sollen sie wachsen in der Gnade Gottes und unsers Herrn Jesu Christi, so müssen ihnen fromme Eltern und andere gottselige Menschen helfend zur Seite stehen. Das ist ein reicher Gottessegen. Heil einem Jeden, dem er zu Theil wird! Spener konnte sich seiner freuen. Er wurde geboren den 13 Januar 1635 zu Rappolsweiler in der Elsaß. Sein Vater war bei'm dortigen Grafen Privatsecretär, und hatte den Titel eines Rathes. Früher war er der Lehrer und Erzieher des jungen Grafen gewesen. Mit redlicher Treue diente er seiner Herrschaft und genoß ihr ganzes Vertrauen. Aber er war auch ein treuer Vater. Als ihm sein Philipp geboren worden war, thaten er und sein Weib das Gelübde, diesen Sohn dem Dienste Gottes zu weihen. Sie erzogen ihn in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, und bei seinen glück-

lichen Gaben und großer Lernbegierde machte er auch schnelle Fortschritte in allerhand Wissenschaften und Kenntnissen. Neben seinen Eltern hatte die fromme Gräfin Agathe zu Rappolstein, welche seine Pathe war und den Knaben gern um sich hatte, auf seine erste Jugendbildung einen günstigen Einfluß. Sie gab sich viel mit ihm ab und redete mit ihm fleißig von Gottes Worte. Als Spener 13 Jahre alt war, lag die Gräfin auf dem Todtenbette. Sie ließ ihn in ihrer letzten Stunde noch einmal zu sich kommen und wollte ihm gern noch etwas sagen. Allein sie hatte keine Sprache mehr; doch aber redete sie, ohne zu sprechen, ernst und eindringlich in's Herz ihm hinein. Der Anblick der Sterbenden war für den Knaben eine gewaltige Predigt von der Eitelkeit alles Irdischen und erweckte in ihm den sehnlichen Wunsch, auch von der Welt abzuscheiden, so daß er eine Zeit lang tagtäglich Gott darum anrief, ihn doch zu sich zu nehmen. Daß er damit gefehlt habe, hat Spener späterhin selbst eingestanden. „Dennoch, sagt er, hat Gott auch solche Schwachheit dazu gebraucht, viele Lüste der Eitelkeit, welche in solcher Zeit der Jugend sich finden, bereits damals zu schwächen, und das Gemüthe zu den künftigen Gütern zu lenken". — Treue Führer zum Herrn wurden ihm alsdann noch der Gräflich Rappolsteinische Hofprediger, Joachim Stolle, so wie sein Schwager, der damalige Inspector Horbius zu Trerbach, welcher später Superintendent in Windsheim und zuletzt Pastor an der Nikolaikirche in Hamburg wurde. Des Ersteren Confirmandenunterricht und herrliche Predigergaben kann Spener nicht genug rühmen. Er schrieb dessen Predigten nach und lernte daraus, wie man einen Text anzusehen habe, und fühlte sich überhaupt durch Stolle's ganze Predigtweise so angezogen, daß er sich ihn zum Muster in der Homiletik nahm. Auch war Stolle sein Lehrer in den Sprachen und las mit ihm die Alten. Ehe Spener die Universität bezog, kam er noch ein Jahr lang nach Colmar. Studirt aber hat er in

Straßburg von 1651 an, und da er keine großen Mittel besaß, so wurde er theils von Verwandten unterstützt, theils half er sich auch durch Unterrichtgeben. Schon nach zwei Jahren ward er Magister. Er war damals erst 18 Jahre alt. Sein Lieblingsstudium war das Hebräische und die Geschichte, namentlich die deutsche. Um sich im Hebräischen recht zu vervollkommnen und auch das Rabbinische und Talmudische genau kennen zu lernen, nahm er Unterricht bei einem Juden. Außerdem war darin der berühmte Professor Buxtorff sein Lehrer. Nun wendete er sich von 1654 an mit allem Eifer dem Studium der Theologie zu, in welcher er die Vorlesungen der beiden Straßburger Theologen, D. Sebastian Schmid und D. Dannhauer, hörte. Und kurz darauf wurden ihm auch schon zwei Schüler von nicht geringer Bedeutung übergeben, die er zu unterrichten und zu beaufsichtigen hatte. Es waren die beiden Prinzen von der Pfalz. Spener kam durch diese Stellung in so mannigfaltige Berührung mit angesehenen Leuten, was für sein äußeres Benehmen und seine künftigen Verhältnisse von wesentlichem Vortheile war. Nach achtzehn Monaten aber wurde dieses Band wieder gelöst. Denn die Prinzen sollten Frankreich bereisen und Spener sie dahin begleiten. Da verabschiedete er sich von ihnen, weil ihn das in seinen Studien zu sehr zurückgebracht haben würde. Mit ungetheiltem Eifer warf er sich jetzt wieder auf die Wissenschaften, besuchte auch zu seiner weiteren Ausbildung auf einige Zeit die Universität Basel und kehrte darauf nach Straßburg zurück. Im Jahre 1660 ging er noch einmal nach Basel, als daselbst das Universitätsjubiläum gefeiert wurde, und hielt bei dieser Gelegenheit einige öffentliche Disputationen. Nun wollte er aber eine Reise nach Frankreich thun, und schon war er bis nach Genf gekommen. Da ergriff ihn eine heftige Krankheit, von welcher er sich nur langsam wieder erholte. Drei Monate lang mußte er in Genf verweilen, und weil er auch dann noch immer sehr angegriffen

war, so gab er den Plan zu einer größeren Reise auf. Er ging nur nach Lyon und kehrte von da über Genf und Basel nach Straßburg zurück, wo er, wie er es schon früher dort gethan hatte, wieder philosophische und historische Collegia zu halten anfing. Während seiner ganzen Studienzeit aber war es sein stetes Bemühen, immer mehr zu wachsen an dem, der das Haupt ist, an dem Herrn Jesu Christo, und führte fort und fort ein stilles ehrbares Leben. Ein heiliger Tag war ihm allezeit der Sonntag. Den brachte er nur in Abwartung des Gottesdienstes und in frommen Betrachtungen hin; der weltlichen Lust fröhnte er nicht. Nachdem nun Spener wieder etwa ein Jahr lang in Straßburg zugebracht hatte, erhielt er von seinem Gönner, dem Grafen zu Rappolstein, die Aufforderung, ihn nach Stuttgart zu begleiten (1662). Der Graf reiste dahin, um der Vermählungsfeier einer Prinzessin von Würtemberg mit dem Fürsten von Ostfriesland beizuwohnen. Spener säumte nicht dieses Anerbieten dankbar anzunehmen, und hatte auch nicht Ursache es zu bereuen. Denn der regierende Herzog Eberhard, so wie der Herzog Friedrich, welchen er vorgestellt wurde, gewannen ihn lieb, und Eberhard beabsichtigte den jungen Mann in seinem Lande anzustellen. Auch war Spener selbst gar nicht abgeneigt in Würtemberg zu bleiben. Allein der Herr sein Gott hatte ein Anderes mit ihm vor. Er wurde 1663, namentlich durch die Vermittelung des damaligen Kirchenconvents-Präsidenten D. Dannhauer, zur zweiten Freipredigerstelle in Straßburg berufen. Und das war ein Amt, welches ganz mit Speners Wünschen übereinstimmte, da mit demselben keine Seelsorge verbunden war, vor deren schwerer Verantwortlichkeit er jederzeit gezittert hatte, und ihm außerdem dabei auch noch so viel Zeit übrig blieb, Collegia fortzulesen. So nahm er denn die ihm angetragene Stelle mit großer Freudigkeit an. Am Feste der Verkündigung Mariä wurde er in dieselbe eingeführt. Noch in demselben Jahre ward er auf Zureden

seiner Freunde und Gönner Doctor der Theologie, nachdem er eine Streitschrift von der sechsten Posaune über Offenb. Joh. 9, 13—21 unter dem Titel: Muhamedismus in Angelis Euphrataeis S. Johanni praemonstratus (Der Muhamedanismus unter dem Bilde der Euphratäischen Engel dem heiligen Johannes voraus angezeigt) geschrieben und öffentlich vertheidigt hatte. Und an dem Tage seiner Doctorpromotion hielt er auch seine Hochzeit mit einer frommen Jungfrau aus einer achtbaren Straßburger Familie, der hinterlassenen Tochter des ehemaligen Dreizehender, Johann Ehrhardt. Es wurde das eine glückliche, mit 11 Kindern gesegnete Ehe, und Spener hat Gott oftmals dafür gedankt, daß er ihm ein Weib bescheert hatte, welches ihn treulich geliebt, ein christlich Gemüth gehabt, die Kinderzucht recht geübt und sein Amt mit eingezogenem Wandel gezieret habe. Und doch geriethen nicht alle Kinder. Einer von seinen Söhnen bereitete dem Vater in späteren Jahren sehr vielen Kummer, und keine Ermahnung wollte bei ihm etwas fruchten. Da nahm der Vater seine Zuflucht zum Gebete und dadurch rettete er ihn. Denn der Sohn ward todtkrank. Da ergriff ihn die Gnade, so daß er mit einem Male in tiefer Bewegung ausrief: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge"! und von Stunde an bekehrte er sich. — Nach dreijährigem Wirken in seinem Predigeramte zu Straßburg aber sagte zu Spenern der Herr: Du sollst ziehen in ein anderes Land, das ich Dir zeigen will! Zur ersten Predigerstelle in Frankfurt am Main ward er berufen, und er ging, nachdem der Magistrat zu Straßburg, dem er die ganze Sache in die Hände legte, sich dahin erklärt hatte, daß dieses Werk aus Gott sei und er daher denen, welche ihn riefen, nicht vorenthalten werden dürfe. Am 1 August 1666 trat er das neue Amt an mit einer Predigt über Röm. 1, 16: „Von der seligmachenden Kraft des Evangelii". Zwar begann er nicht ohne Sorgen; denn es bangte ihm ja so sehr vor der Seelsorge.

Allein der Herr half Alles überwinden und es bewährte sich bei Spener in seiner Wahrheit das prophetische Wort: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln, und nicht müde werden" (Jes. 39, 31). Er ward nicht müde in seinem Wirken und wirkte mit großem Segen, wie der Hallische Professor Dr. Joachim Lange berichtet, daß er in seinen jüngeren Jahren unterschiedliche Leute, welche sich zu Speners Zeit als Handwerksgesellen in Frankfurt aufgehalten hätten, kennen gelernt habe. Von denen habe er gehört, daß sie durch seine Predigten kräftig erweckt worden wären. Und was gab den Predigten Speners eine solche Kraft? Das war die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, auf die er immer wieder zurückkam, und die auch da, wo sie nicht das eigentliche Thema bildete, doch überall durchschimmerte. Es war aber nicht ein todter Glaube, auf den er drang. Nein, den thätigen, den lebendigen Glauben forderte er mit allem Nachdrucke. Er spricht sich darüber selbst im dritten Theile seiner Bedenken aus, wo er sagt: „Es ist mir vor Allem angelegen gewesen, nächst dem Grund der Rechtfertigung den Fleiß in der Heiligung, und also den thätigen Glauben, der allein solches Namens würdig ist, zu treiben". Und wieder heißt es im ersten Theile der Bedenken Seite 94: „Wir halten so ernstlich auf der Rechtfertigung aus der zugerechneten Gerechtigkeit Jesu Christi, nicht darum, daß wir eine ernstliche Buß, die das ganze Herz anstatt der vorigen Liebe mit einigem Haß der Sünden erfülle, unnöthig achteten, oder den Fleiß der Heiligung aufheben oder schwächen wolten, da wir doch mit solchem Eiffer darauf treiben, daß wir keinen Glauben vor einen wahren göttlichen gerechtmachenden Glauben erkennen, der nicht aus seiner Natur und von innen heraus stets wahrhafftig gute Früchte bringet, und deßwegen diejenige, welche dazu die Leute nicht antreiben, sondern die Sicherheit hegen,

mit offentlichem Widerspruch bestraffen *); sondern daß wir alle Ehr unsrer Gerechtigkeit und Seligkeit von uns abwenden, und allein auf Gott weisen"! Und was die Form seiner Predigten anbelangt, so sagt er davon, daß er sich nach Möglichkeit der Einfalt beflissen habe, ohne Einmischung vieler Historien, heidnischer und anderer Allegaten außer der Schrift oder solcher Dinge, die zu der Erudition gehören. Auch vermied er in seinen Vorträgen so viel als möglich alle Controversen und war bemüht die Widersacher mehr mit Sanftmuth zu überzeugen, als mit Bitterkeit zu reizen. Und um das desto besser zu können und im Eifer der Rede ja nicht einmal etwas Ungehöriges zu sagen, so war es sein Grundsatz, Alles zu concipiren. Nur selten einmal wich er davon ab. Jedoch nicht allein durch die Predigt war Spener bemüht die Seelen

---

*) Hier, wo von Speners Glauben die Rede ist, möge zugleich sein Urtheil über die symbolischen Bücher einen Platz finden. Im 3 Th. seiner Bedenken Seite 275 ff. sagt er: „Wo man die symbolischen Bücher nicht anders annehmen wollte, als bloß sofern der wahre Glaubensgrund darin enthalten wäre, mit Ausschliessung aller darauf gegründeter articul, würde solches der Absicht der Bücher, auch derer, welche die Lehren dahin verbinden, nicht gemäß seyn, als welche solche Bücher zur Regel der gesammten Bekentnus der Lehr in den von denselben vorgetragenen articuln und Warheiten den ihrigen vorlegen, daher dieselbe auch diese dermassen anzurechnen oder ihren dissensum zu bezeugen schuldig sind. — Nicht aber kan von Jemand gefordert werden, daß er den ganzen context als göttliche Warheit, und wo in keinem Ort gefehlet seyn könte, annehmen, und damit in der That dieselbe der heiligen Schrift selbs, von dero sie sich gleichwohl sehr unterscheiden, gleich halten müste. — S. 503 aber heißt es: „Die Lehren selbs, sofern sie aus dem Wort Gottes entlehnt, haben göttliche Autorität, die Verfassung aber deroselben und die Wort, damit sie ausgetruckt worden, sind Menschen Werk, und haben also keine andere Autorität, als daß die Evangelische Kirche dieselbe in solcher Form angenommen, und darmit der Warheit Zeugnüs gibet, auch darzu ihre Glieder, sonderlich Lehrer, verbindet. Da denn Gott in Gnaden die liebe Verfasser bewahret hat, daß sie keinen Lehrirrthum darinnen begangen, und man sich also mit gutem Gewissen darzu verbinden kan; indessen sind sie nicht infallibel oder von Gott eingegeben" u. s. w.

für das Gottesreich zu gewinnen. Auch noch andere Wege schlug er zur Erreichung dieses Zweckes ein. Er bediente sich dazu vornämlich des Katechismusexamens. Und was für ein gewaltiger Katechet er gewesen ist, das hat Thilo in seinem Buche gar trefflich nachgewiesen. Auch gibt dafür schon Zeugniß der Spenersche Katechismus und die Sammlung seiner Katechismuspredigten. Und noch eines dritten Mittels, die Herzen zu fassen, bediente sich der treue Mann. Das waren die religiösen Zusammenkünfte heilsbegieriger Seelen, die er 1670 in seinem Hause einrichtete und collegia pietatis genannt hat, daher auch der Name Pietisten, welcher seinen Freunden und Anhängern von ihren Gegnern spöttischer Weise gegeben worden ist. Spener meinte es damit von Herzen gut. Absonderungen und mystische Umtriebe hatte er nicht im Sinne *), und wenn Andere, die dann auch solche Versammlungen hielten, auf dergleichen Abwege geriethen, so ist das nicht seine Schuld, eben so wenig als wie Luther an den Bauernunruhen und an der Bilderstürmerei die Schuld trug. Speners Collegium wirkte nur Gutes, und er sagt davon, daß es „zu einer Begießung des Gepflanzten, sonderlich aber zur Stiftung genauerer Freundschaft unter den ihre Erbauung suchenden Seelen gedient, auch dazu beigetragen habe, daß diejenigen, welche sich ihr Christenthum ernstlicher, als sonsten, ließen angelegen sein, die Welt und sich selbst zu verleugnen mit vielem Eifer trachteten und Andern mit dem Exempel vorleuchteten". Aber es ging ihm bei seiner Arbeit wie einem Gärtner, welcher bei'm Ausjäten des Unkrautes auf einen Ameisenhaufen stößt. Sobald er mit seinem Messer dahinein gerathen ist, so sind gleich Hunderte von Ameisen da, welche ihm über die Hände und Arme laufen und ihn kneipen und beißen. So wurde auch

*) Bedenken 3 Th. S. 23. Die promiscuos conventus, da Niemand eines öffentlichen Amtes präsidiret, billige ich nicht, und halte selbst, solche zu inhibiren.

Spener vielfach angefeindet und verlästert, und wie er die Postille Arnds herausgab, die er mit einer Vorrede begleitete, welche sodann auch allein unter dem Titel: Pia Desideria (fromme Wünsche) erschienen ist, so machten sich selbst auch Geistliche über ihn her, weil er in dieser Schrift so manche Uebelstände in der Kirche gerügt und gegen das erbärmliche Schulgezänke der Theologen in jener Zeit sich erklärt hatte, worüber das, was zur wahren Besserung dient, so oft vernachlässigt wurde. Spener aber ließ sich nicht stören. Er ging seinen Weg ruhig und unverzagt fort. Hatte er doch neben seinen Feinden auch viele warme aufrichtige Freunde, und das eben tröstete ihn. Und warme Freunde hatte er nicht blos in Frankfurt, auch an vielen andern Orten und auch in Dresden. Das zeigte sich 1684, als der Oberhofprediger Lucius so hinfällig wurde, daß man daran dachte, ihn in den Ruhestand zu versetzen. Da brachte man dem Churfürsten Johann Georg III Spenern in Vorschlag. Und der Churfürst war damit einverstanden. Hatte er doch, als er noch Churprinz war, auf dem Heereszuge nach dem Rheine 1673, wie er da nach Frankfurt kam, Spenern schon kennen gelernt und bei ihm gebeichtet. So wurde denn der Freiherr von Seckendorf beauftragt, deshalb Verhandlungen anzuknüpfen. Spener aber schlug den Antrag aus, und eine sehr schwere Krankheit, die ihn befiel und ihn 7 Monate lang für sein Amt ganz untüchtig machte, war die Ursache, daß in dieser Sache, wenigstens vor der Hand, nichts weiter geschah. Aber nach einem Jahre, als Spener wieder völlig genesen war, trug man ihm die Oberhofpredigerstelle in Dresden auf's Neue wieder an, und als kurz darauf Lucius den 17 Januar 1686 von seinem Herrn und Gotte in die himmlische Residenzstadt eingeführt wurde, so übersendete man Spenern zwei Monate darauf die wirkliche Vokation. Da machte er es gerade wieder so, wie er schon einmal gethan hatte, als man ihn von Straßburg wegrief. Dem Magistrate von Frankfurt gab er die Ent-

scheidung anheim. Ungern zwar ließ dieser den theuern Mann ziehen und erklärte ihm, wie er ihn gern länger zu behalten wünsche und sein Bleiben um der Gemeinde willen für sehr nöthig erachte; doch aber fügte er hinzu, daß, wenn es ein Gottesruf sei, so dürfe er sich dem nicht widersetzen. Und so war es. Für einen Gottesruf erklärten diese Ernennung einstimmig fünf angesehene Theologen, welche Spener einzeln darüber befragt hatte. Nun erst nahm er die Vokation an. Tiefbewegt nahm er in Frankfurt Abschied von seiner theuern Gemeinde, in der es ja so Viele gab, die mit großer Wehmuth ihm nachblickten; in Dresden aber begann er sein Wirken am 11 July 1686. Sehr bald nach seinem Amtsantritte fing er an zuerst in seinem Hause und dann, wie der Raum dazu hier nicht mehr zureichen wollte, in der Hauskapelle der Churfürstin Wittwe auf der Schloßgasse, seiner eigenen Wohnung gleich gegenüber, Katechismusexamina zu halten. Und bald wurden dieselben, wie es übrigens schon vor Speners Kommen vom Oberconsistorium beschlossen worden war, im ganzen Lande eingeführt. Er erklärt sich in Beziehung auf diese kirchlichen Katechismusunterredungen im 2 Theile der Bedenken Cap. 3. Sect. 9. in folgender Weise: „Den Catechismum betreffend kan derselbe nimmer fleißig genug getrieben werden, sondern würde viel lieber, wo zu dessen Treibung sonsten nicht Zeit genug gefunden werden könte, dieselbe den Predigten abzuziehen seyn"! — Mit Freuden war Spener bei seinem Anzuge in Dresden von vielen Seiten begrüßt worden. Die beiden Universitäten des Landes so wie die Geistlichkeit hatten ihm Glückwünschungsschreiben übersendet, und es schien sich eine schöne Zukunft in Sachsen ihm aufzuthun. Aber wie oftmals im Sommer, wenn der Himmel ganz früh Morgens recht heiter ist, so daß man einen schönen Tag sich verspricht, nach wenigen Stunden schon sich plötzlich der Horizont mit dunkeln Wolken umzieht und ein heftiges Ungewitter hereinbricht, so sam-

melten sich die Wolken auch über Speners Haupte. Der erste Sturm, der über ihn ausbrach, ging vom Kreuzministerium aus. Anlaß dazu hatte er damit gegeben, daß er von der Kanzel herab gesagt hatte, die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott wäre von vielen Geistlichen bisher nicht recht gepredigt worden. Das nahm man ihm sehr übel, und die Geistlichen an der Kreuzkirche ließen deshalb eine Beschwerdeschrift an das Oberconsistorium ergehen. Doch wurde diese Sache in der Güte noch beigelegt. Weit mehr aber erboste man sich über Spener und schimpfte und lästerte auf ihn, als in den Jahren 1688 und 1689 auf der Universität zu Leipzig eine Anzahl Studenten und junger Akademiker, welche den Oberhofprediger mißverstanden hatten, auf ihn sich beziehend, anfingen schwärmerische Conventikel zu halten. Beide Universitäten traten dagegen auf, und vom Churfürsten selbst wurde ein Befehl wider diese geheimen religiösen Versammlungen erlassen. Spener aber erblickte in dem Allen, was in Folge jener Umtriebe über ihn erging, eine Fügung Gottes und sagte, daß der Herr vorhabe, ihn durch die scheinbare Erhöhung, die er ihm durch seine Beförderung zum Oberhofpredigeramte hatte zu Theil werden lassen, innerlich und auch noch wohl äußerlich desto mehr zu demüthigen. — Indessen hatte bis dahin das Unwetter nur in den Thälern getobt, auf der Höhe schien noch die Sonne; die churfürstliche Familie war im Allgemeinen gegen Spener noch voller Huld und Wohlwollen. Doch gar bald änderte sich's auch hier. Waren im Gemüthe des Churfürsten durch die mancherlei Vorgänge schon kleine Nebel des Mißtrauens aufgestiegen, so verdichteten sie sich jetzt immer mehr und verwandelten sich in schwarze Wolken, als Johann Georg III am 22 Februar 1689, am Bußtage, einen Brief von Spener erhielt *). Und was enthielt dieser Brief? Ernste Worte ent-

*) Vergl. Bedenken 3 Th. S. 266 ff.

hielt er, seelsorgerliche Vorhaltungen und Ermahnungen. Der Churfürst zürnte darüber und schrieb Spenern zurück, wenn er etwas bei ihm anzubringen habe, so möchte er's mündlich thun, wie seine Vorgänger im Amte, auf die er sich berufen, Weller und Geier, gethan hatten. Da schrieb Spener wieder, das sei ihm nicht gegeben, und so habe er denn, um sein Gewissen zu retten, zu diesem Mittel seine Zuflucht genommen. Darauf aber erfolgte gar keine Antwort. Der Churfürst schickte dieses zweite Schreiben durch einen Geheimen Rath unerbrochen zurück. Und von der Zeit an beichtete der Churfürst nicht mehr bei'm Oberhofprediger. Er nahm zu seinem Beichtvater den Hofprediger Green, der, als ein ehrlicher Mann, Spenern zuvor darüber Bericht erstattete und dessen Zustimmung sich erbat, die er auch sofort unweigerlich erhielt. Niemals hat Spener den Churfürsten seit jener unglücklichen Stunde wieder gesehen, und sein Wirken wurde ihm durch diese Spannung vielfach erschwert und verbittert. Da fügte sich's, daß er vom Churfürsten von Brandenburg zum Consistorialrath und Probst an die Nikolaikirche in Berlin verlangt wurde. Jeder Andere in Speners Lage würde da wohl sogleich mit beiden Händen zugegriffen haben. Spener aber that es nicht, sondern gab zur Antwort, er könne nichts dazu thun, das möchten die beiden Churfürsten unter einander ausmachen. Diese Antwort aber hatte zur Folge, daß man in Berlin glaubte, Johann Georg III würde nicht darein willigen, und das erledigte Amt schon anderweitig besetzte. Der Berufene (M. Teuber) starb aber schnell wieder, und da indessen Johann Georg Spenern zu bestimmen gesucht hatte sein Amt freiwillig niederzulegen, unter dem Versprechen, daß er ihm alsdann eine lebenslängliche ansehnliche Pension geben wollte, — was freilich mit den Wünschen der Churfürstin nicht übeinstimmte, da sie für ihre Person Spenern immer noch zugethan war — so schrieb Jemand von Dresden aus an den Churfürsten von Brandenburg, jetzt wäre die

rechte Zeit, jetzt werde der Entlassung Speners nichts mehr im Wege stehen. Und so war es. Der Churfürst schrieb an Spener vom Schloße Hartenfels in Torgau unter dem 31 März 1691, daß er die ihm zugedachte Vokation von Berlin aus annehmen könne und setzte noch Folgendes hinzu: „Auf daß Ihr aber noch außer unsern Diensten unsre Euch und den Eurigen zutragende Gnade erkennen, und derselben gesichert sein möget, als haben Wir verordnet, daß neben den Reiseunkosten auch die Eurer Hausfrauen sonst versprochenen Gnadengelder, nicht allein von Dato dieses unsers gnädigsten Dimissions-Rescripti aus unserer Fleisch-Steuer-Cassa zu denen gewöhnlichen Quatemberzeiten gegen Quittung jährlich bezahlt, sondern auch damit ad dies vitae continuiret und ihr unweigerlich abgefolgt werden sollen. Uebrigens werden Wir Euch und den Eurigen nicht weniger in andern Angelegenheiten unsre Gnade zu erweisen unvergessen sein und haben Euch solches Alles nicht verhalten wollen". Nunmehr erst nahm Spener freudigen Herzens den neuen Ruf an. Denn ließ ihn doch Johann Georg ohne Groll von sich ziehen. Die Mittwoch nach Pfingsten 1691 reiste er von Dresden ab, nachdem er seine Abschiedspredigt am zweiten Pfingstfeiertage über das Evangelium Joh. 3, 16—21 gehalten und in derselben gesprochen hatte: „Von der Summa der ganzen Heilslehre". Seine Abreise erfolgte ganz in der Stille. Sehr rührend ist sie von Wildenhahn geschildert worden. Aber ein schönes Vermächtniß ließ Spener in Dresden zurück. Das waren seine Predigten, durch welche er sich ein bleibendes Denkmal in so manchen Herzen aufgebaut hatte. Es sind dieselben unter folgenden Titeln im Drucke erschienen: „Evangelische Glaubenslehre". „Evangelische Glaubenspflichten". „Evangelischer Glaubenstrost"; wozu auch noch die Katechismuspredigten kommen, die ebenfalls in Dresden gehalten worden sind. — Am ersten Trinitatissonntage wurde Spener in Berlin durch den damaligen Probst Lütkens an der Peterskirche, welcher dann

als Hofprediger nach Kopenhagen versetzt wurde und einer der Mitgründer der evangelisch-lutherischen Mission in Ostindien geworden ist, in sein Amt feierlich eingeführt, und hielt den Sonntag darauf in der Nikolaikirche seine Antrittspredigt. Wohl kam jetzt für ihn eine ruhigere Zeit, als wie er in Dresden gehabt hatte, aber ohne alle Anfechtungen blieb er auch nicht in Berlin. Carpzov in Leipzig, der Dr. Meyer, Prediger in Hamburg, und Andere mehr, namentlich auch die Wittenberger Theologen traten in Schriften wider ihn auf. Da hatte er sich bald gegen diesen, bald gegen jenen zu rechtfertigen, und er konnte nicht zur Ruhe kommen. Anderer Seits aber schenkte man ihm am preußischen Hofe großes Vertrauen, und das war für ihn ein erquickender Sonnenstrahl in seinem bewegten Leben. Wie sehr der König ihn schätzte — (denn es hatte ja der Churfürst von Brandenburg während der Zeit, daß Spener in Berlin amtirte, die Königswürde erhalten 1701) —, das geht besonders daraus hervor, daß er bei Gründung der neuen Universität zu Halle sich ganz vorzüglich der Mitwirkung Speners bediente. Und dieser war darüber sehr erfreut und sehr dankbar, was aus seinem letzten Schreiben an den König, das in den Theologischen Bedenken (S. 808) zu finden ist, hervorleuchtet. Und auch in Sachsen hatte Spener noch eine hochgestellte Freundin. Das war die Churfürstin Wittwe, welche ihn jährlich zweimal auf ihr Schloß nach Lichtenburg kommen ließ, um bei ihm zu beichten und aus seiner Hand das heilige Abendmahl zu empfangen. Ja man ging sogar mehrmals damit um, ihn wieder nach Dresden zurückzurufen, besonders im Jahre 1699 bei Erledigung der Superintendentur in Leipzig, wo es im Plane gewesen sein soll, den Oberhofprediger Carpzov zum Superintendenten in Leipzig zu machen, und in seine Stelle Spenern einzusetzen. — Während seiner Amtsführung in Berlin hielt Spener 66 Predigten über die Wiedergeburt; und in andern Predigten erklärte er den Brief an die Galater und den

ersten Brief des Johannes. Die sind sämmtlich im Drucke erschienen. Bei eintretendem Alter fühlte er sich bewogen um einen Adjunkt anzuhalten, und der wurde ihm auch gegeben in der Person Blanckenbergs. Seine letzte Predigt hat er am 3 Trinitatissonntage 1704 gehalten. Er zeigte in derselben aus dem Evangelium Luk. 15, 1—10: „Wie Christus derjenige sei, der die Sünder zur Buße und Gnaden annehme, und Alles an den Gefallenen thue, was hier von dem treuen Liebhaber seines Schafes und Hirten gesagt wird". Bald nach dieser Predigt wurde er krank, und wenn er sich auch noch einmal in soweit erholte, daß er sein Buch von der ewigen Gottheit Jesu Christi, welches er bereits unter der Feder hatte, noch glücklich vollenden konnte, so war er es doch nicht wieder im Stande die Kanzel zu besteigen. Die Krankheit kehrte mit erneuerter Gewalt zurück, und er fühlte es wohl, daß er nicht wieder aufkommen werde. Da ließ er seinen Freund Canstein rufen und sagte es ihm, daß der Herr ihn abfordern werde. Auch sämmtliche Prediger an der Nikolaikirche ließ er eines Tages zu sich kommen und legte ihnen sein Bekenntniß ab. In diesem sprach er unter andern die denkwürdigen Worte aus, „wie er glaube, daß auch außer der evangelischen Kirche Gott die seinige habe; denn der Herr Jesus ein armer Heiland sein würde, wenn er nicht mehr Seelen hätte, die ihm angehörten, als die in der sichtbaren evangelischen Kirche wären". Eine Predigt aber, welche er einstmals in Frankfurt von den falschen Propheten gehalten hatte, wünschte er lieber nicht gehalten zu haben, und noch mehr bedauerte er, daß dieselbe ohne seinen Willen gedruckt worden sei, weil er darin zu heftig gewesen wäre *) und unrecht gethan, auch befunden habe, daß

*) Wie Spener in dieser Beziehung dachte, geht aus folgender Stelle in den Bedenken hervor. 1 Th. Seite 342: „Ich bitte den himmlischen Vater herzlich und demüthigst, daß er seinen Geist der Liebe und des Friedens über diejenige reichlich ausgiesse, die er zu Lehrern

die gebrauchten Gründe nicht zulänglich wären, weil sie zur Verfolgung Anderer, auch der Protestirenden, vom Papstthum könnten gemißbraucht werden. Dann sagte er, wie er getrachtet hätte sein Amt mit aller Treue zu verrichten, aber doch vor Gott bekennen müsse, daß er Vieles darin versäumt habe, und das wolle der Herr ihm vergeben. Auch bat er, wenn er Jemanden beleidigt haben möchte, so wolle man es ihm vergeben. Was aber diejenigen anbetraf, von denen er selbst beleidigt worden war und die gegen ihn geschrieben hatten, — er nannte sie Alle bei Namen —, so erklärte er, daß er nichts in seinem Herzen wider sie habe und von Grund der Seelen ihnen wünsche, daß sie weit, weit, weit vor ihm in der Herrlichkeit möchten kommen. Und endlich sprach er's noch aus, wie inniglich er Gott wolle loben, wenn er ihn vor seinem Ende mit einem recht empfindlichen Troste nur eine Viertel Stunde begnadigte. — Und dieser Wunsch wurde ihm auch vom Herrn wirklich gewährt. Indessen vergingen von der Zeit an, daß er ihn ausgesprochen hatte, bis zu seiner Erfüllung noch mehr als 6 Monate. So lange mußte der arme Kranke sich noch gedulden. Und das that er in stiller Gelassenheit und mit großer Demuth. Oft dankte er Gott auf seinem Siechbette für alle Gnade und Erbarmung, die er auch hier ihm erzeigte. Denn hatte er doch fast gar keine Schmerzen und erfreuete sich bis zuletzt eines sanften ruhigen Schlafes. So kam der 27 Januar des Jahres 1705 heran. Da fragte ihn seine Gattin um die Mittagsstunde, ob er nicht etwas essen

---

der Liebe und Boten des Friedens verordnet hat, daß sie alle an einander in einem Sinne und in einerley Meinung fest halten, und alzumal einerley Reden führen, oder wo es noch nicht dahin gebracht werden kan; daß sie einander mit Sanftmuth und Gedult tragen, und jegliche stäts die Apostolische Regel vor Augen und im Hertzen haben: Ich habe es zwar Alles Macht, aber es frommt nicht Alles, ich habe es zwar Alles Macht, aber es bessert nicht Alles: sodann daß Alle lernen die Wahrheit vertheidigen ohne Verletzung der Liebe".

wolle. Darauf gab er zur Antwort: „Ich will nicht mehr essen und trinken; ich bin nahe an der Ewigkeit“. Und eine selige Himmelsfreude strahlte aus seinem Antlitze. Jetzt war die Stunde gekommen, nach welcher er vor einem halben Jahre geschmachtet hatte, und er bat die Seinen, daß sie ihm das Lied singen möchten: „Ich ruf' zu Dir, Herr Jesu Christ, ich bitt', erhör' mein Klagen; verleih' mir Gnad zu dieser Frist, laß mich doch nicht verzagen“. Sie sangen es mit tiefer Bewegung, und Spener lauschte in Andacht auf den Gesang. Dann mußten sie ihm auch noch singen: „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ, mein' Hoffnung steht auf Erden! Ich weiß, daß Du mein Tröster bist; kein Trost mag mir sonst werden“. Und reicher Trost strömte aus diesen Worten in das matte Herz hinein. Es war das aber kein vorübergehender Trost; er erquickte die Seele fort und fort, bis daß der barmherzige Heiland von des Leibes Banden sie befreite. Das geschah am 5 Februar in früher Morgenstunde. Den Abend zuvor ließ sich Spener das 17 Capitel aus dem Evangelium Johannis dreimal nach einander vorlesen; denn das war ihm jederzeit ein gar lieber Abschnitt der heiligen Schrift gewesen, und er hatte davon gesagt, daß er es nicht verstünde darüber zu predigen, auch übersteige desselben rechter Verstand das Maaß des Glaubens, so der Herr den Seinigen in ihrer Wallfahrt mitzutheilen pflegte. Darauf entschlummerte er und schlief ungestört die ganze Nacht. Als er am Morgen erwachte, bat er, daß man ihn aus dem Bette heben möchte und auf einen Stuhl setzen. Doch er hatte nicht lange gesessen, so verlangte er wieder in's Bett zurück. Man wollte ihn hineinlegen. Aber noch ehe das geschehen konnte, bricht das Auge und der Körper wird starr und steif. Der Herr hatte seinen Diener gerufen. Zwölf Tage vorher war er in sein 71 Lebensjahr getreten. Seinem Wunsche gemäß wurde er nicht in der Kirche, sondern auf dem Gottesacker vor derselben begraben, an einem Platze, den er früher

dazu sich ausersehen hatte, auch, wie er es verordnet, in einem weißen Sterbekleide und in keinem schwarzen Sarge; denn er hatte gesagt, daß er in seinem Leben über den Zustand der Kirche getrauert habe, nunmehr aber ginge er in die triumphirende Kirche ein, darum sei es sein Wille, mit seinem ganzen weißen Sterbekleide und nicht schwarz angestrichenem Sarge zu bezeugen, er stürbe in der Hoffnung einer Besserung der Kirche auf Erden. Ehe der Leichenzug aus dem Trauerhause sich fortbewegte, sprach der Probst Lichtscheid, Lütkens Nachfolger, über die Worte: „Mein Knecht Mose ist gestorben"! und führte in seiner Rede das Sprichwort durch: Senex in domo signum bonum in domo. (Ein Greis im Hause ist ein gutes Wahrzeichen in einem Hause.) Die Gedächtnißpredigt aber wurde etliche Tage nach der Beerdigung vom Adjunkt Blanckenberg gehalten über den von Spener selbst dazu bezeichneten Spruch Röm. 8, 10: „So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben um der Gerechtigkeit willen". — Zu seinem Wahlspruche in seinem Leben hatte sich Spener das lateinische Wörtchen „Tandem" erwählt, welches er nach den einzelnen Buchstaben mit Rücksicht auf folgende Bibelsprüche: Joh. 15, 19. 17, 14. 16. Galat. 1, 4. Jes. 49, 8. 2 Corinth. 6, 2. und Ps. 119, 52 also ausgelegt hat:

Tu Acquisivisti Nos Domine Ex Mundo.
Tempore Accepto Nobis Deus Exauditionem Maturat.

(Du hast uns, o Herr, aus der Welt erwählt!
Zur angenehmen Zeit erhört uns Gott.)

Anmerk. Spener hatte zu seinen Collegen im Oberhofpredigeramte: 1686—1691 M. Green und M. Sperling; 1690—1691 M. Green und M. Freißleben.

Zwölfter Abschnitt.

Dr. Samuel Benedict Carpzov,

Churfürstl. Sächsischer Oberhofprediger von 1692—1707.

Nachdem Spener in der Pfingstwoche 1691 Dresden verlassen hatte, so war Johann Georg III entschlossen, das erledigte Oberhofpredigeramt dem bisherigen mittlern Hofprediger, Georg Green, (geboren 1636 im Holsteinischen) welcher dem Churfürsten nach dessen Zerwürfnisse mit Spener schon als Beichtvater gedient hatte und ein gelehrter und frommer Mann war, zu übertragen. Es waren mit Green deshalb bereits Unterhandlungen gepflogen worden, er aber hatte das schwere Joch von seinen Schultern abzulehnen gesucht, als der Churfürst mit seinem Heere nach dem Rheine aufbrechen mußte und dem Hofprediger der Befehl zu Theil wurde, seinen Landesvater in diesem Feldzuge zu begleiten. Da erkrankte Green auf dem Marsche und erhielt die Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit sich nach Heidelberg zu begeben. Hier wurde ihm auch die Vokation zur Oberhofpredigerstelle eingehändigt, die Krankheit aber wurde immer heftiger und endete mit dem Tode. Er starb im Hause des lutherischen Prediger Schlosser zu Heidelberg, und Johann Georg III folgte seinem Beichtvater wenige Wochen darauf, den 12 September, zu Tübingen im Tode nach. Da richtete der neue Churfürst, Johann Georg IV, sogleich sein Absehen auf Carpzov. Samuel Benedict Carpzov war ein Sohn des Leipziger Professor und Archidiakonus D. Johann Benedict Carpzov. Er wurde den 17 Januar 1647 geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer, seine Gymnasialbildung aber nach des Vaters Tode, welcher ihm entrissen wurde, als er erst 11 Jahre alt war, auf der Leipziger Thomasschule. Die Universität bezog

er 1663 und hörte hier zuerst philosophische und philologische Vorlesungen, ward 1666 Magister und wendete sich alsdann namentlich der Theologie zu, die er unter Anleitung des D. Scherzer, des D. Alberti und Licentiat Löffler studirte. In der hebräischen Sprache genoß er den Unterricht seines Bruders, des D. Johann Benedict Carpzov. Auf Anrathen seines Schwagers, des damaligen Oberhofprediger Geier, ging er 1668 auf die Universität Wittenberg und setzte dort seine theologischen Studien fort. D. Abr. Calov, D. Joh. Meisner und D. Aegidius Strauch waren hier seine Lehrer. In des ersteren Hause wohnte er und war dessen Tischgenosse. Das war für ihn von sehr großem Segen. Im Jahre 1670 kam die Professur der Poetik, welche bisher der obengedachte Georg Green verwaltet hatte, da derselbe jetzt die Professur der Geschichte erhielt, zur Erledigung, und Carpzov rückte, erst 24 Jahre alt, in dieses Amt ein. Er trug aber in Privatvorlesungen nebenbei zugleich auch Homiletik vor. Zu der Zeit wurde den auf dem Reichstage zu Regensburg versammelten Gesandten der protestantischen Churfürsten von einem Jesuiten, Jakob Masenius, eine Schrift überreicht unter dem Titel: Novae Praxeos orthodoxam fidem discernendi et amplectendi. (Neue Praxis den rechten Glauben zu unterscheiden und zu umfassen.) Diese schickte man der Universität Wittenberg zur Widerlegung zu, und Carpzov erhielt durch den Generalsuperintendent D. Calovius den Auftrag, Solches zu thun. Da schrieb er sein examen novae Praxeos, Orthodoxam fidem discernendi et amplectendi, a Jac. Masenio propositae, Witteb. 1677. (Prüfung der neuen Praxis, den rechten Glauben zu unterscheiden und zu umfassen, welche Jak. Masenius aufgestellt hat), ein Buch, welches in jener Zeit großes Aufsehen machte und selbst noch von Seiten katholischer Lehrer wegen der in ihm entfalteten großen Gelehrsamkeit und der Mäßigung, mit der es geschrieben war, Anerkennung fand. Vier Jahre lang hatte Carpzov seine Professur

verwaltet, als er 1674 einen Ruf zum dritten Hofprediger in Dresden erhielt. Er nahm denselben an. Kaum aber war er von dem Oberconsistorium vereidet worden, als die mit dem Predigtamte verbundene Verantwortlichkeit ihm so schwer auf sein Gewissen fiel, daß er gern wieder zurücktreten und nach Wittenberg zurückkehren wollte. Und er hätte es wahrscheinlich auch gethan, wenn nicht sein Schwager, der Oberhofprediger Geier, seine Bedenklichkeit gehoben und ihm Muth eingesprochen hätte. Auch später noch erfaßte ihn oft Angst, wenn er der schweren Verantwortlichkeit gedachte, welche der Seelsorgerberuf bei aller seiner Herrlichkeit in sich trägt, eine Angst, die wohl über einen jeden Geistlichen, der es treu und redlich mit seinem Amte meint, so manchmal kommt. Daher denn auch Carpzov im Rückblicke auf seine Amtsverwaltung einmal gesagt hat: „Ob ich zwar solch Amt mit allem Fleiß verwaltet, muß ich doch sorgen, es sei nicht mit lauterm Absehen auf Gottes Ehre und seiner Kirchen Nutz geschehen, auch nicht aus allem Vermögen, das Gott dargereicht, wie meine Schuldigkeit erfordert. Und ob ich wohl Gott danke, daß ich hoffentlich Niemand böse Exempel gegeben, auch kein Mensch über Nachlässigkeit und Verabsäumung meines Amtes sich wird beschweren, am allerwenigsten einige Irrung in der Lehre mir wird beimessen können, finde ich doch allenthalben mehr Ursache, Gott herzlich anzuflehen, er wolle um Christi willen meine begangenen Fehler zudecken, mit seinem Knechte nicht in's Gericht gehen, noch das Blut der anvertrauten Seelen nach seiner strengen Gerechtigkeit fordern". Was für centnerschwere Worte! Möchten doch wir Alle, die wir in des Herrn Weinberge arbeiten, sie uns oft vorhalten zur Prüfung wie zur Nacheiferung! — Sechs Monate vor seinem Eintritte in's Predigtamt hatte sich Carpzov mit einer Tochter des Professor Ostermann in Wittenberg vermählt, und mit derselben hat er 8 Kinder gehabt, von denen er jedoch 5 frühzeitig wieder verlor, daher es allerdings

an Sorge und Schmerz in seinem Ehestande nicht fehlte. Bei Allem dem aber lebte er in einer sehr glücklichen Ehe; denn es herrschte in seinem Hause ein stiller Friede, herzinnige Eintracht, aufrichtige Liebe, unwandelbare Treue. Hören wir ihn darüber selbst. „Unter Gottes größten Wohlthaten, spricht er, habe ich Ursach mit zu zählen meinen erwünschten, gesegneten, und fast über Wunsch erfreulichen Ehestand, darein er mich Anno 1674 d. 3 Martii gesetzet, als er mir an Jungfer Annen Marien, Herrn Johann Ehrenreich Ostermanns, weiland Churfürstl. Raths, Professoris Publici zu Wittenberg und selbiger Akademie Senioris, und Frauen Annen Marien, gebohrner Straußin, einzigen Tochter, alles dasjenige nach Herzens Wunsch geschenket, was er in seinem Worte von einer frommen, gottesfürchtigen Ehegattin rühmet. Nimmermehr kann ich die treue Liebe, die innige Vergnügung, die Ehre, die Pflege, die Vorsorge, Häuslichkeit, die ich von ihr genossen, hoch genug preisen". 1678 wurde Carpzov mittlerer Hofprediger und in diesem Amte hatte er ein Schweres mit durchzumachen, da 1680 in Dresden die Pest ausgebrochen war, der Churfürst aber in Folge dessen sich nach Freiberg verfügte, wohin er auch den Oberhofprediger Geier mitnahm, während er den dritten Hofprediger Green zum Churprinzen nach Bautzen schickte. Da war denn Carpzov der einzige Prediger bei der Hofgemeinde in der Pesterfüllten Stadt, und die Last der Arbeit drohte ihn fast zu erdrücken, dazu er noch täglich in Gefahren des Todes schwebte. Der Gottesdienst aber wurde während der Pest, weil das churfürstliche Schloß gesperrt worden war, nicht in der Schloßkapelle, sondern in der Sophienkirche gehalten, und Carpzov hatte hier außer den Sonntagspredigten Tag für Tag eine Betstunde zu halten. Da starb in Freiberg sein Schwager, der Oberhofprediger Geier, und der bisherige Superintendent Lucius wurde in die erledigte Stelle berufen, der Dresdner Stadtrath aber begehrte zum neuen Superintenden-

ten Niemand anders als Carpzov. Am Trinitatisfeste 1681 hielt er in der Kreuzkirche seine Antrittspredigt. Er stellte aus dem Festevangelium Joh. 3, 1—15 „das heilige Predigtamt als ein Werk der heiligen Dreieinigkeit" dar. Kurz vorher war er noch in Wittenberg Doctor der Theologie geworden. In seinem Superintendentenamte aber wirkte Carpzov zehn Jahre lang mit großer Freudigkeit und reichem Segen, als Johann Georg IV, kaum zur Regierung gelangt, 1691 die durch Greens plötzlichen Tod wieder auf's Neue erledigte Oberhofpredigerstelle ihm antragen ließ. Er bat zwar, ihn in seiner bisherigen Stellung zu lassen und die Wahl auf einen Würdigern zu lenken, redete auch deshalb persönlich mit dem Churfürsten. Der aber beharrte auf seiner Wahl und sprach sich gegen das Oberconsistorium dahin aus „wie er nicht zweifele, daß der Dr. Carpzov seine beständige gegen ihn gerichtete gnädigste Intention erkennen und sich derselben, als einem göttlichen Berufe, nunmehro in allem Gehorsam unterwerfen werde". Da durfte denn Carpzov nicht länger widerstreben. Am Feste der Verkündigung Mariä 1692, welches in diesem Jahre am Palmsonntage mit gefeiert wurde, begann er sein neues Amt und zeigte in seiner Antrittspredigt nach dem Festevangelium Lukas 1, 26—38: „Derer Engel des Herrn Zebaoth himmlische Abschickung, wichtige Verrichtung, und schuldige Annehmung". Eine seiner ersten Amtsverrichtungen, die ihm als Oberhofprediger zufiel, war die bei der Vermählung des Churfürsten mit der verwittweten Markgräfin von Brandenburg, Eleonore Erdmuthe Louise, von ihm begehrte Einsegnungspredigt, die er in der Schloßkirche zu Torgau am 21 April 1692 hielt. Er hatte dabei auf Grund des von ihm gewählten Textes aus Ruth 4, 11. 12. „den herzlichen Wunsch aller treuen Unterthanen bei glücklicher Vermählung Churfürstl. Durchlaucht" zum Thema genommen. Der Menschen fromme Wünsche und Gottes heilige Rathschlüsse gehen aber oft weit auseinander.

Das zeigte sich auch hier. Denn der Herr selbst trennte bald diese Ehe. Johann Georg IV starb am 27 April 1694, und sein Bruder Friedrich August, nachmaliger König von Polen, folgte ihm in der Regierung. Da hielt Carpzov drei verschiedene Trauerpredigten. Zuerst, als der churfürstliche Leichnam in der Schloßkirche aufgebahrt wurde, sprach er nach Sprüchw. Salom. 28, 2. „über die Klugheit, so fromme Diener bei dem Sarge ihres Churfürsten lernen sollen". Sodann, als man die Leiche in die Kreuzkirche brachte, behandelte er nach 2 Samuel. 3, 38. das Thema: „Der hohe Lebensstand und klägliche Todesfall". Und endlich bei der Beisetzung in Freiberg stellte er aus Jerem. 33, 4. 5. „die Schuldigkeit rechtschaffener Unterthanen bei dem Grabe ihres Landesfürsten" dar. Darauf war es seine Obliegenheit, den neuen Churfürsten überall hinzubegleiten, wo sich derselbe huldigen ließ, nach Freiberg, Wittenberg, Torgau, Leipzig, Dresden, und an allen diesen Orten die Huldigungspredigt zu halten. In einer derselben stellte er „das Regimentsschiff nach Anleitung des Schiffes Petri" vor über Luk. 5, 1—11. Eine noch schwerere Amtsverrichtung wurde Carpzoven, als die Wittwe Johann Georgs IV auf ihrem Wittwensitze zu Pretzsch 1696 zum Tode erkrankte. Da ward er zu ihr beschieden. Am 2 September trat er in ihr Gemach an ihr Siechbette hin, und die Kranke erquickte sich am geistlichen Zuspruche ihres Beichtvaters wie eine welkende Pflanze, wenn der Regen auf ihre Blätter fällt und an ihre Wurzeln dringt. Täglich hielt er mit dem Hofgesinde im Vorgemache der Churfürstin Betstunden. Da begehrte sie eines Tages zu beichten und das heilige Abendmahl zu feiern. Sie feierte es mit hoher Andacht, im freudigen Hinblicke auf die nahe Ewigkeit, als eine gläubige Christin, welche im Tode an den sich hält, der dem Tode die Macht genommen hat. Sie lebte darauf noch etliche Tage bis zum 9 September, wo sie, in Carpzovs Gegenwart und unter seinen Gebeten um ein seliges Stündlein

für sie, sanft entschlummerte. Bei aller Amtstreue mußte aber Carpzov doch mancherlei Anfeindungen und Lästerungen über sich ergehen lassen. Darüber spricht er sich in folgenden Worten aus: „Ich habe erfahren müssen, wie auch böse Mäuler solche meine göttliche Vokation zu suggilliren und allerhand Unwahrheiten zu meiner Beschimpfung boshaftig auszusprengen sich gelüsten lassen". Allein es tröstete ihn das Zeugniß seines Gewissens, und ob er schon seiner Schwachheit sich lebendig bewußt war, daher er auch sagte: „Ich bitte meinen Gott, er wolle mit mir, seinem armen Knechte, nicht in's Gericht gehen, sondern alle meine Amtsfehler mir aus Gnaden verzeihen, und solche mit meinen übrigen Sünden in die Tiefe des Meeres werfen um Christi willen", so konnte er doch mit Freudigkeit sprechen: „So viel bin ich mir bewußt, daß ich neuerlichen, in unsern rechtgläubigen Kirchen nicht üblichen, oder dem Worte Gottes und unsern symbolischen Büchern zuwiderlaufenden Meinungen von Herzen feind gewesen, an dem Fürbilde der heilsamen Worte vom Glauben und von der Liebe redlich gehalten, in Gottes Wort fleißig geforschet und meinen lieben Herrn Jesum und die Gnade Gottes meinen Zuhörern wohl einzubilden mich bemühet, auch sie zu einem Gott gefälligen Leben unablässig ermahnet und für Sünden gewarnet, ihre Seligkeit gesuchet, für das Beste der Kirchen und Schulen, absonderlich für die Erhaltung des theuern Depositi, der reinen Lehre, nach Vermögen gesorget, alle Ursache zu Zank und Uneinigkeit vermieden, auch lieber allerhand über mich ergehen lassen, als das Band des Friedens zerreißen wollen, und für allen öffentlichen Aergernissen mich gehütet. Das sei mein Ruhm, mehr soll man mir nicht nachrühmen. Gott sei mir armen Sünder gnädig"! — Und in diesem Geiste hat Carpzov gewirkt bis **10** Tage vor seinem Tode. Am **9** Trinitatissonntage **1707** hielt er seine letzte Predigt über das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Als er zur Erklärung der Worte kam: „Mein Herr

nimmt das Amt von mir", da wurde er tief bewegt. Denn war es ihm doch, als wenn das Amt von ihm selbst genommen werden sollte. Und so war es auch wirklich. Zwar ging er noch an dem nämlichen Tage Nachmittags um 3 Uhr frisch und gesund in die Betstunde, aber unter derselben befiel ihn ein heftiger Frost, und krank kam er wieder nach Hause. Die herbeigeholten Aerzte erkannten bald, daß es mit ihm zum Tode gehe und sagten es ihm ohne Hehl. Da gab er mit getrostem Muthe zur Antwort: „Eben dieses ist die rechte Besserung, die ich verlange"! und machte sich auf sein Stündlein gefaßt. Noch etliche Tage strichen dahin, und mit einem jeden seiner Freunde, welcher ihn während derselben besuchte, redete er vom Tode und dessen Ueberwinder, und von der Hoffnung einer seligen Auferstehung. So kam der 31 August heran, wo er in früher Morgenstunde, die Seinen segnend, sanft und freudig von der Welt schied. Bei seiner Beerdigung hielt ihm sein College, der mittlere Hofprediger Gleich, die Leichenpredigt über den von ihm selbst erwählten Text Joh. 11, 25. 26. und stellte als Thema auf: „Die freudige Lebenskraft des Chursächsischen Samuels". Auf seinen Leichenstein in der Sophienkirche schrieben seine hinterlassene Wittwe und drei Kinder die Worte:

Urna Feralis
in qua
Cum lăcrimis suorum mixti Cineres
collecti sunt
Venerandi senis sacrorumque Antistitis,
Domini
SAMUELIS BENEDICTI CARPZOVII

Und nun folgt eine kurze lateinische Beschreibung der hauptsächlichsten Lebensumstände des Verstorbenen, worauf es weiter heißt:

Non fractus curarum mole, non periculorum difficultatibus
oppressus, non impeditus

morborum incommodis, non fatigatus laboribus,
sed strenuus veritatis Divinae
assertor & vindex, tanquam Imperator in acie stans cecidit,
Annoque aetatis LXI. in
sua resolutus Principia animam coelestem coelo reddidit,
Dresdae d. XXXI Augusti MDCCVII.
Vidua
Anna Maria nata Ostermannia,
superstitesque ex octo tres liberi moerentes
Marito
Parenti.

(Todtenurne, in welcher die mit den Thränen der Seinen vermischte Asche des ehrwürdigen Greises und geistlichen Vorstehers, Herrn Samuel Benedict Carpzovs, gesammelt worden ist. Nicht gebrochen durch der Sorgen Last, nicht durch der Gefahren Schwierigkeiten gebeugt, nicht behindert durch der Krankheit Plage, nicht ermüdet durch die Arbeit, vielmehr als ein gewissenhafter Vertreter und Vertheidiger der göttlichen Wahrheit, fiel er, wie ein Feldherr stehend in der Schlacht, im 61 Jahre seines Lebens. Aufgelöst in seine Elemente, gab er die himmlische Seele dem Himmel zurück, zu Dresden am 31 August 1707. Die Wittwe, Anna Maria, geborne Ostermann, und die von acht zurückgebliebenen drei trauernden Kinder. Dem Gatten, dem Vater.)

Von Carpzovs Schriften mag noch erwähnt werden eine Sammlung von Leichenpredigten unter dem Titel der grünenden Gebeine, und eine Sammlung von Gelegenheitspredigten, welche unter der Aufschrift Lanx Satura im Drucke erschienen sind.

Anmerk. Carpzov standen als Amtsgenossen zur Seite: 1692 — 1696 M. Freißleben und M. Hertzog; 1696 — 1706 M. Freißleben und M. Gleich.

Dreizehnter Abschnitt.

Dr. Gottlob Friedrich Seeligmann,

Sächsischer Oberhofprediger im Jahre 1707.

Dieser Nachfolger des gelehrten Carpzov war ein Pfarrerssohn aus Haynewalde bei Zittau, wo er am 21 November 1654 geboren worden ist. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater bis zum Jahre 1663. Da wurde derselbe aus seinem stillen Dörfchen als Archidiakonus nach Zittau versetzt und schickte nun den Sohn in das dortige Gymnasium, an welchem damals der M. Vogel als Rektor, und M. Günther, ein sehr tüchtiger und allgemein geachteter Schulmann, als Conrektor wirkten. Hier blieb Seeligmann bis zum Jahre 1674, wo er nach Leipzig auf die Universität ging. Dort waren seine Lehrer Scherzer, Rappolt, Mencke, und die beiden Gegner Speners: Carpzov und Alberti. In Rappolts und später in Carpzovs Hause wohnte er und wurde daher mit diesen beiden Männern näher bekannt. 1676 machte er in Leipzig sein Magisterexamen und übte sich von dieser Zeit an fleißig im lateinischen Disputiren. Einige von seinen Disputationen sind von seinem Schwiegersohne und Nachfolger im Oberhofpredigeramte, D. Pipping, unter dem Titel: Exercitationes Academicae zum Drucke befördert worden. Im Jahre 1680 wurde er der Führer eines jungen Adlichen, welchen er auf die Universität nach Rostock begleitete, und wirkte hier bei der Akademie eine Zeit lang als Privatdocent. Bald aber wurde ihm daselbst eine Professur in der philosophischen Fakultät angetragen, die er auch, nachdem er mit seinem Vater sich darüber berathen hatte, annahm, und neben dieser Professur erhielt er 1683 zugleich die Archidiakonatsstelle an der Jakobskirche in Rostock, wurde auch in eben diesem Jahre zum Rektor bei der Univer-

sität erwählt. Wenige Monate darauf, nachdem er in's Predigtamt eingetreten war, entschloß er sich aber, auch in den Ehestand zu treten und wählte zu seiner Lebensgefährtin die hinterlassene älteste Tochter des verstorbenen Rostocker Rathsherrn Sultzmann, an welcher er ein treues Weib bekam, das ihm 4 Kinder gebar, 3 Töchter und 1 Sohn. Drei Jahre war Seeligmann Prediger in Rostock gewesen, als er zum Diakonus an der Nikolaikirche in Leipzig berufen wurde. Am 27 September 1686 trat er das neue Amt an mit einer Predigt über 1 Corinth. 2, 1—5., in welcher er „den Abriß eines rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiters in der Kirchen Gottes“ schilderte, wie er seinen Fleiß beweisen solle 1) in der Lehre, die er vorträgt, 2) in dem Leben, das er führt, und 3) in dem Absehen, das er hat. Bald darauf hielt er eine Meßpredigt „vom Markte im Gotteshause“, darin zu sehen 1) die ausgelegten Waaren, 2) die gültigen Erhandlungsmittel, und 3) der erwünschte Profit über Jes. 55, 1—3., welche Predigt in der damaligen Zeit viel Aufsehen machte und daher auch gedruckt worden ist. Von der Nikolaikirche aber wurde Seeligmann 1692 als Archidiakonus an die Thomaskirche versetzt, welches Amt er bis zum Jahre 1699 verwaltete, wo er nach dem Tode des D. Johann Benedict Carpzov zum Pastorate befördert wurde. Nun ward er auch Doctor der Theologie und bald darauf ordentlicher Professor; außerordentlicher war er bereits seit 1698 gewesen. Eben so als akademischer Lehrer, wie als Kanzelredner, stand Seeligmann in großem Ansehen, und das hatte zur Folge, daß man 1707 bei Erledigung der Oberhofpredigerstelle in Dresden sein Augenmerk auf ihn richtete. Am ersten Adventsonntage hielt er in Dresden seine Anzugspredigt und wollte einige Wochen darauf noch einmal nach Leipzig zurückkehren, um sich daselbst bei seiner Gemeinde und bei der Universität öffentlich zu verabschieden. Allein das konnte er nicht mehr. Der Herr trat hindernd da-

zwischen. In der Nacht zum zweiten Adventsonntage stellten sich die ersten Vorboten einer tödlichen Krankheit bei ihm ein. Es floh ihn der Schlaf, und sehr unwohl erhob er sich des Morgens von seinem Lager. Demohngeachtet aber ging er in die Schloßkirche und predigte. Nach dem Gottesdienste wurde es schlimmer mit ihm. Es stellte sich Fieber ein und heftige Steinschmerzen, und die Krankheit wuchs von Tage zu Tage. Keines der angewendeten Mittel that seine Wirkung. Da hielt es der Arzt für seine Pflicht, dem Kranken zu sagen, daß sein Ende nicht mehr fern sein könne. Und dieser erschrack nicht, als er das hörte. Ruhig faltete er seine Hände und sprach: „Nun, so will ich mich zu meinem Gott und Erlöser wenden"! Darauf segnete er sein Weib und seine Kinder und bat, daß man seinen Collegen, den mittleren Hofprediger Gleich, herbeirufen möchte. Es war am Tage vor dem Weihnachtsfeste, Morgens gegen 2 Uhr. Gleich erschien, und Seeligmann sagte zu ihm, daß er sich zwar erst den Sonntag vor seiner Abreise aus Leipzig mit seinem Gotte versöhnet habe, doch aber wünsche er, jetzt, wo er vor der Pforte des Todes stünde, es noch einmal zu thun. Nun legte er dem Beichtvater sein Glaubens- und Sündenbekenntniß ab, empfing aus dessen Hand das heilige Abendmahl und blieb aufrecht und mit gefalteten Händen im Bette sitzen, während die Umstehenden das Lied sangen: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr! Ich bitt, wollst sein von mir nicht fern mit Deiner Güt und Gnaden". Sie sangen fort bis zu den Worten: „Ach Herr, laß Dein lieb Engelein an meinem End die Seele mein in Abrahams Schooß tragen". Und siehe, da kam Gottes Engel und nahm die erlöste Seele in seine Hand, um sie hinauf zum Throne des Erlösers zu tragen. Seeligmann hatte, als er starb, das 54 Lebensjahr nur erst angetreten. Zum Leichentexte erwählte sein College Gleich die Worte des Jakobus: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er

die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben", und zwar darum, weil diese Worte in der Bibel, welche auf Seeligmanns Arbeitstische lag, mit rother Tinte unterstrichen sich vorfanden. Die Leiche wurde am zweiten Weihnachtsfeiertage in der Sophienkirche beigesetzt. Vorher aber wurde der Körper secirt. Da fand man in beiden Nieren große Steine, welche wegen ihrer ungewöhnlichen Gestalt im Dresdner Naturaliencabinete aufbewahrt wurden.

Anmerk. Während Seeligmanns kurzer Amtsführung waren die beiden andern Hofprediger: M. Gleich und M. Engelschall.

Vierzehnter Abschnitt.

Dr. Heinrich Pipping,

Sächsischer Oberhofprediger v. 1709—1722.

Auf Seeligmann folgte dessen Schwiegersohn, der Diakonus Pipping aus Leipzig. Hier war er zur Welt geboren worden am 2 Januar 1670. Sein Vater war ein wohlhabender Tuchhändler und konnte daher auf die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes alles nur Mögliche verwenden. Der allererste Grund zu seiner geistigen Bildung wurde durch Privatlehrer gelegt, und, da diese es bald erkannten, daß der Knabe mit nicht gewöhnlichen Fähigkeiten ausgerüstet war, so hatte der Vater nichts dagegen, daß er studire und vertrauete ihn deshalb der Leipziger Nikolaischule an. Hier genoß er besonders im Griechischen einen sehr guten Unterricht durch den im 17 Jahrhunderte als gründlichen Kenner der griechischen Sprache nicht unbekannten Philologen, Johann Gottfried Herrich. Auch war er noch der besondern Leitung dieses Mannes anvertraut worden, und der brachte ihn so weit, daß er, 16 Jahre alt,

die Universität beziehen konnte. In den ersten beiden Jahren widmete er sich blos der Philologie und Philosophie, promovirte dann 1688 als Magister und ging nun nach Wittenberg, um daselbst die Theologie zu studiren. Hier kam er bei'm D. Caspar Löscher in Kost und Logis und hörte mit dem größten Fleiße dessen Collegia. Nicht weniger aber wohnte er auch den Vorlesungen eines Quenstedt, Deutschmann, Schurtzfleisch, Kirchmaier und Anderer bei. Indessen vollendete Pipping seinen akademischen Cursus in Wittenberg noch nicht. Er wollte auch bei den Theologen seiner Vaterstadt hören, und kehrte daher nach Ablauf einiger Jahre nach Leipzig wieder zurück, nachdem er zuvor in einer von ihm gefertigten Disputation: de Saulo per Musicam curato (über die Heilung des König Saul durch die Musik) von der Universität zu Wittenberg förmlich Abschied genommen hatte. In Leipzig beendigte er seine Studien unter Carpzov, Rivinus, Alberti, Olearius, Seeligmann und dem Kirchenhistoriker Rechenberg, worauf er sich mit einer Disputation: de potu puniendis ante mortis supplicium et patienti Christo ante crucifixionem porrecto (über den Trank, welcher den Verbrechern vor der Todesstrafe und dem leidenden Christus vor seiner Kreuzigung dargereicht wurde) als Privatdocent habilitirte. 1693 wurde er vom Leipziger Stadtrathe zum Sonnabendsprediger an der Thomaskirche ernannt. Das war ein kleines Aemtchen für junge Anfänger, mit sehr geringer Besoldung, wurde aber von jedem Candidaten gern angenommen, weil es Anwartschaft zu weiterer Beförderung gab. Diese konnte jedoch nicht eher erfolgen, als bis sich eine andere geistliche Stelle erledigte, welche der Stadtrath zu vergeben hatte. Und so kam es denn, daß das Amt eines Sonnabendspredigers für manchen jungen Mann eine Geduldsprobe wurde. So ging es auch unserm Pipping. Sechs Jahre mußte er warten, ehe er weiter befördert werden konnte. Da erhielt er die Stelle des Mittagspredigers, welche er von 1699 bis 1702 verwal-

tete, wo er zur Vesperpredigerstelle an der Thomaskirche aufrückte. Als er noch Mittagsprediger war, verheirathete er sich 1700 mit der ältesten Tochter des Pfarrers an der Thomaskirche und ordentlichen Professors der Theologie, D. Seeligmann, mit der er 5 Kinder gehabt hat, von welchen sich bei seinem Tode noch 3 am Leben befanden, die damals alle noch unversorgt waren. — Während seines Wirkens in Leipzig war aber Pipping nicht blos thätig in seinem Amte, auch als Schriftsteller trat er zu verschiedenen Malen auf. Außer mehreren lateinischen Dissertationen gab er neben andern Schriften heraus: Arcana Bibliothecae Thomanae Lipsiensis Sacra nebst einem Anhange, in welchem alle Superintendenten, Pastoren und Diakonen an der Thomaskirche von der Reformation an namentlich aufgeführt sind; und darauf: Sacer Septenarius memoriam Theologorum nostra aetate clarissimorum renovatam exhibens. Accessit Septenarius eorum, qui utut Theologi professione haud fuerint, scripta tamen Theologica ediderunt. Tomi II. Lips. 1705, welches Buch eine Gedenktafel der berühmtesten Theologen der damaligen Zeit, so wie aller der Männer sein soll, die, wenn sie auch keine Theologen von Profession waren, dennoch theologische Schriften herausgegeben haben. Auch erschien in jener Zeit von ihm: „Christliches Concordien-Buch, nebst einer Historisch-Theologischen Einleitung zu denen sämmtlichen symbolischen Büchern der evangelischen Kirchen. Leipzig. Anno 1703". — Durch diese und noch einige andere gediegene Werke erlangte Pipping in der theologischen Welt gar bald einen ehrenvollen Namen, so daß auch das Oberconsistorium in Dresden aufmerksam auf ihn wurde. Und so geschah es denn, daß, als 1707 sein Schwiegervater, der Oberhofprediger Seeligmann, nach kurzer Amtsführung von nur wenigen Wochen wieder verstorben war, dieses Amt ihm angetragen wurde, nachdem es bereits mehrere namhafte ausländische Theologen ausgeschlagen hatten. Um so mehr

aber zögerte Pipping dasselbe zu übernehmen, und es kostete ihm manchen harten Kampf und vieles Ringen im Gebete zu Gott, ehe er sich dazu entschließen konnte. Endlich willigte er ein und ging nun vorerst nach Wittenberg, um daselbst Doctor der Theologie zu werden. Nach gehaltener ehrenvoller Disputation (de fide aliena) wurde ihm diese Würde von der theologischen Fakultät zuerkannt, worauf er wieder nach Leipzig zurückreiste und am dritten Pfingstfeiertage 1709 seine Abschiedspredigt hielt. Seine erste Predigt in Dresden hielt er am Dreieinigkeitsfeste und diese erschien zugleich mit der Abschiedspredigt von Leipzig unter dem Titel: „Schriftmäßige Prediger-Gedanken, welche nach Veranlassung des durch hohen Beruf ihm anbefohlnen Oberhofpredigeramts bei seinem Abschiede aus Leipzig und Antritt in Dresden öffentlich vorgetragen worden". Bald stellte sich's auch heraus, daß man bei dieser Wahl durchaus keinen Fehlgriff gethan hatte. Denn Pippings Wirken in seinem hohen Berufe war ein ruhmvolles und reich gesegnetes, daher er auch von Seiten des churfürstlichen Hauses alle Anerkennung fand. Der Beichtvater Augusts II konnte er zwar nicht sein; denn dieser hatte ja bereits vor Pippings Berufung zum Oberhofpredigeramte um der Krone Polens willen die katholische Religion angenommen. Dennoch aber stand er bei ihm in Gunst, und die Churfürstin so wie die Churfürstin Wittwe schenkten ihm ihr ganzes Vertrauen. Die erstere mußte er zu verschiedenen Malen in die Bäder nach Teplitz, Carlsbad und Eger begleiten, und die letztere auf ihrem Todtenbette trösten und einsegnen. Mehrere Superintendenten wurden während seiner Amtirung von ihm investirt, so 1710 der Superintendent D. Dornfeldt in Leipzig, bei dessen Einführung er aus Sacharj. 3, 1—7. „die dreifache Ehre eines wohlfürstehenden Eltisten (Aeltesten)" darstellte, und 1712 der Superintendent D. Lucius in Pirna, wobei er auf Grund des von ihm gewählten Textes 1 Petr. 5, 2—4. „über die Treue der Haus-

halter im Hause Gottes" predigte. Am Reformationsjubelfeste 1717 hat er an allen drei Festtagen in der Schloßkapelle gepredigt, und am ersten dieser Tage, am 31 Oktober, feierte hier die Churfürstin, zum Beweise, wie theuer und wichtig dieses Fest ihr sei, nebst der Markgräfin von Brandenburg-Baireuth das heilige Abendmahl. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er ein heimlicher Anhänger Speners sei und nannten ihn einen Nikodemus. Indessen war die Anzahl seiner Freunde immer größer, als die seiner Feinde, und großen Wohlwollens erfreuete er sich von vielen Seiten. Und was ihm seine Amtsführung auch noch erleichterte, war eine kräftige Gesundheit, die er fast ununterbrochen bis zum Jahre 1715 genoß. Da fing er mit einem Male an zu kränkeln. Das Jahr darauf bekam er in der rechten Seite eine große Beule. Die mußte ihm operirt werden und es ging die Operation auch ganz glücklich von Statten. Allein von dieser Zeit an war er fortwährend siech. Er litt an öfterem Schwindel, Schwäche im Kopfe und kurzem Odem, und seine äußere Gestalt verfiel immer mehr und mehr. Da wurde ihm sein Amt oft recht sauer, doch aber führte er's fort mit der früheren Treue und Gewissenhaftigkeit und gönnte sich keine Erleichterung. Am Neujahrstage 1722 wurde er auf der Kanzel von einem Schlaganfalle betroffen, und es verließ ihn mitten in der Predigt plötzlich die Sprache. Er mußte nach Hause gebracht werden und konnte seine Wohnung von dieser Stunde an nicht wieder verlassen. So brachte er in großer Schwachheit fast vier Monate zu bis zum 22 April, wo sein Herr und Meister ihn rief. Zweimal genoß er in seiner Krankheit das heilige Abendmahl, ließ sich von den Seinigen öfters aus der heiligen Schrift vorlesen und sprach mit ihnen viel von seinem nahen Tode und von dem Zustande der Seelen in jenem Leben. So bereitete er sich denn in der würdigsten Weise als ein wahrer Christ auf seinen Abschied aus der Welt vor. Und da, als sein Stündlein schlug, da brach

er aus in die Worte: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu meine Freude, und nimm Dein Küchlein ein; will Satan mich verschlingen, so laß die Engel singen: dieß Kind soll unverletzet sein", worauf er noch etliche Male mit schwacher Stimme sprach: „Ich lasse Dich nicht mein Jesu, du segnest mich denn"! So fand ihn der Tod. 52 Jahre und 3 Monate war er alt. Den Sonntag nach seiner Beerdigung, es war der Sonntag Exaudi, hielt ihm der mittlere Hofprediger, D. Gleich, der auch sein Beichtvater gewesen war und an seinem Sterbelager tröstend und betend gestanden hatte, die Gedächtnißpredigt über Joh. 5, 24. In derselben behandelte er das Thema: „Die durch die Hoffnung des ewigen Lebens versüßte Todesbitterkeit der Kinder Gottes". — Auf Pippings Leichenstein in der Sophienkirche, welcher zugleich auch die Gebeine Seeligmanns deckt, wurden die Worte eingegraben:

D. GOTTLOB. FRIEDERICUS. SEELIGMANN
In Aula Regia Electorali Saxonica
Sacrorum Antistes Primarius
Natus Haynewaldae, XXI Novemb. MDCLIV.
Denatus Dresdae, XXIV Decemb. MDCCVII.
Et
Hic quoque situs est
HENRICUS PIPPING
Theologiae Doct. qui socerum suum in iisdem
Apud Regem Poloniae et Electorem Saxoniae
Sacris muneribus olim secutus, nunc idem
cum eo sepulcrum nactus est.
Natus d. II Jan. MDCLXX.
Denatus d. XXII April. MDCCXXII.

(D. Gottlob Friedrich Seeligmann, Königlich und Churfürstlich Sächsischer Oberhofprediger, geboren in Haynewalde, am 21 November 1654, gestorben zu Dresden, am 24 December 1707.

Auch liegt hier begraben Heinrich Pipping, Doctor der Theologie, welcher seinem Schwiegervater in den nämlichen heiligen Aemtern beim Könige von Polen und Churfürsten von Sachsen weiland gefolgt ist, und nun mit ihm ein und dasselbe Grab erhalten hat. Geboren am 2 Januar 1670, gestorben am 22 April 1722.)

Anmerkung. Mit Pipping haben amtirt: M. Gleich und M. Engelschall.

Fünfzehnter Abschnitt.

Dr. Johann Christian Bucke,

Sächsischer Oberhofprediger im Jahre 1723.

Geschieht es nicht bisweilen, wenn eine Blume in ihrer größten Pracht sich entfaltet hat, so daß Alle, die an ihr vorübergehen, ihres Glanzes und Duftes sich freuen, daß sie mit einem Male dahinwelkt und eingeht? Und woher kommt das? Ein verborgner Wurm nagte an ihren Wurzelfasern. Jetzt hat der Wurm auch die letzte Faser durchbissen. Gleich hängt die Pflanze ihre Blätter und nach wenigen Stunden ist sie todt. Eine solche Pflanze im Garten unsers Gottes war der Mann, dessen Bild in der Gallerie der sächsischen Oberhofprediger uns jetzt vorgeführt werden soll, D. Johann Christian Bucke. Denn nach des Höchsten Rathschlusse konnte er der Kirche unsers Herrn Jesu Christi in diesem wichtigen Amte nur wenige Monate seine Dienste widmen. Doch jetzt hinweg von seinem Todtenbette. Wir wollen zunächst an seine Wiege hintreten. Die stand im Städtchen Gräfenhaynchen im Churkreiße. Hier wurde Bucke am 11 April 1672 zur Welt geboren. Sein Vater war Rathsverwandter und Kämmerer in dieser

Stadt. Der schickte den Sohn in die dortige Schule und starb frühzeitig weg, als derselbe erst fünfzehn Jahre alt war. Sehr bald darauf wurde ihm auch die Mutter entrissen. Da nahmen sich liebende Verwandte des jungen Bucke an, und weil er Lust zum Studiren bezeigte, so thaten sie ihn auf die Wittenberger Schule. Hier gewann er bald durch seinen frommen Sinn, durch seinen stillen unbescholtenen Wandel, wie durch seinen Fleiß und großen Eifer die Zuneigung aller seiner Lehrer und wurde der Liebling des Conrector M. Winter. Der stellte ihn oft den übrigen Schülern als ein Muster zur Nachahmung vor und nahm ihn, als er im Jahre 1689 zum Rektorate nach Torgau berufen wurde, mit sich dorthin. Winter blieb jedoch nicht lange in Torgau. Er wurde bald als Rektor an das Gymnasium in Zwickau versetzt. Da legte er den jungen Bucke seinem Nachfolger, dem M. Ziezke, an's Herz, und dieser wurde ihm nicht nur ein treuer Lehrer, er wurde ihm auch ein zweiter Vater. Als Bucke zur Universität reif war, so ging er 1693 nach Wittenberg. Hier waren seine Lehrer die Philosophen Schurtzfleisch und Röhrensee, der Orientalist Dassovius, und die Theologen Deutschmann, Löscher und andere mehr. Aber auch in Leipzig wünschte er einige Zeit zu studiren, besonders um des berühmten D. Johann Benedict Carpzov willen, von dessen großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Predigertalente ihm viel gesagt worden war. Doch nicht allein zu Carpzovs Füßen saß er in Leipzig und hörte bei ihm Homiletik und seine übrigen Collegia, er besuchte auch die Vorlesungen der anderen Theologen und warf sich besonders mit großem Eifer auf die morgenländischen Sprachen, in deren Erlernung er schon in Wittenberg gute Fortschritte gemacht hatte. Nach Jahresfrist indessen kehrte er von Leipzig nach Wittenberg wieder zurück, da er hier zur Fortsetzung seiner Studien zwei Stipendien erhielt. 1697 ward er daselbst Magister und übte sich nun sehr fleißig im lateinischen Disputiren,

wobei er eine große Gewandheit, viel Schärfe des Verstandes und reiche Kenntnisse zeigte, so daß ihm viele Professoren den Rath ertheilten, zum akademischen Lehrer sich auszubilden. Er folgte diesem Rathe und erwarb sich 1700 das Recht, der studirenden Jugend Vorlesungen zu halten, nachdem er seine Dissertation de anno Ebraeorum Jubilaeo (über das Jubeljahr der Israeliten) geschrieben und öffentlich vertheidigt hatte. Und er war ein sehr fleißiger Docent. Außerdem, daß er Rhetorik und Homiletik las, fing er auch an Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch, Persisch, Aethiopisch und Samaritanisch zu dociren, und wegen seines anziehenden Vortrags wurde er sehr gern gehört. Aber nur ganz kurze Zeit konnte er an der Universität sich nützlich machen. Denn noch in dem nämlichen Jahre, wo er sich habilitirt hatte, wurde er zum Diakonus nach Torgau berufen, und da er in diesem Rufe einen Gottesruf sah, so folgte er demselben ohne Zögern. Er war ein sehr erbaulicher Prediger und führte einen Wandel, welcher mit dem, was er lehrte, ganz und gar übereinstimmte. Daher erwarb er sich sehr schnell die Liebe seiner Gemeinde, und der Ruf von ihm erscholl gar bald durch die ganze Gegend. Die Churfürstin, welche oftmals auf ihrem Schlosse in Pretzsch war, und die Churfürstin Wittwe, welche ihren Wittwensitz im nahen Lichtenburg hatte, ließen den jungen Diakonus zu verschiedenen Malen nach ihren Schlössern kommen, daß er vor ihnen predigte. Auch hörten sie ihn bisweilen in Torgau. So vergingen 12 Jahre, daß er Diakonus war. Da starb 1712 der Superintendent zu Torgau, D. Christian Hoffkuntze, und nun wurde Bucke an dessen Stelle erwählt. Darauf ward er in Wittenberg Doctor der Theologie und führte sein Superintendentenamt bis zum Jahre 1723 mit aller Treue. Daß man ihn da an Pippings Stelle zum Oberhofprediger könne begehren, hatte er nicht erwartet und sehr überraschend kam ihm der ehrenvolle Ruf. Er trug großes Bedenken, ob er ihn anneh-

men solle, und berieth sich darüber mit seinem Gotte im anhaltenden brünstigen Gebete. Auch zog er darüber andere namhafte Theologen zu Rathe, und da sie alle der Ansicht waren, daß Bucke solchem Amte wohl vorstehen könne, so nahm er keinen Anstand mehr, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten. Zum ersten Ostertage 1723 hielt er in Dresden seine Antrittspredigt. Dann ging er aber, der damaligen Sitte gemäß von der alten Gemeinde erst alsdann Abschied zu nehmen, nachdem man die neue begrüßt hatte, wieder nach Torgau zurück und predigte hier am Sonntage Rogate zum letzten Male. Die zahlreich versammelte Gemeinde hörte ihm in tiefer Wehmuth zu; denn ungern sah man den treuen Seelsorger gehen. Seine Abreise von Torgau gab ein lautredendes Zeugniß von seinem reich gesegneten Wirken daselbst. Der Rath, die Geistlichen der Stadt, und viele Mitglieder der Gemeinde gaben ihm ein ehrenvolles Geleite bis nach Coßdorf. Hier wurde ihm noch ein Festmahl gegeben, und nach demselben trat der Syndikus von Torgau im Namen des ganzen Rathscollegiums auf und dankte dem Scheidenden für das, was er der Gemeinde gewesen war. Er verglich ihn in seiner Rede mit einem Baume, welcher versetzt werden solle. — Nun ist es ja aber bekannt, daß ein Baum, welcher lange Zeit in demselben Boden gestanden und tiefe Wurzeln in die Erde hinuntergetrieben hat, das Versetzen in anderes Erdreich oftmals nicht gut verträgt. Leicht wird er krank und geht ein. Daran mochte Bucke wohl denken. Darum sagte er in seiner Antwort auf jene Rede des Stadtsyndikus: „Es stehe bei Gott, ob er den Baum in Dresden lange werde bekleiben lassen". War es doch, als ob er es fühlte, daß seine Stunde ihm bald schlagen werde. — Nun sagte aber auch noch der Diakonus Henne dem geliebten Freunde, der unter seinen Collegen und unter allen seinen Geistlichen stets wie ein Bruder unter Brüdern gewesen war, im Namen der ganzen Ephorie ein herzliches Abschiedswort, und in tiefer

Rührung trennte man sich. Der Eine zog mit den Seinen nach Dresden, und die Andern zogen nach Torgau zurück. In Dresden aber war Buckes Arbeit, wie schon bemerkt worden ist, von sehr kurzer Dauer. Dennoch gelang es ihm, auch in den wenigen Monaten sich die Gunst seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Collegen in einem hohen Grade zu erwerben. Der mittlere Hofprediger Gleich sagt von ihm, daß sie einen rechten Nathanael, in dem kein Falsch war, an ihm gehabt hätten. Und daß er das war, zeigt auch sein Bild. Eine große Milde und Freundlichkeit spricht aus seinen Zügen hervor. Die Churfürstin, welche er noch im Sommer nach Carlsbad begleitet hatte, schenkte ihm großes Vertrauen, und auch August II schätzte ihn hoch. Seine letzte Predigt hielt er am 21 Trinitatissonntage zwei Tage vor seinem Tode; sie war voller Todesgedanken. Dennoch war Bucke noch ganz wohl, als er die Kanzel bestieg, und wohl und gesund kehrte er auch aus der Kirche nach seinem Hause zurück. Eben so fühlte er den Montag durchaus keine Beschwerden. Erst am Dienstage nach Tische, es war der 19 Oktober, wie er an seinem Arbeitstische saß, überfiel ihn mit einem Male eine arge Brustbeklemmung und große Beängstigung. Da stand er von seinem Stuhle auf und meinte, es würde ihm besser werden, wenn er an die frische Luft hinaus ginge. Er that es. Aber im Gegentheile wurde es immer schlimmer. So mußte er bald wieder umkehren und vermochte es kaum, nach Hause zu kommen. Ganz kraftlos und erschöpft trat er über die Schwelle seines Zimmers und seufzte zu wiederholten Malen: „Ach Jesus, Jesus, hilf mir"! Alsbald wurde zum Arzte geschickt. Man öffnete dem Kranken eine Ader, man holte Arzneimittel herbei, allein es wollte nicht besser werden. Da ließ er seinen Collegen und Beichtvater, den Hofprediger Gleich, rufen. Der sagte ihm, als er an sein Lager hintrat, er möge seinen Jesum, dessen Leib und Blut er erst vor vierzehn Tagen in öffentlicher Gemeinde mit herz-

licher Andacht genossen habe, im Glauben festhalten. Bucke aber lag bereits schon im Sterben, er konnte nicht mehr darauf antworten. Da segnete ihn Gleich ein, und bald hörte man keinen Odemzug mehr. Die Krankheit hatte noch nicht eine Stunde lang gedauert. Der Entschlafene hatte sein Leben gebracht auf 51 Jahre und 6 Monate. In der Sophienkirche ward er zur Ruhe gebracht. Außer seiner Wittwe, mit welcher er 18 Jahre lang in einer glücklichen Ehe gelebt hatte, hinterließ er 5 Kinder, die alle noch unversorgt waren. Von seinen Predigten ist keine im Drucke erschienen, wohl aber mehrere lateinische Dissertationen. Die Churfürstin war bei der Nachricht von seinem Tode sehr tief erschüttert, und auch August II beklagte den unerwarteten Tod des frommen Mannes.

Anmerk. Buckes Collegen waren M. Gleich und M. Engelschall.

Sechszehnter Abschnitt.

Dr. Bernhard Walther Marperger,

Oberhofprediger von 1724—1746.

Das Leben eines jeden Menschen und selbst auch des geringsten und unbedeutendsten ist wie ein Wasserspiegel, auf welchen die Sonne herabscheint. Das Bild der Sonne strahlt aus der Wasserfläche wieder zurück. So strahlt denn auch aus jedem Menschenleben das Bild der göttlichen Gnade und Erbarmung hervor; denn die Gnadensonne des treuen Erbarmers scheint ja so mild und freundlich auf einen Jeden hernieder. Und darum ist's so erbaulich, ein Menschenleben zu betrachten. Haben wir doch hier überall Gelegenheit, die gnädigen Führungen Gottes zu bewundern. Ein jedes Leben ist an solchen

Führungen reich, auch das des Niedrigsten im Volke, und wenn wir die Pfade, welche ihn der Herr geführt hat, nur näher kennten, wir würden gar manchmal höchlich erstaunen. — Aber so wie die Tiefen vor den Höhen verschwinden, und der Thalgrund, ob er schon auch seine Wunder birgt, doch nicht so in's Auge fällt, als wie die Spitzen der Berge, so ist es auch bei den Menschen. Auf diejenigen unter ihnen, welche eine hohe Stellung in der Welt einnehmen, richten sich Aller Blicke, während die Andern unbeachtet bleiben. Und vor solchen Bergspitzen stehen wir hier in diesem Büchlein. Auch Marperger ist eine solche gewesen. Betrachten wir sein Leben, um zu erkennen, wie treulich und oft wunderbar ihn der Heiland geführt hat. Rühmt er doch selbst in der kurzen Lebensbeschreibung, welche aus seiner Feder uns vorliegt, die viele ihm erzeigte göttliche Treue, Barmherzigkeit und wunderbare Führung seines lieben himmlischen Vaters. Es hatte sich aber die Gnade Gottes schon in seinen Vorfahren verherrlicht. Denn seinen Großvater, Paulus Marperger, hatte man zu Neumark in der Pfalz, wo er als Kaufmann ansäßig war, weil er die evangelische Lehre nicht verlassen und den katholischen Glauben nicht annehmen wollte, in's Gefängniß geworfen und nach vierzehntägiger Haft, da er nicht wich und nicht wankte, ihm anbefohlen, sofort binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen. Er that's ohne Murren, darüber fröhlich, daß ihn sein Heiland gewürdigt hatte, um seines Namens willen Schmach zu leiden, und ging von Haus und Hof und allem liegenden Gute, das seine nächsten Verwandten dann unter sich theilten, mit dem Troste hinweg, daß sein Gott, wenn er sonst wolle, ihm das Alles reichlich ersetzen könne. Und er hatte sich nicht getäuscht. Nachdem er einige Zeit lang Kriegsdienste gethan hatte, wanderte er nach Nürnberg. Dort fand er freundliche Aufnahme, fing von Neuem an Handel zu treiben, und Gottes reicher Segen war in Allem, was er unternahm. Der Herr bauete ihm

hier ein neues Haus. Dieser Marperger hatte einen Sohn, Paul Jakob. Der hatte in Hamburg seinen Heerd sich gegründet und ist zuletzt als königl. polnischer und churfürstl. sächsischer Hof- und Commercienrath in sehr hohem Alter sanft und selig verschieden. Das war der Vater des Oberhofpredigers, ein frommer gottesfürchtiger Mann, der an seinem Heilande hing wie die Klette am Kleide, und auch von seinem Sohne Bernhard Walther nichts mehr und nichts sehnlicher wünschte, als daß derselbe mit seinem Herrn und Meister, auf den er getauft worden war, so fest und innig verwachsen möchte, als wie das Reis mit dem Stamme, in welchen es hineingepfropft worden ist. Er verwendete daher auf dessen Erziehung die größtmöglichste Sorgfalt und führte ihn frühzeitig hin zu dem großen Kinderfreunde, der da gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht"! Er behielt jedoch den Knaben nicht lange in seinem Hause. Die Großmutter, welche noch in Nürnberg lebte, wünschte ihn zu sich zu nehmen. Und hier war er in sehr guten Händen *). Denn Frau Margarethe Marperger machte es nicht, wie so viele Großmütter, daß sie den Enkel verzärtelt hätte und ihm allen Willen ließ. Sie hielt ihn in guter Zucht und sorgte dafür, daß edle Keime in die zarte Brust hineingelegt würden. — So erhielt denn Marperger seine erste Ausbildung in Nürnberg. Er wurde hier auf das Egidien-Gymnasium gethan und fand in dem dortigen Rektor, Samuel Faber, den er selbst einen vortrefflichen, ge-

*) Nach Zeibichs Gedächtnißrede auf Marperger, gehalten zu Wittenberg 1747 scheint es, als wenn auch Marpergers Eltern mit nach Nürnberg gezogen wären. Denn er sagt: Primis annis Hamburgo Noribergam delatus, complures ibi annos in societate tum parentum, tum majorum transigebat. Nach Marpergers eigenen Worten scheint dieß jedoch nicht der Fall gewesen zu sein, da er schreibt: „Von solchem (göttlichen) Segen bekam auch ich mein Antheil, da meine liebe Frau Groß-Mutter mich zu sich in ihre Aufsicht und Versorgung nahm, auch liebreichst mich verpflegte, und zu allem Guten gottseeligst auferzoge".

lehrten, geübten und geschickten Schulmann nennt, nicht nur einen treuen und gewissenhaften Lehrer, sondern auch einen väterlichen Freund, dessen Andenken er sein ganzes Leben hindurch in dankbarem Herzen bewahrte. Denn Faber nahm sich des Knaben mit besonderer Liebe an und ließ ihn, wenn keine Schulstunden waren, in seinem Studirzimmer mit arbeiten. So wurde er zur Universität tüchtig vorgebildet. Schon 1699 hatte er die nöthige Reife dazu erlangt. Da zog er nach Altorf und ließ sich daselbst inscribiren. In den ersten Jahren studirte er Philosophie und Philologie und beschäftigte sich namentlich mit den orientalischen Sprachen und Mathematik. Anfangs hatte er im Sinne, der letzteren Wissenschaft sich ganz zu widmen; denn der Professor der Mathematik, Sturm, in dessen Hause er wohnte, hatte große Lust dazu in ihm erweckt. Später jedoch entschloß er sich für die Theologie. Und dazu bestimmte ihn ein Collegium über die jüdischen Alterthümer, welches er beim Professor der orientalischen Sprachen, D. Wagenseil, hörte. Denn durch dasselbe, sagt er, wäre die Schale bei ihm gebrochen worden, und er habe angefangen, etwas von Christo, dem Kerne, durch Zuziehung der heiligen Schrift, zu schmecken. „Da vermochte ich nun, das sind seine eigenen Worte, beide Studia gegen einander abzuwägen. So blieb mir meine liebe Mathesis an sich zwar werth und schätzbar; allein, da mir das Licht der heiligen Schrift aufging, welches ich in den Dunkelheiten der jüdischen Alterthümer noch heller scheinen sah, und da ich Christum daraus erblicken, kennen und schmecken lernte, so kam gegen dieses süße Seelenmanna mir jene Nahrung der Vernunft wie ganz strohern vor. Darüber ward mein Gemüth ernstlich in Unruhe gesetzt, hernach aber zu dem völligen und ernstlichen Schluß gebracht, von der Mathesi abzugehen und mich ganz der Theologie zu widmen". Und von nun an erwählte er die Theologie in Verbindung mit der Philologie zu seinem Hauptstudium. Kurz vorher, ehe er die

Universität verlassen wollte, begegnete ihm eines Tages Folgendes, das auf seinen ganzen innern Gang vom entschiedensten Einflusse war. Es war am Lichtmeßtage, da hatte er sich einen Ausgang gemacht, und als er mit dem einbrechenden Abende nach seiner Wohnung wieder zurückgehen wollte, wurde er auf der Straße von einem Schlaganfalle betroffen. Er sank um und mochte eine ziemliche Zeit auf den kalten Steinen besinnungslos dagelegen haben, bis endlich Jemand ihn fand. Man hielt ihn für todt, hob ihn auf und trug ihn nach Hause. Bald waren mehrere seiner Freunde zugegen, die stellten Belebungsversuche an. Und welch eine Freude, als der Todtgeglaubte die Augen wieder aufschlug! Allein die Gefahr war noch nicht vorüber. Nun stellte sich eine sehr heftige und langwierige Krankheit bei Marperger ein. Von dieser sagt er: „Sie war meine rechte hohe theologische Schule. Ich gestehe gern, daß ich Vieles von meinen allerseits werthesten Herrn Praeceptoribus, als stattlichen Gottesgelehrten, in Theologicis gelernt, aber gewiß, in dieser Kreuzschule profitirte ich noch weit mehr, und kam nun völlig in die Methode des seeligen Herrn Lutheri hinein, welche per orationem, meditationem und tentationem nicht Meister der Schrift, sondern derselben, und des einigen Meisters, Christi Jesu, gesegnete Schüler macht". Lange Zeit währte es, ehe Marperger wieder völlig genas. Sobald es die Krankheit ihm zuließ, ging er nach Nürnberg. Dort ward ihm von den Aerzten gerathen, Carlsbad zu brauchen. Er ging dahin sehr matt und angegriffen; aber von Woche zu Woche ward es besser mit ihm, und ganz wieder hergestellt kehrte er nach Nürnberg zurück. Er blieb nun hier und war bemüht, durch Privatstudium die auf der Universität eingesammelten Kenntnisse immer mehr und mehr zu erweitern. Denn für seinen Unterhalt brauchte er nicht zu sorgen, da er bei seinem Oheim, einem wohlhabenden Kaufmann in Nürnberg, Namens Tafinger, Kost und Logis frei hatte und von demselben wie

ein Sohn gehalten wurde. So konnte er bis zu seiner Anstellung ganz ungestört den Wissenschaften leben. Die erste Anstellung aber erhielt er durch Verwendung des Antistes an der Egidienkirche, Johann Conrad Feuerlein. Dieser hatte Marpergern schon lieb gewonnen, als derselbe noch Schüler in Nürnberg war, und hielt jetzt bei steigender Altersschwäche um drei Candidaten zu seiner Unterstützung an. Unter diesen befand sich auch Marperger, und man erwählte ihn nebst noch zwei andern zu Feuerleins Gehilfen. Das war 1704. Das Jahr darauf aber wurde der junge Mann, da seine Predigten in der Stadt allgemeinen Beifall fanden, zum Mittagsprediger, der aber auch noch kein ordinirter Geistlicher war, und wieder ein Jahr darauf, 1706 zum Diakonus an der Egidienkirche ernannt. Diese letztere Ernennung aber wurde durch folgenden Vorfall veranlaßt. Eines Sonnabends mit dem Abende erkrankte Feuerlein plötzlich. Da schickte er zu Marperger und ließ ihn bitten, des andern Tages die Vormittagspredigt zu übernehmen. Er that's und hielt auch außerdem noch seine Mittagspredigt. Es waren aber etliche Rathsherren in der Kirche gewesen. Denen hatten die beiden Predigten, die erste: „vom verlornen und gesuchten", und die zweite: „vom gefundenen und mit nach Hause genommenen Jesus", so wohl gefallen, daß man ihn etliche Tage darauf zu dem erledigten Diakonate einstimmig wählte. Seine treu für ihn sorgende Großmutter, welche zu jener Zeit noch immer am Leben war, drang jetzt in ihn, nachdem er durch Gottes Gnade den eignen Heerd gefunden hatte, auch ein zärtlich liebendes Weib sich zu suchen. War es doch ihr sehnlichster Wunsch, den heißgeliebten Enkel an der Seite einer frommen Gattin glücklich, und wenn es ihr der Herr anders wolle vergönnen, auch noch Urenkel zu sehen. Da wählte sich denn Marperger noch in dem nämlichen Jahre eine Tochter des verstorbenen Gräffe, Seniors an der Sebalduskirche. An dieser fand er, was er gesucht hatte, und erhielt von ihr sieben Kin-

der. Aber nur drei derselben, eine Tochter und zwei Söhne wurden den Eltern erhalten, die übrigen mußten sie mit tief trauernden Herzen frühzeitig zu Grabe tragen. Allein der herbe Schmerz gereichte ihnen zu großem Segen, und selbst unter den Thränen, die sie vergossen, leuchtete ihnen Gottes Gnade freundlich und hell. Wurden sie doch durch die Trübsal immer fester und fester in ihrem Glauben gegründet und lernten sich inniger anschmiegen an den alleinigen Helfer in aller Noth. — Im Jahre 1711 wurde Marperger von der Egidienkirche als Diakonus an die Sebalduskirche versetzt. Dieses Amt hat er drei Jahre bekleidet bis zu Feuerleins Tode 1714, wo er als Antistes wieder an die Egidienkirche kam. Nach einem zehnjährigen Wirken in diesem wichtigen ehrenvollen Berufe fiel auf ihn die Wahl zum Oberhofprediger in Dresden. Als dieser Ruf an ihn kam, war er erst unschlüssig, was er thun sollte, und er sagt selbst, daß er dadurch anfänglich in viele Unruhe und Bestürzung, darauf aber in einen großen Kampf mit Gott und mit sich selbst versetzt worden sei, zuletzt aber habe er die klaren Merkmale des göttlichen Willens gefunden und sich im Gewissen verbunden geachtet, demselben in demüthiger Zuversicht und Gelassenheit gehorsamlich zu folgen. Nun ward er in Altorf Doctor der Theologie und trat das Oberhofpredigeramt, nachdem er am 5 Trinitatissonntage von seiner bisherigen Gemeinde in Nürnberg sich verabschiedet hatte, am 8 Trinitatissonntage 1724 an. — Was sein Wirken in Dresden anbelangt, so ist dasselbe ein reich gesegnetes gewesen. Denn Marperger war eine Zierde seines Standes und besaß alle die Eigenschaften, welche zur Führung eines so wichtigen und einflußreichen Amtes gehören, als wie das eines Dresdner Oberhofpredigers ist, in vollem Maße. Er war ein ausgezeichneter Prediger. Seine Rede, voll tiefen Gedankenreichthums, war stets sehr gewählt, bisweilen auch glanzvoll und erhaben, und dennoch immer so leicht verständlich, daß auch die weniger

Gebildeten ihr zu folgen vermochten. Sie war bei einer kerngesunden Dogmatik von einer Wärme und Innigkeit durchweht, daß man es einem jeden Worte, welches über Marpergers Lippen ging, gleich anfühlte, wie es aus der innersten Tiefe seiner Seele hervorquoll. Und als die höchste Aufgabe der Predigt galt es ihm, das Bibelwort seinen Zuhörern auszulegen und zu Herzen zu bringen, weshalb er sich auch immer ganz streng an seinen Text hielt und denselben Wort für Wort durchging. Auf eine künstlich prunkende Disposition aber sah er nicht. Seine Hauptsätze und Partitionen sind alle sehr einfach. Jede Predigt wird von ihm mit einem Gebete geschlossen, welches den ganzen Inhalt summarisch wieder gibt. Einige Beispiele davon, wie er gepredigt hat, findet man am Schluße dieses Abschnittes. Marperger war aber nicht bloß ein großer Kanzelredner, er war auch ein treuer Seelsorger, der besonders an Krankenbetten und an Sterbelagern immer gern gesehen wurde, da er eine ganz besondere Gabe besaß, die armen Leidenden auf ihrem Siechbette zu trösten und denen, die in Todesnoth waren, ihren Abschied von der Welt zu erleichtern. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann von weiser Umsicht und richtigem Takte, der immer das Rechte traf, und fern von allem unbesonnenen Eifer jederzeit mit großer Besonnenheit handelte und überall behutsam zu Werke ging. Er war ein vielseitig gebildeter Gelehrter von gediegener Wissenschaft, feinem Geschmacke und treffendem Urtheile, besonders ein guter Hebräer und scharfsinniger Schriftausleger, der von einem jeden Zweiglein, das vielen Andern leer zu sein schien, köstliche Früchte herabzuschütteln verstand, und überall im alten Testamente, auch in dem, was auf den ersten Blick unbedeutend zu sein schien, Vorbilder auf Christum entdeckte *). Mit aller seiner Gelehrsamkeit aber

---

*) Der Prof. Zeibich sagt davon in seiner oratio anniversaria: Cernit Christum vel in iis Antiqui Foederis umbris, quas, summa refertas

verband er die größte Demuth, und mochte es nicht haben, daß man ihn lobte. Da sprach er mit Paulus: „Ich halte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten". Damit schüttelte er alles Lob von sich ab. Und so wie hier, so war er überhaupt in seinem ganzen Wandel, im öffentlichen wie im häuslichen Leben, ein Vorbild der Heerde, die er weidete *). Daher stand er nicht nur bei der Churfürstin und Königin von Polen, Christiane Eberhardine, deren Beichtvater er war, in hoher Gunst, sondern auch der König redete nur mit Achtung von ihm und gab ihm so manchen Beweis seiner Huld. — Als eine große Gnade seines Gottes sah es Marperger an, seine beiden alten Eltern so lange am Leben zu haben. Die Mutter ist ihm erst 1730 und der Vater noch später gestorben. Schmerzhaft aber mochte es für ihn sein, als 1737 ein churfürstliches Rescript vom 21 Mai an das Oberconsistorium erging, in welchem es hieß, daß, da der Raum im Residenzschlosse zu enge und unzulänglich wäre, und daher auf eine genugsame Erweiterung desselben gedacht werden müsse, der Hofgottesdienst aus der bisherigen Schloßkirche in die Sophienkirche verlegt werden sollte. Das geschah am Trinitatisfeste des gedachten Jahres. Da hielt Marperger seine erste Amtspredigt in der Sophienkirche. In der Schloßkapelle hatte der Hofgottesdienst zum letzten Male am dritten Pfingstfeiertage statt gefunden, woselbst der Superintendent Löscher (denn die dritten Feiertags-

---

caligine, horrere ita videntur nonnulli, ut ne quaerere quidem eundem ibi operae ducant pretium.

*) In dem schon erwähnten Panegyrikus Zeibichs wird von Marperger gerühmt, er habe Leysers hohe Erkenntniß von den göttlichen Dingen besessen, Hoës Wächtertreue, Wellers ausgezeichnete Frömmigkeit, Geiers gründliche Sprachkenntniß, Speners Lehrgabe und Popularität, Carpzovs Würde und Freundlichkeit, Seeligmanns friedfertigen Sinn, Pippings Wohlredenheit, und Buckes unermüdliche Amtstreue bei aller Schwäche und Kränklichkeit.

predigten wurden in der Schloßkapelle, der Observanz gemäß, vom Dresdner Superintendenten gehalten) nach dem Festevangelium Joh. 10, 1—11: „über die den Schafen erwiesene Hirtentreue“ gepredigt hatte. Man würde jedoch dem Churfürsten Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß er diese Aenderung um seines katholischen Bekenntnisses willen getroffen hätte, da es im Rescripte ausdrücklich heißt: „Unsre Absicht ist keineswegs auf die allermindeste Unterbrechung oder Immutation des Exercitii sothanen Gottesdienstes gerichtet“, und weiter, daß die Stellen des Ober-Hof-Predigers und derer andern zwei Hof-Geistlichen sammt andern zu diesem Gottesdienst bestellten Personen beibehalten werden sollten, ja sogar die drei Geistlichen, so wie auch der Kirchner wegen „etwa zu wachsenden mühsameren Besorgung ihrer Verrichtungen, und nöthigen mehrern Aufwands“ eine Gehaltszulage erhielten. — War es aber für Marperger eine schmerzliche Erfahrung in seinem Amtsleben, daß er von der ihm so lieb gewordenen Kanzel, von welcher er fast 13 Jahre lang das Wort der ewigen Wahrheit verkündigt hatte, scheiden mußte, so stand ihm bald darauf ein anderes bitteres Weh in seinem Hause bevor. Denn am 7 April 1740 nahm der Herr ihm sein Weib. Und dieser Verlust war für ihn um so schmerzlicher, da der nun schon 58jährige Mann bei den mancherlei Krankheitsanfällen, von welchen er jetzt öfters heimgesucht wurde, einer sorgsam pflegenden Hand gar sehr bedurfte. Deshalb entschloß er sich auch nach 15 Monaten zu einer zweiten Ehe. Er wählte die hinterlassene Wittwe des verstorbenen Oberconsistorialsecretär Rüger, eine allgemein geachtete Frau, welche mit vielen häuslichen Tugenden eine hohe geistige Bildung verband. Die wurde ihm eine rechte Stütze in seiner Schwachheit. Denn seine Krankheit — er litt am Stein — nahm von Jahr zu Jahr immer mehr zu. Oft mußte er sich mit Mühe auf die Kanzel hinaufschleppen, und doch ging er immer wieder hinauf. Er wollte das priesterliche

Gewand nicht eher ausziehen, als mit dem Tode. Es folterten ihn oftmals die peinlichsten Schmerzen und die Nächte floh ihn der Schlaf. Da galt es, durch sein eigenes Beispiel zu bethätigen, was er so oft den Kranken gepredigt hatte, wenn er tröstend an ihrem Lager stand —: „Stillsein und auf den Herrn hoffen". Und das that er. Niemals ging über seine Lippen ein Murren, niemals entstieg seiner Brust eine Klage des Unmuths. Er tröstete sich aus Gottes Worte, so wie er Andere getröstet hatte, und wenn einmal seine Pein recht heftig wurde, da sprach ihm sein Weib freundlich zu, und er besiegte alle Angst, die ihn quälte. Wie oft erhob er da, mitten unter den Schmerzen, seine Stimme und fing an zu reden von Gottes barmherziger Vatertreue, von seiner Liebe in Christo, vom Lamme, das der Welt Sünde trägt, vom Beistande des heiligen Geistes, des starken Helfers in aller Noth, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Todten und von dem seligen Zustande der seligen Geister in Gottes ewigem Reiche. Und wenn er auf diese letztern Gegenstände zu sprechen kam, wie wurde er da so warm, wie verklärte sich da sein Antlitz! Da bedurfte er keines Trostes, da spendete er nur Trost aus, und die um ihn standen, konnten einer Thräne tiefer Rührung sich nicht erwehren. Am 8 Februar 1746 kam auf einmal ein heftiger Stickhusten über ihn, und er wurde von Convulsionen befallen. Schon dachten die Seinen, es wäre sein Letztes, als er sich allmälig wieder erholte, und wie im Schlafe lag er da. Auf einmal fing er in diesem Zustande, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne ein Glied zu regen, an in begeisterten Worten von den göttlichen Dingen zu reden, so daß sich auch sein Arzt, der dabei stand, darüber höchlich verwunderte. Und zuletzt ward er, wie Paulus, entzückt in's Paradies, und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann. Denn mit lauter Stimme rief er: „ἄῤῥητα ῥήματα (unaussprechliche Worte! — 2 Corinth. 12, 4). Ach daß wir

doch schon dort wären"! Als er aber wieder erwachte, so wußte er nichts von dem Allen. Die Paradiesesstimmung blieb ihm jedoch bis zu seinem Tode, welcher nach mehrmals wiederholten schlagähnlichen Zufällen in der Mitternachtsstunde des 29 März 1746 erfolgte. Seine Ruhestätte fand er, wie seine Vorgänger, in der Sophienkirche. 64 Jahre alt war er geworden. Geschrieben hat er außer mehreren lateinischen Dissertationen noch ein Buch in lateinischer Sprache zur zweihundertjährigen Jubelfeier der augsburgischen Confession: de agno ad arae cornua ligando, ad illustrandum Ps. CXVIII in memoriam saecularem Augustanae confessionis (über das an die Hörner des Altars zu fesselnde Lamm, zur Erklärung des 118 Psalms, zur Erinnerung an das Jubelfest der augsburgischen Confession). Unter seinen deutschen Schriften wurden sehr geschätzt: die „Auslegung der drei ersten Capitel der ersten Epistel Johannis in 69 Predigten"; ferner sein „Communion-Büchlein", seine „Seelen-Cur bei Kranken und Sterbenden", seine „heilsame Seelenweide an Jesu Leiden", sodann: „das Kranken- und Sterbebette mit dem Worte des Lebens beleuchtet", und neben mehreren einzeln gedruckten Predigten noch andere Erbauungsschriften. — Und nun zum Schlusse noch einige Proben von Marpergers Predigtweise. Ueber Joh. 1, 1. 2. hat er das Thema: „Ein Zeugniß von Jesu". Und für dießmal zwar, sagt er, wird uns Johannes den Herrn Jesum zu erkennen geben 1) als das Wort des Lebens; 2) als das Leben selbst; und dann endlich 3) gar als das ewige Leben. In der 6 Pred. über 1 Joh. 1, 6. schildert er „den entdeckten falschen und betrüglichen Ruhm der Gemeinschaft mit Gott" und zeigt 1) worin solcher Ruhm bestehe; 2) bei wem er sich finde; und 3) wie falsch und betrüglich er sei. Die darauf folgende Predigt über 1 Joh. 1, 7. handelt von „derer Gott Aehnlichen gewissen Gemeinschaft mit Gott"; dabei wir zu bedenken haben 1) wie wir Gott ähnlich sein und werden müssen, und 2) wie wir bei solcher Aehnlichkeit die

gewisse Gemeinschaft mit Gott erlangen und genießen werden. Gott aber werden wir ähnlich, heißt es hier im ersten Theile, wenn wir im Lichte wandeln, das heißt a) so viel, als sich nach Gott dem ewigen Lichte in seinem Thun und Vornehmen durchgehends richten, b) in dem Lichte der göttlichen Weisheit, Heiligkeit, Liebe und Seligkeit d. i. in steter Nachahmung, Uebung und Bezeugung dieser göttlichen Tugenden und Eigenschaften sein Leben führen, c) seinem Eigendünkel, Vernunftlicht und Weltgeist absagen, und sein Thun und Lassen nach dem Lichte des göttlichen Wortes einrichten, und d) das Licht des Glaubens in allerlei heiligen und guten Werken und Uebungen leuchten lassen. Und die Gemeinschaft mit Gott, heißt es dann im 2 Theile, wird nur möglich durch das Blut Christi. Wie aber Marperger davon redet, ist höchst erquicklich: „Siehe glaubige Seele, spricht er hier, so ist denn Jesu Blut das rothe Meer, worinn unsere Sünden versenket und weggeflösset werden, wie ehmalen Pharao und die Egypter im rothen Meere untergingen. Es ist das Blut Jesu die rosinfarbe Schwemme, worinn sich die Heerde Jesu Christi rein und annehmlich machen kann. Es ist das Blut Jesu Christi das allein-seeligmachende Blutbad, worinn unser Heiland seine Braut, die Gemeine, wäschet und heiliget, daß sie herrlich sei, und nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder deß etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich. Das Blut Jesu ist der köstliche Balsam, welcher unsere Sündenwunden säubert und heilt. Summa: da alles andere Blut befleckt, so nimmt Jesu Blut alle unsere Sünden und Schandflecken weg; und dieß heilige Blut erweicht auch die schon ganz in ihrem Unflath erstarrete und verhärtete Herzen, daß sie auch wiederum gereinigt werden". Deshalb aber schließt Marperger nicht etwa so: Wenn das Blut Christi uns rein macht von aller Sünde, so brauchen wir nicht selbst nach der Reinigung des Herzens zu streben! Im Gegentheile sagt er, daß das Blut Christi uns nicht allein rein mache in

der Rechtfertigung, sondern auch „in der Heiligung, indem es die Unreinigkeit, welche in unsern Herzen steckt, wirklich wegnimmt, die unreine Brunst der sündlichen Lüste und Begierden dämpft, die Macht und Herrschaft der inwohnenden Sünde vernichtet, die Maale und Flecken der Bosheit allmälich in der Seele auslöscht und auswäscht, der Schlangen Gift und Stich vertreibt und heilt, folglich Leib und Seele rein und sauber vor Gott, dem ewigen Lichte, darstellt". Und weiterhin heißt es, nachdem M. davon geredet hat, daß das Blut Christi alle Sünden abwasche, nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist, die hartnäckige Verwerfung des Blutes Christi, welche dieß theure Blut unrein achtet und mit Füßen tritt, sonst aber keine Befleckung so groß, keine Missethat so schwer, keine Bosheit so schrecklich und keine Sünde so eingewurzelt sei, daß sie nicht durch Christi Blut, wie die Finsterniß durch's Licht sollte vertrieben und überwältigt werden: „Alles bisher Gesagte geht keinen beharrlichen Gottlosen und Heuchler, sondern nur, wie Johannes behutsamlich anzeigt, uns, die wir Gott ähnlich sind und im Lichte wandeln, wie Gott im Lichte ist, an. Es ist eine Gotteslästerung und schwere Entheiligung des Blutes Christi, wenn die unfläthigen Weltsäue meinen, es sei ihnen eine Schwemme, worinn sie bei und nach aller ihrer Unfläherei und muthwilligen Besudelung vor Gott, wenn sie nur wollen, gerecht und heilig sein können. Folglich ist es auch ein großer Mißbrauch und eine unverantwortliche Verdrehung der Worte: Das Blut Jesu Christi macht uns rein u. s. w., wenn ein Kind der Finsterniß, ein Gottloser oder scheinheiliger Heuchler sie im Munde führt und zu seinem Trost anzieht. Worzu dann wohl gar großen Anlaß gibt, daß insgemein diese herrliche Worte so verstümmelt gelernt und hergesagt werden, daß man die vorhergehenden Worte: So wir im Lichte wandeln u. s. w. ganz ausläßt". — Und nun noch ein Beispiel von der Eindringlichkeit und Kraft, mit welcher M. in

die Gewissen zu reden vermag. In der 22 Predigt wird nach 1 Joh. 2, 15. gezeigt: „Wie schädlich und giftig die Weltliebe sei"! Da denn zu erwägen ist: 1) wenn und wiefern die Weltliebe schädlich sei, und 2) was sie sonderlich für Schaden bringe. Hier redet der Redner diejenigen, welche in dem Wahne stehen, als ob die Weltliebe nur für die Geistlichen schädlich sei, für Andere aber nicht, in folgender Weise an: „Wo habt Ihr denn wohl die Verheißung von Gott, daß Ihr weniger von der Welt gefährdet und vergiftet werden sollt, als Andere, die von der Welt noch mehr entfernt, und mit mehrerer Rüstung gegen sie versehen sind? Ach ihr Blinden! euch muß das Gift der Weltliebe nothwendig am Meisten verderben, da Ihr fast gar nichts von heilsamer Arznei dawider sucht und annehmet". — Und weiter spricht er, wo er diejenigen anredet, welche meinen, daß man der einen oder der andern Weltlust unbeschadet seiner Seelen Seligkeit dienen könne, wenn man nur nicht allen ergeben sei: „Siehe o Mensch, so sind denn auch verdammliche Liebhaber der Welt nicht nur die, welche alle, oder doch die meisten Weltlüste, Güter und Eitelkeiten lieben, sondern auch die, welche nur an einige Creatur oder Eitelkeit ihr Herz hängen und ihre Vergnügung binden. Sage oder denke also Niemand: Ich habe die Welt nicht so unsinnig und unmäßig, nicht so plump und handgreiflich, wie der oder jener lieb, sondern nehme nur ein wenig Plaisir daran und bin ihr nur in etwas ergeben; also werde ich dabei doch noch eine Liebe zu Gott, dem himmlischen Vater haben. Nein! das ist gar ein falscher Schluß. Hier schadet auch ein wenig viel. Wer nicht ganz wider die Welt ist, der ist für sie, wider Gott! Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. So verdirbt auch nur ein weniges von Weltliebe das ganze Herz und macht es bitter und widerwärtig gegen Gott. Die Welt hat tausend und abertausend Stricke und Netze. Es brauchts eben nicht, daß sich einer von allen binden und fangen lasse. Er ist dieser

Seelenmörderin gewiß genug, wenn er sich auch nur von einem einigen bestricken läßt". — Gern würde der Verfasser dieses Büchleins aus den Marpergerschen Predigten noch Mehreres herausheben, wenn er nicht befürchtete, damit zu weitläufig zu werden. Ihn selbst wenigstens haben dieselben so angesprochen und erbaut, daß er sie den Predigten eines Herberger und Scriver unbedingt an die Seite stellt, und was die Textauslegung anbelangt, sie jenen noch vorzieht.

Anmerkung. Die anderen Hofprediger waren zu Marpergers Zeit: D. Gleich und M. Engelschall bis 1734, und von da an: M. Stranz und M. Engelschall, welchem letzteren 1737 M. Hillner und auf diesen wieder 1742 M. Hauschild folgte.

Siebzehnter Abschnitt.

Dr. Johann Gottfried Herrmann,

Sächsischer Oberhofprediger v. 1746—1791.

Bei der Beerdigung Speners hatte der Probst Lichtscheid, wie bereits oben im 11 Abschnitte erwähnt worden ist, bevor der Leichnam nach dem Friedhofe getragen wurde, im Trauerhause am Sarge eine Rede gehalten und in derselben des alten Rabbinischen Sprichwortes gedacht: Senex in domo signum bonum in domo. (Ein Greis im Hause ein gutes Zeichen im Hause.) Nun aber ist das Haus Christi die Kirche. Wohl bedarf dieselbe junge rüstige Kräfte, die keine Anstrengung scheuen und im Kampfe für die Sache des Herrn nicht ermatten. Aber eben so bedarf sie auch neben diesen schaffenden Kräften des weisen Rathes und der klugen Besonnenheit der Alten. Wie mancher alte Geistliche ward nicht von seiner Gemeinde wie ein Vater von seinen Kindern geehrt und geliebt, und hat in Folge des Einflußes, welchen er im Laufe der Jahre auf

sie gewonnen hatte, wenn gleich seine Rede nicht mehr wie ein Bergstrom dahin rauschte, sondern still und ruhig über die Herzen rieselte, wie ein Bach im Thale längs der Wiesen und Auen, durch seine reiche Erfahrung, durch sein würdevolles Wesen, durch seine Freundlichkeit und Milde und durch seinen ernsten Wächterruf an das junge heranwachsende Geschlecht, der schon wie ein Ruf aus einer andern Welt in die Herzen hineinschlug, mehr genützt und gewirkt, als wie in seinen jüngeren Jahren! Wenn ein Johannes, als er wegen Altersschwäche in die Gemeinde sich mußte tragen lassen, der versammelten Menge nur das eine Wort zurief: „Lieben Kindlein, liebt euch untereinander"! was hat das nicht für reiche Früchte getragen? Und wenn der greise Bischof von Ephesus, Polykarp, als der heidnische Statthalter unter Androhung der schrecklichsten Martern von ihm verlangte, daß er Christo abschwören sollte, auf seine schneeweißen Haare hinzeigte und dabei sprach: „Sechs und achtzig Jahre habe ich meinem Herrn gedient, und er hat mir nur Gutes gethan. Wie sollte ich ihn denn lästern? Du drohst mir mit Feuer, das nur eine Stunde lang brennt und über ein Kleines verlischt. Du kennst nicht jenes Feuer des zukünftigen Gerichts, das den Gottlosen bereitet ist" — o was hat er nicht Alles durch diese wenigen Worte dem Herrn aufgebaut und erhalten! Freilich ist solche Gnade, noch in einem so hohen Alter dem Reiche Christi dienen zu können, ein gar seltenes Gottesgeschenk, daher ein Jeder dreimal glücklich zu preisen ist, dem es in seinen alten Tagen zu Theil ward. Marpergers Nachfolger, der Oberhofprediger Herrmann, hat unter diese Glücklichen gehört. — Fragen wir zuerst nach Herrmanns Geburtsorte, so müssen wir in den ehemaligen Churkreis gehen. Da liegt ein Dorf, Alt-Jeßnitz heißt es. Hier ist der erste Sonnenstrahl in Herrmanns Augen gefallen. Es waren die Strahlen der Herbstsonne, welche das neugeborene Kindlein beschienen. Am 12 Oktober 1707 leuchteten sie das erste Mal über ihm. Da gab es im Pfarrhause

zu Alt-Jeßnitz gar große Freude. Ein Kind ist uns geboren, hieß es da, ein Sohn ist uns gegeben! und der Vater Herrmanns meldete das frohe Ereigniß drei werthen Freunden, welche den Sohn aus der Taufe heben sollten. Johann Gottfried ward er genannt. Denn Gottes Friede sollte bei ihm einziehen und in ihm wohnen, so lange er auf Erden wandelte, das wünschten seine frommen Eltern, und mit derselben Liebe, wie ein Johannes, sollte er seinen Herrn und Heiland umfassen lernen. Darum ließ man's nicht fehlen, ihn recht frühzeitig in der Gottesfurcht zu unterweisen. Der Vater selbst unterrichtete den Kleinen. Doch konnte er's nicht allein thun; das ließ sein Amt nicht zu. Er nahm daher noch einen Hauslehrer zur Hilfe. Im Laufe der Jahre hat Herrmann deren mehrere gehabt, doch werde hier nur des Einen, Rittlers, gedacht. Der stand dem Alt-Jeßnitzer Pfarrer bei der Erziehung seines Sohnes gar redlich bei und trieb mit dem letztern die alten Sprachen und viele andere nützliche Dinge. Bis zu seinem sechszehnten Jahre genoß der junge Herrmann allein nur Privatunterricht. Da meinte der Vater aber doch, es sei besser, wenn er nun auch noch eine öffentliche Schule besuchte. Auf die Fürstenschule nach Grimma sollte er kommen. Dort hatte der Stadtrath zu Wittenberg mehrere Freistellen zu vergeben, und eine solche erhielt jetzt der heranblühende Jüngling. So reiste er denn nach Grimma ab. Ein reges Streben für die Wissenschaften brachte er mit und trieb sie mit allem Eifer, so daß er sich bald vor seinen Mitschülern vortheilhaft auszeichnete und bei allen Lehrern wohlgelitten war. Besonders zog ihn die Mathematik sehr an, in welcher er in Kurzem so große Fortschritte machte, daß ihn der Mathematikus Klimm zu seinem Lehrgehilfen annahm. Der ließ nämlich diejenigen Schüler, welche in dieser Wissenschaft zurückblieben, durch den jungen Herrmann darin unterweisen, und gewann den Jüngling so lieb, daß er oft bis spät in die Nacht hinein mit ihm dasaß, ver-

tieft in mathematischen Betrachtungen und Gesprächen. Da kam einstmals der Oberconsistorialpräsident von Leipziger zu einer Schulvisitation nach Grimma. Vor diesem mußte der junge Herrmann eine Probelektion halten, und Leipziger sprach seine volle Zufriedenheit über dessen Leistungen aus. Keineswegs aber wurden die übrigen Wissenschaften über der Mathematik von Herrmann vernachlässigt. Er machte in allen gute Fortschritte, namentlich auch in der Poesie, wobei ihm sein ausgezeichnetes Gedächtniß sehr zu statten kam. Denn viele Stellen aus den alten Dichtern wußte er auswendig, und was er einmal gelernt hatte, vergaß er nicht wieder. Daher war er bei'm lateinischen Versmachen wegen feiner dichterischer Wendungen niemals in Verlegenheit. Ein reicher Schatz stand ihm stets zu Gebote. Und das brachte ihn in große Gunst bei'm Rektor M. Schumacher, so daß dieser, wenn im Namen der Schule ein lateinisches oder griechisches Gedicht gedruckt werden sollte, dasselbe jedesmal vom jungen Herrmann fertigen ließ, und wenn eine Schulfeierlichkeit statt fand, so wurde Herrmann zum Redner erwählt. Zwölfmal hat er während seines Aufenthaltes in Grimma in lateinischen, griechischen und auch deutschen Versen öffentlich gesprochen. Kurz vor seinem Abgange von der Fürstenschule wurde dieselbe vom Oberconsistorialpräsidenten, Graf von Bünau, visitirt. Als dieser dabei den Jüngling kennen lernte und alle seine Lehrer das beste Zeugniß ihm gaben, so fühlte sich der Graf bewogen, ihm für seine ganze Universitätszeit ein Meißner_Procuraturstipendium zuzusichern, und dieses hat er mit einer jährlichen Erhöhung bezogen, bis daß er in's Amt befördert worden ist. — Auf die Universität nach Leipzig ging er aber 1728. Kaum war er hier angekommen, so ließ ihm der Professor der mathematischen Wissenschaften, Hausen, in seinem Hause eine freie Wohnung anbieten. Mit Dank nahm er das an, und es erzeigte ihm dieser freundliche Mann außerdem auch noch manche an-

dere Wohlthaten. Er verstattete ihm den Mitgebrauch seiner kostbaren mathematischen Instrumente, des Abends aber nahm er ihn mit auf sein Zimmer und führte mit ihm so manches lehrreiche Gespräch, daß die Stunden wie im Fluge dahinschwanden und Mitternacht da war, ehe man sich's versah. Auch wies er ihm mathematischen Unterricht zu, den er Studenten ertheilte, welche ohne alle Vorkenntnisse in dieser Wissenschaft auf die Universität gekommen waren, und daher dem gelehrten Vortrage des Professors noch nicht mit Nutzen folgen konnten. Hausen aber war zugleich Theolog, und so war denn auch in dieser Beziehung der Umgang mit diesem Gelehrten für Hermann von großem Nutzen. Denn bei aller seiner Vorliebe für die Mathematik sollte doch die Theologie, welche zu studiren er ja nach Leipzig gekommen war, nicht in den Hintergrund zurücktreten. Und so besuchte er die Vorlesungen der Theologen Pfeifer, Schmidt, Börner und Deyling mit allem Fleiße, versäumte es auch nicht, unter Anleitung des Professors der orientalischen Sprachen, Ludwig, tüchtig Hebräisch zu treiben, und hörte Philosophie bei Olearius, Menz und anderen. Nur ein Jahr erst war er Student, so trat er als Lehrer in das Haus des Consistorial-Directors, Hofrath Wagner in Leipzig. Dem war er durch den Hofrath Mascov, einen großen Freund der Wissenschaften und Künste, welcher den jungen Mann kennen gelernt und ihn lieb gewonnen hatte, anempfohlen worden. Hier hatte er zwei Kinder zu unterrichten, setzte aber dabei auch noch seine früheren Privatstunden fort. 1731 ward er Magister, und noch in demselben Jahre wurde ihm durch seinen Gönner, den Professor Menz, eine ständige Lehrerstelle angetragen. Er hatte auch gar nicht übel Lust dazu, dieselbe anzunehmen. Denn er besaß viel Lehrgabe und das Unterrichtgeben machte ihm Freude, weshalb er sich's auch vorgenommen hatte, sich ganz dem Schulfache zu widmen. Ehe er jedoch eine Zusage gab, befragte er seinen Prinzipal, den Consistorial-

director Wagner, so wie auch den Hofrath Mascov um ihren Rath, und der Eine wie der Andere riethen ihm auf das Entschiedenste davon ab. Beide redeten ihm zu, sich zum Predigtamte zu rüsten; denn er hätte hierzu, sagten sie, vom Herrn so schöne Gaben empfangen, er solle sein Pfund nicht vergraben. Und Herrmann beachtete seiner Gönner wohlmeinenden Rath. Er legte sich nun mit verdoppeltem Fleiße ganz besonders auf die homiletischen Studien und trat, um mehr Uebung im Kanzelvortrage zu bekommen, in's donnerstägige Predigercollegium ein. Doch konnte er nicht lange ein Mitglied dieser Gesellschaft sein. Denn das Jahr 1731 war noch nicht zu Ende gegangen, als ihn das Leipziger Consistorium, ohne daß er darum angehalten hätte, zum Diakonus nach Rahnis ernannte, einem kleinen Städtchen von etwa 600 Einwohnern, in Thüringen gelegen, nicht weit von Neustadt an der Orla. Herrmann war, als er diesen Ruf erhielt, anfangs unschlüssig, ob er ihm folgen sollte. Er gerieth darüber in einen schweren Kampf mit sich selbst. „Ach Herr, Herr, sprach er mit dem Propheten, ich tauge nicht zu predigen; denn ich bin zu jung". Der Herr aber sprach zu ihm: „Sage nicht, ich bin zu jung; sondern Du sollst gehen, wohin ich Dich sende, und predigen, was ich Dir heiße". Und so ging er denn auch, zumal da seine Freunde und Gönner, die es immer mit ihm so wohl gemeint hatten, ihn ermunterten, der Stimme Gottes Gehorsam zu leisten. Mit Lust und Liebe arbeitete er, wenn schon um einen äußerst geringen Lohn, in seinem Berufe, und der Herr legte darauf seinen Segen. So vergingen etliche Jahre, als Herrmann 1734, wiederum ohne sein Zuthun, vom Stadtrathe zu Pegau zum Diakonus ernannt wurde. War dieses Amt nun auch nicht viel einträglicher, als wie das Diakonat in Rahnis, so entsprach es doch in der Beziehung Herrmanns Wünschen, daß er damit in die Nähe von Leipzig, wo er so viele liebe Freunde hatte, versetzt wurde; und so ging er nach

Pegau mit großer Freude. Hier schrieb er in seinen Mußestunden an einem Buche, mit welchem er schon in Rahnis einen Anfang gemacht hatte. Er gab es unter dem Titel heraus: Historia concertationum de pane azymo in coena Domini (Eine Geschichte der Streitigkeiten über das ungesäuerte Brod im heiligen Abendmahle), und da dasselbe in einem sehr zierlichen Latein abgefaßt war, so zog es die Aufmerksamkeit vieler Gelehrten auf sich. Ein Recensent der damaligen Zeit bemerkte darüber Folgendes: „Diese gelehrte Arbeit eines geschickten Predigers zu Pegau verdient fünffaches Lob, da andere mit dem einfachen können zufrieden seyn. Sie ist critisch und solid, nett und mit gutem Latein und sonderlich also abgefaßt, daß keine Zeile umsonst gesetzt, alle Ausschweifungen vermieden und die trefflichsten Sachen in der Enge an einander gehäufet sind". Da man nun aus dieser Schrift Herrmanns gediegene Gelehrsamkeit erkannt hatte, so suchte man ihn für die Universität zu gewinnen. Aber Gott hatte es anders mit ihm beschlossen. Im Jahre 1737 kam das hochdeutsche evangelisch-lutherische Pastorat in Amsterdam zur Erledigung. Man wendete sich deshalb von dort aus mit dem Gesuche nach Leipzig, einen tüchtigen Mann zu dieser Stelle in Vorschlag zu bringen. Da wurde denn, namentlich vom Kriegsrathe und Bürgermeister Lange, aber auch noch von anderen gewichtigen Männern, Herrmann empfohlen, daher das Amsterdamer Consistorium die Einladung an ihn ergehen ließ, hinzukommen und zwei Gastpredigten in der hochdeutschen lutherischen Kirche zu halten. Herrmann reiste mitten im Winter, im Januar 1738, nach Amsterdam, und legte die beiden Gastpredigten zu allgemeiner Zufriedenheit ab. Außer ihm hatten zwar noch eilf Andere gepredigt, Herrmann aber hatte am Besten gefallen, und die Wahl fiel auf ihn. Daß dieß geschehen sei, erfuhr er, noch ehe er wieder nach Pegau gekommen war, schon unter Weges in Leipzig. Hier fand er ein Schreiben aus Amsterdam vor. Gleich nach

Ostern sollte er antreten; jetzt war es schon März. So theilte er denn dem Stadtrathe zu Pegau seine Berufung mit und nahm seine Entlassung. Schon hatte er einen Theil seiner Sachen veräußert und sich zum Fortreisen gerüstet, als plötzlich seine Kinder an den Blattern erkrankten. Das hielt ihn noch zurück, und es verging darüber mehr als ein Monat. Beinahe Pfingsten war schon herangekommen. Da erhielt Herrmann mit einem Male ein Oberconsistorialrescript, in welchem es hieß, er solle auf den 9 Juni „zu einer Vorhaltung wegen anderweitiger Beförderung" in Dresden erscheinen. Wohin man ihn aber haben wollte, das war im Rescripte nicht ausgesprochen. Gern hätte Herrmann zurückgeschrieben, daß er sich in Amsterdam schon gebunden habe und deshalb nicht kommen könne. Allein den Befehlen seiner Vorgesetzten mochte er nicht zuwider handeln, und daher beschloß er, am festgesetzten Tage vor der höchsten Kirchenbehörde sich einzustellen, um zu hören, was man von ihm verlangte. Er mußte eine Predigt in der Sophienkirche ablegen und den Tag darauf ein Colloquium bestehen. Darauf kündigte man ihm an, daß das Oberconsistorium geneigt sei, ihm die erledigte Superintendentur in Plauen zu geben. Und Herrmann wagte nicht zu widersprechen, ob er schon weit lieber nach Amsterdam gegangen wäre. Durch die Gnade deines Landesherrn, dachte er, hast du auf der Universität große Unterstützung genossen, darum erfordert es die Pflicht der Dankbarkeit, daß du im Lande bleibst, da man hier deine Dienste verlangt. Er schrieb daher sofort nach Amsterdam, daß er nicht kommen könne, und setzte die Gründe auseinander. Da mußte er freilich von dorther gar manches bittere Wort hören, und das schmerzte ihn wohl; aber er glaubte dem Willen seines Gottes gefolgt zu sein, und darum nahm er die Vorwürfe, mit denen seine Amsterdamer Freunde ihn überschütteten, mit stiller Gelassenheit hin. Am 8 Trinitatissonntage trat er in Plauen an. Man empfing ihn daselbst mit

vieler Freundlichkeit. Ein großer Theil der Bürgerschaft, mit Deputirten des Stadtrathes an ihrer Spitze, so wie die sämmtliche Schuljugend mit ihren Lehrern, holten ihn feierlichst ein. Und der Fortgang entsprach dem Anfange. Es währte nicht lange, so hatte sich Herrmann die Liebe seiner ganzen Gemeinde und seiner sämmtlichen Diöcesanen zu erwerben gewußt, was man auch dadurch an den Tag legte, daß man ihn mit einer Ausgabe des voigtländischen Gesangbuchs betraute, welches er mit einer Vorrede begleitete. Auch wurde in dasselbe ein Lied Herrmanns aufgenommen: „Geht hin, ihr gläubigen Gedanken in's weite Feld der Ewigkeit". Es ist dasselbe unverändert zu finden im: „Unverfälschten Liedersegen, Gesangbuch für Kirchen, Schulen und Häuser, Berlin 1852", unter Nummer 413. Etwa ein Jahr nach seinem Antritte in Plauen promovirte Herrmann in Wittenberg als Doctor der Theologie, wobei er eine Dissertation: de summa ecclesiae verae dignitate, ad locum S. Pauli controversum 1 Tim. 3, 15 (über die höchste Würde der wahren Kirche, in Beziehung auf die streitige Stelle 1 Tim. 3, 15.) öffentlich vertheidigte, und etliche Tage darauf, der akademischen Sitte zufolge, eine lateinische Rede in der Schloßkirche hielt (de harmonia veritatum Theologicarum). Zu großer Freude gereichte es ihm, als er bei Erledigung des Diakonates zu Theuma bei Plauen, welches der jedesmalige Plauensche Superintendent zu besetzen hat, seinen ehemaligen Lehrer, den schon oben erwähnten Rittler, versorgen konnte. Herrmann erhielt zu jener Zeit verschiedene Anerbieten zu anderweitiger Beförderung. Von Wittenberg aus wurde ihm eine ordentliche theologische Professur angetragen, und von Merseburg aus die Stiftssuperintendentur nebst der Assessur im Consistorium daselbst. Er schlug indessen das eine wie das andere Anerbieten aus. Er wollte von Plauen nicht wieder weggehen. Hier wünschte er einmal sein Haupt zur Ruhe niederlegen zu dürfen. Und doch kam es anders. Denn

als der fromme Dulder Marperger den letzten Kampf ausgekämpft hatte, so sollte Herrmann dessen Nachfolger werden. Zwar hatte er dagegen so manches Bedenken; denn schwer war die Last, die er hier auf sich nehmen mußte, und er fragte, ob auch seine Schultern stark genug sein würden, sie zu tragen. Indessen wurden die Zweifel überwunden und er willigte ein. Am Trinitatisfeste 1746 hielt er in Plauen seine Abschiedspredigt. Es flossen dabei viele Thränen und eine tiefe Rührung zog durch die ganze Versammlung. Schon den Sonntag darauf trat er in Dresden an, und nachdem er hier am 2 Trinitatissonntage die Landtagspredigt abgehalten hatte, kehrte er noch einmal nach Plauen zurück, um von da sein Weib, welche eine Tochter des Professor D. Schelle aus Leipzig war, und seine Kinder abzuholen, so wie auch noch so manche Angelegenheiten im Amte und Hause zu ordnen. Sein gänzlicher Abzug von Plauen erfolgte am 10 Juli, und so wie man ihn hier vor 9 Jahren, als er in die Stadt gekommen war, feierlich eingeholt hatte, so wurde ihm jetzt bei seinem Weggange unter noch größerer Begleitung das Geleite gegeben. Wie zeigte sich nun aber Herrmann in seiner neuen Stellung? Er war ein würdiger Nachfolger seines würdigen Vorgängers. Als Kanzelredner fand er vielen Beifall und wußte durch die Lebendigkeit und Begeisterung, mit welcher er seine Predigten vortrug, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln und sie in steter Spannung zu erhalten. Eben so lebendig und höchst gewandt war er bei den Candidatenprüfungen und in den Colloquiis, welche er mit den Superintendenten vor Antritte ihres Amtes zu halten hatte, so daß sich dabei jederzeit viele gelehrte Zuhörer einzufinden pflegten. Und als Geschäftsmann besaß er eine große Umsicht und viel Geschicklichkeit. Da wo es in kirchlichen Angelegenheiten etwas Wichtiges durchzusetzen galt, wich er um kein Haar breit, sobald er das, was in's Werk gesetzt werden sollte, für heilsam und zweckmäßig anerkannt

hatte, in Nebendingen dagegen und in unwichtigen Sachen gab er gern Andern nach; denn Wohlwollen war ja ein Hauptzug in seinem Charakter, und die Menschenfreundlichkeit, die ihn beseelte, sprach schon deutlich in seinen Mienen sich aus. Einen schönen Beweis gab er davon im siebenjährigen Kriege, als Dresden vom Feinde hart mitgenommen wurde. Da öffnete er vielen Bedrängten, denen ihre Wohnungen eingeäschert worden waren, sein vor der Stadt gelegenes Landhaus, und beherbergte und verpflegte sie hier nach bestem Vermögen. Sodann ist er auch nicht weniger um seiner großen Thätigkeit willen zu rühmen. Fast unausgesetzt arbeitete er den ganzen Tag vom Morgen bis an den Abend in seinem Berufe, und wenn er seine Arbeiten beendigt hatte, so las er in einem Buche. Das war seine Erholung. Zerstreuungen außerhalb des Hauses suchte er nicht. Auch hat er Manches zu Papiere gebracht, aber außer dem Buche, welches er schon in Pegau geschrieben hatte, und seiner Doctordisputation nebst der bei dieser Gelegenheit gehaltenen lateinischen Rede und einigen wenigen Predigten, weiter nichts davon drucken lassen. Und damit das auch nach seinem Tode nicht geschehen könne, so hat er alle seine Papiere und Briefschaften, ehe es mit ihm zum Sterben kam, in's Feuer geworfen. — Ein sehr großes Gnadengeschenk der göttlichen Güte aber, dessen sich Herrmann sein ganzes Leben hindurch zu erfreuen hatte, war seine wirklich eisenfeste Gesundheit. Fast niemals in seinem Leben ist er krank gewesen. Selbst auch noch in den achtziger Jahren hatte er den vollen Gebrauch aller seiner Sinne, fühlte sich körperlich wohl und war geistig munter und frisch. Das einzige Uebel, welches sich einige Jahre vor seinem Tode bei ihm einstellte, war, daß die Sprache etwas undeutlich wurde. Bei dieser dauerhaften Gesundheit konnte er allen seinen Geschäften ungestört obliegen. Nur höchst selten einmal hat er eine Predigt ausgesetzt, und so lange er Oberhofprediger war, während eines

Zeitraumes von mehr als 40 Jahren, in den Oberconsistorialsitzungen kaum vier bis fünfmal gefehlt. Am 16 December des Jahres 1781 feierte er sein Amtsjubiläum, oder ohne alles Geräusch, er mochte das nicht haben. Und er konnte das auch, weil durch ein Versehen sein Ordinationstag auf den 16 Mai angegeben war. Daher erschienen schon damals, noch vor dem angegebenen Tage, mehrere Gratulationsschriften. Und das veranlaßte Herrmann, öffentlich zu erklären, daß man in der Zeit seines Jubelfestes sich irre, es falle dasselbe weit später, als man glaube. Aber wann es eigentlich war, das machte er nicht bekannt, verschwieg es selbst auch in seinem Hause und gegen seine vertrautesten Freunde. Wie erstaunte daher die ganze Gemeinde, als er am 16 December, am 3 Adventsonntage, auf die Kanzel kam, und Gott hier pries für die reiche Gnade und Treue, welche er ihm nun 50 Jahre lang habe zu Theil werden lassen. Aber auch nach seinem Jubelfeste war er in seinem Amte nach wie vor mit fast ungeschwächter Kraft thätig. Er erlebte auch noch sein Doctorjubiläum 1789. Ganz kurz vorher hatte er noch mit seltener Rüstigkeit mit dem neuerwählten Dresdener Superintendenten, D. Tittmann, welcher bis dahin Generalsuperintendent und erster theologischer Professor in Wittenberg gewesen war, das Colloquium gehalten, und bei demselben einen großen Schatz von Gelehrsamkeit entwickelt. Und auch von da an diente er dem Herrn in seinem Weinberge noch ganzer zwei Jahre. Der Tod überraschte ihn gar plötzlich am 30 Julius 1791. Er entschlief wie ein müder Arbeiter, der nach dem Feierabende auf sein Lager sich hinstreckt und, noch ehe er ausgebetet hat, sanft und still einschlummert. Seine irdischen Ueberreste wurden wie die seiner Vorgänger in der Sophienkirche beigesetzt.

Anmerk. Mit Herrmann zugleich haben als Hofprediger an der Sophienkirche gearbeitet von 1746—1758 M. Stranz und M. Hauschild; 1759 D. Heller und M. Schmiedt; v. 1760—1770

M. Schmiedt und M. Gehe; von 1771 — 1779 M. Strauß und M. Gehe; von 1779 — 1791 M. Gehe und M. Raschig.

Achtzehnter Abschnitt.

Dr. Franz Volkmar Reinhard,

Sächsischer Oberhofprediger von 1792 — 1812.

So mancher deutsche Eichbaum hat seine Wurzeln so tief in den Boden hinuntergetrieben und sie in einem so weiten Umkreise um sich her verbreitet, daß, wenn er schon umgehauen und ausgerodet wurde, doch hier und da noch eine Wurzel in der Erde zurückblieb, welche von der Schärfe der Axt nicht getroffen worden ist. Ein solcher Eichbaum aber ist der Oberhofprediger Reinhard gewesen. Fast ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seitdem die Axt des Todes diesen Stamm gefällt hat, aber von seinen Wurzeln gibt es noch viele in allen deutschen Gauen, und wenn schon derselben jetzt weniger geworden sind, so hat man doch alle noch nicht ausgraben können. Reinhards Predigtweise ist vom größten Einfluße gewesen; viele der noch lebenden älteren Geistlichen haben daran gelernt. Sein System der christlichen Moral hat großen Nutzen geschafft und ist immer noch ein lehrreiches Buch, wenn es schon durch neuere Werke über diesen Zweig der theologischen Wissenschaften gar sehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Und seine Geständnisse in Beziehung auf seine Predigten und seine Bildung zum Prediger, welche zuerst 1810 erschienen sind, verdienen es noch immer, von allen jungen Theologen mit aller Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Und wenn seine Schriften auch alle vergessen und seine Predigten von Niemanden mehr gelesen werden sollten, wie es jetzt schon den Anschein gewinnt, da die ganze

vollständige Predigtsammlung erst neulich in Leipzig für wenige Groschen versteigert worden ist, so wird doch sein Andenken immerfort bleiben. Denn er ist ja zu seiner Zeit eine sehr bedeutende Erscheinung gewesen. Das wird ein kurzer Abriß seiner Lebensgeschichte uns zeigen. Es ist aber nur eine dürftige Federzeichnung, die hier gegeben werden kann. Wer Reinhards Bild in frischen und lebendigen Farben, wie in einem Oelgemälde, anschauen will, den verweist der Verfasser dieser Blätter auf das treffliche Buch von Pölitz: D. Franz Volkmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken dargestellt Leipzig 1813, 2 B., so wie auf die Schilderung, welche der Hofrath Böttiger von diesem Manne entworfen hat.

Sein Geburtsort war der kleine Marktflecken Vohenstrauß, damals im Herzogthume Sulzbach gelegen, welches jetzt sammt jenem Landstädtchen zum Königreiche Baiern gehört. Hier kam Reinhard zur Welt am 12 März 1753. Sein Vater, der Pfarrer von Vohenstrauß, war ein würdiger Geistlicher und sehr guter Prediger, welcher nicht nur von seinen Gemeindegliedern jederzeit gern gehört wurde, sondern auch oftmals von Fremden, daher denn Mancher aus der Umgegend, welchen irgend eine Angelegenheit nach Vohenstrauß führte, wo möglich es so einrichtete, daß er des Sonntags hinging, um die Kirche mit besuchen zu können. Dieser Mann hatte zwar mehrere Kinder, sein Volkmar aber zeigte die meisten Anlagen und wurde daher von ihm bevorzugt; zum Wenigsten widmete er ihm bei'm Unterrichte, den er selbst den Kindern ertheilte, die meiste Sorgfalt. Und wohl hatte er dazu alle Ursache; denn der Knabe lernte fleißig und machte schnelle Fortschritte. Bald hatte er lesen gelernt. Da schenkte ihm der Vater eine Bibel, und Reinhard las darin mit großem Vergnügen. Jeden Tag las er daraus seinen Abschnitt, und das wurde ihm ein Bedürfniß sein ganzes Leben hindurch. Er konnte vom irdischen Brode nicht essen, er hatte denn zuvor vom Himmelsbrode ge-

gessen. O daß dies doch bei allen Menschen der Fall wäre! Führen wir unsere Kinder, wie Reinhards Vater es that, frühzeitig in die Schrift hinein und lehren sie die Süßigkeit des göttlichen Wortes schmecken, was gilt's? so werden sie dasselbe auch lieb gewinnen und lieb behalten bis an das Ende ihrer Tage. — Nun fing der Vater, welcher nicht blos ein guter Kanzelredner, sondern auch ein guter Philolog war, mit dem Sohne an die lateinische Sprache zu treiben, und späterhin auch die griechische. Das machte dem Knaben große Freude, und wie er nun den Cicero und den Virgil, die der Vater Reinhard besonders liebte, und neben diesen auch die anderen Alten kennen lernte, da war es ihm, als ginge ihm eine neue Welt auf. Mit großem Eifer studirte er die Classiker und wurde nicht allein mit den Regeln der Sprache bekannt gemacht, sondern auch auf die Schönheit der einzelnen Stellen hingewiesen und auf den Geist, welcher durch diese herrlichen Denkmäler einer grauen Vorzeit wehet. Nebenbei machte der Knabe für sich im deutschen Dichten kleine Versuche. Doch fehlte es ihm hier an aller Anleitung und an guten Vorbildern. Hallers Gedichte war das einzige poetische Erzeugniß, welches ihm noch im väterlichen Hause, als er dreizehn Jahre alt war, zur Hand kam. Die übrigen Dichter seiner Zeit, Klopstock, Gellert, Hagedorn, lernte er auf der Schule erst kennen. — Im Hause der Eltern blieb aber Reinhard bis zu seinem fünfzehnten Jahre. Da hielt es der Vater für gut, ihn einer öffentlichen Lehranstalt anzuvertrauen. Auf's Gymnasium nach Regensburg sollte er gehen. Denn an dieser Schule hing der Pfarrer von Vohenstrauß noch mit großer Liebe. War er doch selbst dort gebildet worden. Er bewarb sich für den Sohn um eine Stelle daselbst und erhielt sie. Als ihm die Nachricht davon zu Theil wurde, sagte er es seinem Volkmar und sah ihn eine Zeit lang mit forschendem Blicke ernst und stillschweigend an. Da wurde dieser bestürzt und gab dem geliebten Vater sein Wort, alles

nur Mögliche zu thun, um seinen Erwartungen zu entsprechen. Und es war, als wenn die Sonne hinter einer Wolke hervortrat. Des Vaters Antlitz erheiterte sich und freundlich entließ er den Sohn, ohne dazu weiter ein Wort zu sagen. Wenige Tage darauf legte der treue Hirte seinen Hirtenstab nieder. Der große Erzhirte hatte ihn gerufen, um ihm den Lohn für seine Arbeit zu reichen (S. die Geständnisse). Da war im Pfarrhause zu Vohenstrauß viel Weinens und Klagens. Bald nach des Vaters Beerdigung umarmte die tiefbetrübte Wittwe den scheidenden Sohn. Sie entließ ihn nach Regensburg mit ihrem mütterlichen Segen und stattete ihn aus, so gut sie es bei ihrer Armuth vermochte. Draußen raschelten die Blätter von den Bäumen; denn es war Herbst. Aber über die raschelnden Blätter zog mit dem Jünglinge der Engel des Herrn. Der geleitete ihn auf seinem Pfade. Bei seiner Aufnahme in's Gymnasium 1768 wurde der junge Reinhard nach Secunda gesetzt. Hier war der Conrector Töpfer sein Lehrer, ein gründlicher Gelehrter, ein Freund der Schüler. Der trug das Wohlwollen, mit welchem er alle fleißige und gutgesittete Schüler umfaßte, bald auch auf Reinhard über, und wußte durch die Art und Weise, wie er die Alten erklärte, eine immer größere Liebe zu den Wissenschaften in der Seele des Jünglings zu erwecken. — Noch nicht volle sechs Monate war aber Reinhard in Regensburg auf der Schule gewesen, als dem theuern Vater die heißgeliebte Mutter im Tode nachfolgte. Der Gram um den entschlafenen Gatten hatte so sehr an ihrem Herzen genagt, daß es darüber brechen mußte. Nun stand der heranwachsende Jüngling ganz allein in der Welt da, eine vater- und mutterlose Waise, und das kleine Erbtheil, welches ihm die Eltern hinterlassen hatten, mußte recht zu Rathe gehalten werden, damit es für die Zeit der Schule und Universität auch hinreichte. Ein gewissenhafter Vormund sorgte dafür. — Zwei Jahre lang genoß Reinhard den Unterricht Töpfers, dessen

Andenken er stets in einem dankbaren Herzen bewahrt hat. Dann ward er nach Prima versetzt und der Rektor Martini war hier sein Lehrer. Es ist derselbe, welcher später nach Leipzig als Rektor an die Nikolaischule kam und durch seine große Gelehrsamkeit einen großen Ruhm sich erworben hat. In Prima weilte er nun wieder zwei Jahre, worauf es ihm frei stand, entweder gleich auf die Universität zu gehen, oder noch eine Zeit lang das Auditorium zu benutzen. So hieß auf dem Regensburger Gymnasium eine ganz besondere Klasse, in welcher den Schülern, die darin waren, philologische und philosophische, ja sogar auch theologische Vorlesungen gehalten wurden, um sie dadurch an den akademischen Vortrag zu gewöhnen. Reinhard entschloß sich dazu, im Auditorium noch ein halbes Jahr zu bleiben, und hörte hier vom Professor Grimm, einem der beliebtesten Prediger Regensburgs, eine Vorlesung über die Schrift des Leipziger Philosophen Crusius vom Plane des Reiches Gottes, wodurch ihm eine sehr hohe Achtung gegen diesen Gelehrten eingeflößt wurde. — Ostern 1773 bezog er wohl ausgerüstet die Universität Wittenberg, nachdem er in Regensburg viele alte Classiker, etliche ganz, die anderen wenigstens theilweise gelesen hatte. Mit dem Hebräischen aber hatte er noch gar keinen Anfang gemacht. War er doch auch noch unschlüssig, ob er sich zum Geistlichen bilden sollte, da mehrere seiner Freunde und Gönner wegen seines schwächlichen Körpers, welcher schon auf der Schule mehrere Krankheitsstürme hatte abhalten müssen, das Studium der Theologie ihm widerriethen. Reinhard beschloß daher, gleich in den ersten Wochen seiner Universitätszeit einen Versuch im Predigen zu machen, um zu sehen, ob er sich zum Kanzelredner eigne. In Dietrichsdorf, ganz in der Nähe von Wittenberg gelegen, bestieg der nur angehende Student zum ersten Male die Kanzel. Und siehe da, er wurde von allen seinen Zuhörern verstanden, wegen seiner vernehmlichen Aussprache und seines guten Vortrags von

ihnen gelobt, und fühlte nach abgehaltener Predigt eben keine Beschwerden auf der Brust. Das war ihm eine große Freude und mit fröhlichem Muthe ging er in die Stadt zurück. Gepredigt aber hat er nun vor seinem dritten Studienjahre nicht wieder; denn es sollte die kostbare Zeit den Wissenschaften nicht entzogen werden. Reinhard warf sich auf dieselben mit allem Eifer. Er hörte nun bei'm Professor Dresde hebräische Grammatik und suchte das, was in dieser Beziehung auf der Schule versäumt worden war, durch verdoppelten Fleiß wieder einzubringen. Und das gelang ihm gar bald. Das Hebräische ward ihm sehr lieb, und kein Tag verging, daß er nicht ein Stück in seinem Codex durchgearbeitet hätte. Auch hörte er neutestamentliche Exegese und andere theologische Vorlesungen. Mit ganz besonderer Liebe aber umfaßte er die Philosophie und wurde durch den D. Schmid, welcher in derselben sein Lehrer war, und bei dem er auch Famulus ward, für die Ansichten des Leipziger Philosophen Crusius ganz gewonnen, wendete sich jedoch späterhin der eklektischen und noch später der skeptischen Philosophie zu. Allgemeine Weltgeschichte dagegen, welche Schröckh las, hat er auf der Universität gar nicht gehört, was er in späteren Jahren sehr bedauerte. Er spricht sich darüber in seinen Geständnissen aus, in denen er überhaupt seinen ganzen Studiengang als einen unzweckmäßigen bezeichnet, da er den Vorlesungen über die Dogmatik gleich im ersten Jahre, und denen über die Kirchengeschichte erst im dritten beigewohnt, Anderes dagegen, wie Homiletik, Pastoraltheologie, Kirchenrecht und Moral gar nicht gehört hätte. Auch hat er auf der Universität mit Ausnahme von Saurins Predigten, welche ihm schon sein Vater immer sehr vorgerühmt hatte, und die er sich daher zum Muster erwählte, sonst weiter keine studirt. Er wollte sich hier mehr aus sich selbst herausbilden. Das konnte aber freilich nur einem Geiste gelingen, wie eben Reinhard war. Auch gab ihm dafür seine tüchtige philosophische

Bildung und sein gründliches Studium eines Cicero und Demosthenes wohl einigen Ersatz. — Die Universitätszeit war jetzt vorüber. Da schickte ihm der Vormund den noch übriggebliebenen kleinen Rest seines Erbtheils und schrieb ihm, daß er nun in seine Heimath kommen möchte. Auf Zureden mehrerer Professoren aber, die seine Befähigung zum akademischen Lehrer erkannt hatten, wendete er dasselbe dazu an, sich in Wittenberg zu habilitiren. Er schrieb deshalb eine Dissertation de versionis Alexandrinae auctoritate et usu in constituenda librorum hebraicorum lectione genuina (über das Ansehen der Alexandrinischen Uebersetzung, und wie man dieselbe bei'm Lesen der hebräischen Bücher mit Nutzen zu gebrauchen habe), die er am 26 Febr. 1777 öffentlich vertheidigte. Bald wurden nun von ihm philosophische und philologische Vorlesungen angekündigt, und sein Auditorium füllte sich mit Zuhörern. Das war ihm eine große Aufmunterung zum unausgesetzten Streben und gab ihm Muth zum willigen Ertragen der vielen Entbehrungen, welche ein jeder angehende Docent, der entblößt von jeglichem Vermögen dasteht, sich gefallen lassen muß. Der eiserne Fleiß aber, mit dem er arbeitete, war nachtheilig für seine Gesundheit und legte bei ihm den Grund zu gar manchen Körperübeln, welche sich später entwickelten. Aber auch schon damals stellten sich Beschwerden ein. Der öftere Schwindel, an welchem Reinhard in jener Zeit litt, war auf jeden Fall eine Folge seines anhaltenden Sitzens. — Nachdem er im darauffolgenden Jahre 1778 Adjunkt der philosophischen Fakultät geworden war, so gaben viele seiner Zuhörer ihm zu erkennen, wie erwünscht es ihnen sein würde, wenn er neben seinen philosophischen auch theologische Vorlesungen halten wollte. Das konnte er aber nur alsdann, wenn er Baccalaureus der Theologie ward. Er meldete sich dazu und ward es im November desselben Jahres nach Vertheidigung seiner zur Erlangung dieser Würde geschriebenen Dissertation: Symbola ad inter-

pretationem Psalmi sexagesimi octavi (Ein Beitrag zur Erklärung des 68 Psalms). Nun las Reinhard Dogmatik und fand dabei so viele Zuhörer, daß sie sein Auditorium nicht alle zu fassen vermochte, weshalb er sich entschloß, jeden Tag zweimal zu lesen. Auch veranstaltete er lateinische Sprech- und Disputirübungen, die bei den Studirenden sehr vielen Anklang fanden. — So vergingen wieder zwei Jahre. Da wurde Reinharden 1780 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät übertragen. Und nun verheirathete er sich. Er nahm die Wittwe des verstorbenen Professor D. Schmid. Die brachte ihm nicht nur eine sehr bedeutende Bibliothek, sondern auch ein ansehnliches Vermögen zu, so daß er von dieser Zeit an ein sorgenfreies Leben führen konnte. Seinem Stiefsohne ward er ein zärtlich sorgender Vater und seinem Weibe ein treuliebender Gatte. Zwar ist diese Ehe kinderlos geblieben, dennoch aber war es eine sehr glückliche und zufriedene Ehe. — 1782 erhielt Reinhard zu seiner philosophischen Professur, welche er in Folge des ihm zugegangenen Rescriptes mit beibehalten sollte, auch noch die vierte Professur in der theologischen Fakultät, bei welcher Gelegenheit er als Doctor der Theologie promovirte, nach Vertheidigung einer Dissertation: de notione felicitatis humanae ad iudicium de placitis christianae religionis parum idoneá (wie wenig geeignet der Begriff der menschlichen Glückseligkeit zur Beurtheilung der Vorschriften des Christenthums sei). So wurde denn sein Wirken in Folge dieses neuen Amtes immer umfangreicher und immer mehr erweiterte sich der Kreis seiner Geschäfte. Und das war noch mehr der Fall, als das Jahr darauf 1783 der Generalsuperintendent D. Hirt mit Tode abging und an dessen Stelle der bisherige Probst an der Universitätskirche, D. Tittmann, trat. Denn jetzt wurde Reinhard zum Probste und Consistorialassessor ernannt. Er trat dieses Amt am Feste der Verkündigung Mariä 1784 an. Seine Antrittspredigt hielt er über das Festevan-

gelium Luk. 1, 26—38. Thema und Disposition derselben, beides in seiner bekannten, damals vielfach gepriesenen und nachgeahmten, jetzt aber eben so vielfach getadelten Weise, mögen hier einen Platz finden. Er sprach „von den großen Anstalten, die Gott gemacht hat, Weisheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten". 1) führte er den Beweis dafür, daß Gott Weisheit und Tugend wirklich auf der Erde befördere; a) weil er jedem Menschen so viele Gelegenheiten an die Hand gibt, weise und gut zu werden, als er nach seinen Umständen braucht, um hier und dort glücklich zu sein; und b) weil das menschliche Geschlecht, im Ganzen betrachtet, an diesen beiden Vollkommenheiten mehr und mehr zunimmt. 2) zeigte er, wie und wodurch Gott dies thue; a) schon durch die äußern Umstände erweckt Gott jeden Menschen zur Weisheit und Tugend; b) für beide hat er durch eine eigene Offenbarung gesorgt; c) hat er insonderheit durch Christum hierzu die größten Anstalten gemacht; und d) zweckt auch das christliche Lehramt einzig und allein darauf ab, diese große Absicht Gottes zu befördern. 3) sagte Reinhard, will ich eine Anwendung davon auf das neue Verhältniß machen, in welches wir mit einander treten; a) was ich unter euch auszurichten wünschen müsse. Ihr sollt in Zukunft hier α) Unterricht, β) Ermunterung, und γ) Erquickung finden; b) was ich dagegen von euch bitten und erwarten dürfe, α) Aufmerksamkeit, β) Zutrauen, γ) Nachsicht. — Gleich diese erste Amtspredigt fand vielen Anklang, und Reinhard wurde stets, so lange er in Wittenberg war, von Vornehmen wie von Geringen gern gehört. Aber er verwendete auch auf die Ausarbeitung seiner Predigten jederzeit den größten Fleiß. Die meisten derselben lagen schon acht bis vierzehn Tage zuvor, ehe sie gehalten wurden, fertig in seinem Pulte, und er hielt an dieser Regel um so mehr, weil ihm das Memoriren so schwer fiel. Er klagt in seinen Geständnissen über den Zeitverlust, den ihm dasselbe verursachte. Jeden Sonn-

und Festtag hatte er zu predigen. Dazu kamen seine theologischen und philosophischen Collegia, deren er nicht wenige las. Und außerdem beschäftigte er sich auch noch mit literarischen Arbeiten. Er schrieb in der Zeit, daß er in Wittenberg war, außer mehreren akademischen Schriften: 1) ein Compendium der Religion zum Gebrauche für Gymnasien, welches er jedoch nicht vollendet hat, weil in der Zeit, daß er daran arbeitete, eine ähnliche Schrift von Morus erschien, weshalb Reinhard sein Werk für überflüssig erachtete; 2) einen psychologischen Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung; 3) seinen Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf; und 4) sein System der christlichen Moral in 2 Theilen, das späterhin, als er schon in Dresden war, zuerst in 3 und dann in 4 Theilen erschienen ist, wozu er noch das Jahr vor seinem Tode einen fünften Theil hinzufügen wollte, den er aber nicht zu Ende gebracht hat. — Daß aber bei einer so vielverzweigten Thätigkeit die Zeit gehörig ausgekauft werden mußte, liegt klar am Tage. Und Reinhard verstand dies. Von früh 5 Uhr an bis Abends 7 oder 8 Uhr war er fast unausgesetzt beschäftigt, und selbst, wenn er sich im Freien eine Bewegung machte, was er keinen Tag unterließ, oder in dem schönen Garten, an dem Hause vor der Stadt gelegen, das er gekauft hatte, auf und ab ging, so war er wie eine Biene, welche arbeitet, auch wenn sie um die Blumen summt. Denn wenn Reinhard zwischen seinen Blumen dahinging und an denselben sich erfreuete, so meditirte er dabei gemeiniglich über eine Predigt und sammelte den süßen Saft ein, welcher sodann in seiner Zelle zu Honigseim verarbeitet wurde. Die späteren Abendstunden aber widmete er stets seiner Familie oder einem kleinen Kreise vertrauter Freunde, welche bei ihm zusammen kamen, und um 10 Uhr begab er sich regelmäßig zur Ruhe. Denn gegen das nächtliche Arbeiten war er ganz und widerrieth es einem Jeden.

Sein Grundsatz war: Wirke, so lange es Tag ist! Davon wich er nicht ab. — So floß sein Leben in Wittenberg hin bis zu seiner Berufung nach Dresden. Diese erfolgte, nachdem 1791 der Oberhofprediger Herrmann gestorben war. Schon früher zwar war einmal die Aufforderung an Reinhard ergangen, Wittenberg zu verlassen. Nach Helmstädt sollte er damals kommen als theologischer Professor mit einem für jene Zeit sehr ansehnlichen Jahresgehalte. Er wollte jedoch in Sachsen bleiben und hatte daher jenen ehrenvollen Antrag ausgeschlagen. Aber etwas ganz Anderes war es mit seiner Berufung nach Dresden. Da konnte er ja in dem ihm so theuer gewordenen Sachsenlande bleiben. Und darum zögerte er auch nicht lange. Nachdem er sich mit seinem Gotte berathen und es erkannt hatte, daß dieser Ruf vom Herrn der Kirche selbst an ihn ergehe, so sagte er zu. An dem nämlichen Tage, wo er acht Jahre vorher in der Schloß- und Universitätskirche Wittenbergs seine Antrittspredigt gehalten hatte, am Feste der Verkündigung Mariä 1792, hielt er hier seine Abschiedspredigt. Er sprach in derselben: „Ueber den unauflöslichen Zusammenhang, welcher die wahren Mitglieder des Reiches Jesu mit einander verknüpft". Den Tag vor seiner Abreise brachten ihm seine Zuhörer, die ihn alle so lieb hatten, noch eine Abendmusik. Wie ungern sahen sie ihn scheiden! — Das Oberhofpredigeramt in Dresden aber trat er am Sonntage Misericordias Domini an. Sein Thema war: „Wie wichtig uns ein Blick auf die großen Absichten, mit denen Jesus umging, beim Anfange der Verbindung sein müsse, in die wir heute mit einander treten". Mit der größten Sorgfalt hatte er diese Predigt gearbeitet, und eine gleiche Sorgfalt verwendete er auf alle seine übrigen Predigten. Daher war die Kirche stets zum Erdrücken voll. Es hörten ihn gemeiniglich gegen vier bis fünftausend Menschen aus allen Ständen der Gesellschaft. Das veranlaßte manchen armen Candidaten in Dresden, Reinhards Predigten nachzu-

schreiben und sie alsdann in verschiedenen Reinschriften an solche, welche das gehörte Wort gern noch einmal in ihrer Seele genauer erwägen wollten, zu verkaufen. Und es fanden diese nachgeschriebenen Predigten einen nicht geringen Absatz. Aber wie oft kam es vor, daß dieselben von Reinhards Concepte bedeutend abwichen. Und das bestimmte ihn endlich dazu, sie alle drucken zu lassen. Daher die vielen Predigtsammlungen, welche wir von ihm besitzen. Ganz besonderes Aufsehen aber hat seine Reformationspredigt vom Jahre **1800** gemacht, in welcher er auf Grund seines Textes Röm. 3, 23—25 zeigte: „Wie sehr unsre Kirche Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sei ihr Dasein vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der freien Gnade Gottes in Christo schuldig". Diese Predigt hatte den höchsten Behörden so wohl gefallen, daß man einen besonderen Abdruck derselben veranstaltete, und ein, auch mehrere Exemplare davon an jede Kirche im ganzen Lande unentgeldlich vertheilte, wobei die Pfarrer erinnert wurden „daß auch sie die in dieser Predigt abgehandelten wichtigen Grundlehren von der freien Gnade Gottes in Christo, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an sein Verdienst, und von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Tugend ohne diesen Glauben, zum Hauptgegenstand ihrer öffentlichen Vorträge, so wie bei den Zusprüchen an den Krankenbetten, und bei dem Religionsunterrichte der Jugend machen sollten". Vielfach wurde dieses Rescript des Oberconsistoriums damals getadelt und Reinhard in öffentlichen Blättern angegriffen, als ob es durch ihn selbst veranlaßt worden sei. Daß dies aber keineswegs der Fall gewesen war, beweist ein Brief Reinhards an den Pastor Schatter in Neunhofen vom **11** Febr. **1801**. An diesen schreibt er, nachdem er ihm für ein übersendetes literarisches Geschenk (etliche gedruckte Predigten von Schatter) gedankt hat: „Was Sie mir über meine famöse Predigt am vorigen Reformationstage geschrieben haben, ist sehr ermunternd für mich. So gern ich

mich zu dem Inhalte dieser Predigt bekenne, weil ich sie sonst nicht würde gehalten haben, so unangenehm ist es mir, daß sie auf diese Art in's Publikum gebracht worden ist. Drucken hätte ich sie ohnehin lassen. Aber daß sie mit einem Rescripte an der Stirne erscheinen sollte, das war mir in mehr als einer Hinsicht unangenehm. Rescripte, welche nicht die Kirchenzucht, sondern das Dogma betreffen, habe ich nie gebilliget, und kann sie noch nicht billigen. Ich mußte auch besorgen, man werde mir Schuld geben, ich sei entweder von der Regierung genöthigt worden, so zu sprechen, oder mit denselben einverstanden. — Eben so wenig konnte mir das Aufsehen entgehen, das dieser Schritt des geheimen Consilii auch im Auslande machen würde; und daß die Eindrücke sehr unangenehm sein würden, welche diese Sache hervorbringen müßte, konnte man mit der größten Gewißheit vorher sagen. Allein alle diese und andere Betrachtungen, welche ich den Herren Kabinets- und Conferenzministern vorlegte, waren nicht vermögend, den dieser Predigt wegen einmal gefaßten Entschluß rückgängig zu machen, und es blieb mir nichts übrig, als mir die Folgen gefallen zu lassen, welche daraus fließen würden". — Daß Reinhard kein Hyperorthodox war, für welchen man ihn in Folge jener Predigt auszuschreien suchte, geht schon aus diesem Briefe sattsam hervor. Auch würde er dann nicht über Tzschirner, nachdem derselbe seine „Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse", herausgegeben hatte, so mild geurtheilt und dessen Tadel so freundlich aufgenommen haben, als wie er es eben that. Aber eben so wenig war er auch Rationalist, wozu ihn Einige in der neuesten Zeit haben stempeln wollen. Er ging allein den Weg der heiligen Schrift, welche er schon in seiner Eltern Hause so lieb gewonnen hatte, und stand fest und unverrückt auf dem alleinigen Grunde, der da gelegt worden ist. Und was hatte ihn dahin gebracht? Seine Philosophie. Das gesteht er selbst ein, wenn er sagt: „Er könne es nicht

läugnen, daß ihm von einem sorgfältigen Studium aller Systeme, welche die philosophirende Vernunft aufgestellt hat, ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Speculationen derselben übrig geblieben sei, weil er an allen diesen Lehrgebäuden unläugbare Schwächen bemerkt habe. Er habe sich unter den Erfindungen der menschlichen Vernunft vergeblich nach etwas umgesehen, worauf man sicher fußen, wobei man sich auf immer beruhigen könne. Und so habe er sich gedrungen gefühlt, Alles das eben so zu untersuchen, was sich als Offenbarung ankündigt, als wie er die Systeme der Philosophen durchforscht habe. Und der Ausgang und die Frucht dieser Forschungen sei bei ihm ein fester, beruhigender Glaube an das Evangelium Jesu gewesen". Bei solchem Glauben aber konnte er sich auch weder mit den Unionsversuchen befreunden, welche schon damals hier und da auftauchen wollten, noch mit den Bestrebungen derer, welche die Lehren der Vernunft mit den Lehren der Offenbarung in Einklang zu bringen bemüht waren. „Nicht darauf kommt es hier an, schreibt er in dieser Beziehung an Pölitz, worein man den Inhalt einer Offenbarung setzt, sondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Diese sind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein Drittes gibt es nicht. Consequent ist nur der, der sich ganz und unbedingt zu Einem von Beiden bekennt; wer auf irgend eine Art Beides vereinigt, wird ein inconsequenter Synkretist". Dessenungeachtet aber war er nichts desto weniger gegen jeden Andersdenkenden höchst tolerant und pflegte mit einem Dinter, Pölitz, Böttiger, dem reformirten Prediger Paldamus, und anderen eben so gut geselligen Umgang, als mit seinem Collegen im Oberconsistorio, dem Superintendenten D. Tittmann, mit welchem er schon in Wittenberg in mannichfaltigem Verkehre gestanden hatte, und seinem Amtscollegen, dem D. Hacker. Ja selbst zu mehreren katholischen Geistlichen stand er in freundschaftlicher Beziehung, daher er auch die Bibelübersetzung des bekannten van Eß, als dieselbe erschien, mit

einer Vorrede begleitete. Und wenn man Reinhards frühere und seine späteren Predigten mit einander vergleicht, so wird man finden, daß er mit der Zeit in seinem Glauben immer tiefer und tiefer wurzelte. Ganz besonders war es sein Glaube an Gottes Weltregierung bei den dunkeln Zeitereignissen zu Anfange dieses Jahrhunderts, welcher in Reinhards Brust wie eine eiserne Mauer dastand, die keinen Riß bekommt, und wenn auch noch so gewaltig gegen sie angestürmt wird. Eine große Menge von Stellen aus seinen Predigten könnte man zum Beweise dessen gar leicht hier zusammenstellen. Indessen möge nur eine einzige, wie sie gerade zur Hand kommt, dafür angeführt werden. Die Reformationspredigt vom Jahre 1805 beginnt also: „Glücklich ist in einer Welt, wo von Zeit zu Zeit schreckliche Unordnungen entstehen, wo ganze Völker und Welttheile in Aufruhr gerathen, und unter dem Drucke einer allgemeinen Noth, unter den Trümmern zusammenstürzender Reiche die Menschen zu Tausenden ihren Untergang finden, glücklich ist in einer solchen Welt der besonnene vorsichtige Mann, der den Muth nicht verliert, und mitten in einer grausenvollen Verwirrung die Vorbereitung zu etwas Besserm, die Anfänge einer erwünschten Zukunft erblickt". Und weiter: „Wer an einen Gott glaubt, der die Welt regiert, und ein Geschlecht, dem er seinen Sohn geschenkt hat, nicht vernachlässigen kann: der kommt nie um seine Fassung; denn er sieht mitten in der Nacht den ersten Schimmer eines neuen Tages, mitten in der Sklaverei die Regungen einer größern Freiheit, mitten in der Verwirrung die Anlagen zu einer schönern Ordnung, und im trägsten Stillstand die Anstrengungen zu einem raschen Fortschritt; ihm ist es entschieden, die Fürsehung Gottes ist nie geschäftiger, als wenn sie nichts zu thun scheint, sie rüstet sich nie zu größern Siegen, als wenn es das Ansehn hat, sie habe ihre Sache verloren". Weil aber ein solcher Glaube Reinhards Predigten durchwehte, darum machten sie

auch einen so großen Eindruck auf alle, welche sie hörten. Denn eine Predigt ohne Glauben, und wenn sie auch noch so sehr mit äußerem Schmucke behängt wäre, ist wie die Wintersonne. Sie glänzt wohl, aber sie wärmt nicht, und ist es nicht im Stande, auch nur eine Frucht auf dem Herzensacker zur Reife zu bringen. Reinhards Predigten aber waren wie die Frühlingssonne. Sie weckten edle Keime in vielen Herzen. Und ihren Nutzen hatten sie für die Geistlichkeit nicht blos des ganzen Sachsenlandes, sondern auch von ganz Deutschland. Denn gleich wie die Gewässer, welche über mineralisches Gestein gehen, von demselben einen Geschmack annehmen, so war es jetzt mit der Predigtweise gar Vieler. Manche thaten hier freilich sehr große Fehlgriffe. Sie meinten es schon ergriffen zu haben, wenn sie nur Reinharden in der äußeren Form nachahmten und eine künstliche Disposition mit ganz logisch geordneten Theilen und Untertheilen aufstellten, und vernachlässigten über der äußeren Schale den inneren Kern. Hat Reinhard mehr Logik in die Predigten der deutschen Geistlichen gebracht, so ist das allerdings schon ein großer Gewinn; ein noch größerer Gewinn ist es aber, daß man durch ihn veranlaßt wurde, in den Kanzelvorträgen zur fleißigen Benutzung der Schrift zurückzukehren, und die blos dogmatischen oder blos moralischen Predigten, wie sie bis dahin so oft gehalten worden waren, immer mehr und mehr in den Hintergrund zurückgedrängt wurden. — Eben so groß, wie auf der Kanzel, war aber Reinhards Einfluß auch im Oberconsistorium, und auf die Gestaltung der kirchlichen und Schulangelegenheiten des Landes. Freilich ist es wohl wahr, daß die Veränderungen, welche in dieser Beziehung während seiner Amtirung in Sachsen vorgenommen wurden nicht allein von ihm abhängig waren, und wer da auftreten wollte, und sagen: daß wir ein neues Dresdner Gesangbuch, eine neue Agende bekommen haben, und die Privatbeichte durch die öffentliche Beichte verdrängt worden ist, an dem Allen trägt Reinhard die Schuld! —

gewiß, der würde viel zu viel behaupten. Indessen ist es doch nicht zu verkennen, daß seine Vorschläge und Anträge im Consilium gar oftmals berücksichtigt wurden; und daß bei den Sonntagsgottesdiensten in den Kanzelvorträgen ein Perikopenwechsel eingeführt wurde, und daß die akademischen Lehrer, sowie auch die Lehrer in den Gelehrten- und in den Volksschulen Gehaltszulagen erhielten, ingleichen außer dem schon bestehenden Schullehrerseminare in Friedrichstadt-Dresden noch ein zweites in Weißenfels errichtet wurde, das ist fast einzig und allein sein Werk gewesen. Auch war er sehr für die Begründung von Realschulen, wohin er es aber freilich noch nicht bringen konnte, und wünschte, daß die vielen lateinischen Schulen, die es damals in Sachsen gab, vermindert und manche derselben in Bürgerschulen verwandelt würden. Als Examinator der Candidaten war er allerdings streng, doch aber nicht ungerecht, und wer seine Zeit auf der Universität wohl angewendet hatte, brauchte sich auch nicht vor ihm zu fürchten. —

Gleich im ersten Jahre nach seiner Anstellung in Dresden traf ihn ein großes Hauskreuz. Sein treues Weib erkrankte und starb. Sie wurde von ihm tief betrauert. Da er jedoch bei seinem schwächlichen Körper einer sorgsamen Pflegerin bedurfte, so entschloß er sich nach beendetem Trauerjahre zu einer zweiten Heirath, und er fand eine eben so geistvolle und hochgebildete, als häusliche und zärtlich sorgende Gattin in Fräulein Ernestine von Charpentier, der dritten Tochter des Bergraths von Charpentier, des nachmaligen Berghauptmanns in Freiberg. Sie befand sich wohl in der stillen Zurückgezogenheit, die Reinhard liebte, und so lebten denn beide Eheleute, obschon sie nicht mit Kindern gesegnet wurden, glücklich und zufrieden länger als 18 Jahre mit einander. Die schönsten Monate waren für sie die Sommermonate, wo sie auf dem Gartengrundstücke, welches sich Reinhard gekauft hatte, in der freien Natur, fern vom Geräusche der Stadt wohnen konnten.

Hier sahen sie fast jeden Abend einen kleinen Kreis auserwählter Freunde bei sich. Seine Lebensordnung, welche Reinhard schon in Wittenberg beobachtet hatte, behielt er, im Ganzen genommen, auch in Dresden bei, nur mit dem Unterschiede, daß er eine Stunde später aufstand und eine Stunde später sich zur Ruhe begab. In den ersten Jahren pflegte er, da ihm das die Aerzte angerathen hatten, zweimal in der Woche auszureiten, bei welchen Spazierritten er jedesmal von seinem Freunde und Collegen Hacker begleitet wurde. Und wohl bedurfte er zuweilen einer Erholung bei der großen Arbeitslast, die auf ihm lag. Denn außer seinen Geschäften als Prediger und Oberconsistorialrath wurde er ja auch noch täglich angelaufen. Deshalb setzte er Sprechstunden fest Dienstags und Donnerstags von 11 bis 1 Uhr. Da fand man ihn stets in schwarzer Amtskleidung. Aber die Fremden, von welchen er öfters aufgesucht wurde, fanden bei ihm auch an andern Tagen Zutritt und nahmen manche schöne Stunde in Anspruch. Und wie viele Briefe gingen bei ihm ein, deren keinen er unbeantwortet ließ. Ferner wurden ihm oftmals literarische Werke von ihren Verfassern zur Beurtheilung zugesendet, und er war darin sehr genau. Und auch er selbst war literarisch nicht unthätig. Denn nicht genug, daß er seine Predigten zum Drucke herausgab, so hat er auch in Dresden die meisten seiner früheren Schriften, ganz besonders aber seine Moral, neu bearbeitet und vielfach vermehrt. Und im Jahre 1801 erschien von ihm wieder ein neues Werk: „Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre". Seine Geständnisse aber kamen 1810 in den Buchhandel. —

So lange als Reinhard in Dresden war, hat er, ohne die kleineren Ausflüge, die er je zuweilen unternahm, gewöhnlich nach Freiberg zu seinem Schwiegervater, oder nach dem nahen Tharand, dessen reizende Umgebung er sehr liebte, alljährlich auch noch eine größere Reise gethan. Denn bei

seinen vielen anstrengenden Arbeiten mußten die Kräfte erschlaffen und abgespannt werden, so daß sie von Zeit zu Zeit einer Erfrischung bedurften, wenn sie nicht hinwelken sollten. Auf einer solchen Erholungsreise, mit welcher er jedoch diesmal zugleich eine Geschäftsreise verband, war er nun im Sommer 1803 begriffen, als ihn unterwegs am 2 August ein Unfall betraf, welcher seinem ohnedem geschwächten Körper einen gewaltigen Stoß gab, so daß er von dieser Zeit an immer wankender wurde. Es war eine halbe Stunde vor Chemnitz, da wurden mit einem Male die Pferde scheu und der Wagen drohete umzustürzen. Reinhard sprang aus demselben heraus, aber er fiel und brach ein Bein. Er wurde nach der Stadt gebracht und in die Superintendentur getragen. Hier mußte er neun Wochen lang liegen, ehe er nach Dresden zurückreisen konnte. Aber an seinem Schmerzenslager saß ein guter Schutzengel, der seiner hütete und Tag und Nacht nicht von ihm wegkam. Das war sein treues Weib. Die pflegte den armen Kranken mit großer Geduld und aufopfernder Hingebung, und namentlich ihr verdankte er nächst dem, der der beste Helfer aller Mühseligen und Beladenen ist, seine Wiederherstellung. Aber er war von da an wie eine Mauer, die einen Riß bekommen hat, und in der es anfängt zu rieseln. Wohl steht die Mauer noch eine Zeit lang, noch Jahre lang kann sie halten; aber immer ein Stein nach dem andern löst sich von ihr ab, und plötzlich unversehens fällt sie ein und zerschmettert. So war's auch mit Reinhard. Er genas zwar von seinem Beinbruche, wenn schon nur langsam, und konnte am 2 Februar 1804, am Feste der Reinigung Mariä, seine liebe Kanzel zum ersten Male wieder besteigen. Aber etwas Festes wurde es mit ihm nicht wieder. Ein langsam fressender Wurm blieb in seinem Körper zurück und der äußere Mensch verfiel immer mehr und mehr. Die Aerzte riethen ihm daher, im nächsten Sommer nach Karlsbad zu gehen. Er that es, und scheinbar

gekräftigt kehrte er nach Hause zurück. Indessen war das Bad für ihn nichts weiter gewesen, als was für eine Blume, die Jemand von ihrem Stengel abgepflückt hat, und in der Hand anfing zu welken, das Wasser ist, in das man sie setzte. Die Blätter der Blume heben sich dann wohl wieder, aber nur wenige Tage, so ist sie verblüht. So stellten sich auch bei Reinhard bald nach seiner Badereise mancherlei Uebel, von denen er schon früher geplagt worden war, namentlich ein heftiges Hämorrhoidalleiden, in erhöhtem Maße ein, und ob er gleich seinen Geschäften bei aller seiner Krankheit ungestört oblag, so ward ihm das Arbeiten doch manchmal recht sauer. Da hielt er's im Sommer 1807 für rathsam, noch einmal nach Karlsbad zu reisen, besonders da seine Aerzte ganz dafür waren. Fröhlichen Muthes begab er sich auf den Weg. Hoffte er doch am sprudelnden Heilquelle Heilung zu finden. Aber wie hatte er sich getäuscht! Der Karlsbader Brunnen war diesmal ein Wasser Mara für ihn gewesen. Kaum war er nach Dresden zurückgekehrt, so wurde er von einem heftigen Nervenfieber überfallen und man fürchtete für sein Leben. Aber der Herr konnte ihn in seinem Weinberge noch brauchen. Darum half er ihm wieder. Freilich mußte Reinhard zu seinem großen Schmerze eine ziemliche Zeit in Unthätigkeit verharren. Allein er begab sich in Gottes Willen und pries den treuen Helfer aus aller Noth wie innig, wie warm, als es ihm wieder vergönnt war, in seinem Amte zu wirken. Doch ging die Genesung nur langsam vorwärts. Um so dankbarer war er gegen den Herrn, da er sich während des Sommers 1808 sichtlich erholte, so daß er auch den Consistorialpräsidenten Nostitz von Jänckendorf und den Appellationsrath D. Kind, als miterwählter königlicher Commissarius, nach Leipzig begleiten konnte, theils zu einer Visitation der dortigen Universität, und theils auch, um Einleitungen zu der bevorstehenden vierhundertjährigen Jubelfeier dieser Hochschule, die bekanntlich 1809 sehr feierlich begangen

wurde, zu treffen. Bei dieser Gelegenheit hat Reinhard in der Universitätskirche zu Leipzig am dritten Adventsonntag 1808 eine Predigt gehalten, von welcher, wie der Verfasser dieses Schriftchens aus seinen ersten Jugendjahren sich erinnert, man nach Jahren noch mit großem Interesse sich erzählte. Den darauf folgenden Winter, so wie im Frühjahre und Sommer des Jahres 1809, ging es mit Reinhards Gesundheit recht leidlich, wiewohl auch da von Zeit zu Zeit sich ein Windstoß erhob, der das morsch gewordene Gebäude immer wieder auf's Neue erschütterte. Doch blieb's noch stehen. Ja man dachte sogar, es noch zu sehr wichtigen und großen Zwecken gebrauchen zu können. Denn der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III, beabsichtigte damals, eine Universität in Berlin zu begründen und dem ganzen Kirchen- und Unterrichtswesen im Preußenlande eine neue Gestaltung zu geben. Da sollte ihm Reinhard mit organisiren helfen. Er sollte Staatsrath in Berlin werden, seinen Gehalt selbst bestimmen, — vier- bis fünftausend Thaler, hieß es in der Vokation, würde der König ihm sehr gern bewilligen, — und mit Humboldt und Nicolovius zugleich die höchste geistliche Behörde im Lande bilden. Humboldt schrieb ihm deshalb noch besonders und suchte ihn zur Annahme dieses Rufs zu bestimmen. Reinhards Entschluß war bald gefaßt. Er mochte Sachsen nicht verlassen. „Ich bin diesem Lande Alles schuldig, schrieb er an seinen Freund Pölitz, und muß dankbar sein". Der König Friedrich August vermerkte das mit großem Wohlgefallen, und beauftragte deshalb Reinharden im folgenden Jahre 1810 mit einer Revision der Universitäten Leipzig und Wittenberg, so wie der drei Landschulen, Schulpforte, Grimma und Meißen. Reinhard aber entledigte sich dieses Auftrags zur allergrößten Zufriedenheit der Behörden so wie des Königs, und die Vorschläge und Wünsche, welche er in seinem Revisionsberichte ausgesprochen hatte, fanden Berücksichtigung, so daß sich der König bewogen

fand, die nach Aufhebung des deutschen Ordens ihm zugefallenen Commenden dieses Ordens den Universitäten und Landesschulen zu überweisen. — Im nächstfolgenden Jahre 1811 wurde Reinhard weit leidender, als er jemals gewesen war, und er war selbst über seinen Zustand sehr bedenklich. Wie viel auch die Aerzte trösteten und behaupteten, es habe keine Gefahr, er glaubte ihnen nicht, er erwartete seine baldige Auflösung, und war bereit von hinnen zu scheiden. Nur das Eine bekümmerte ihn, daß er so viele Wochen lang weder die Kanzel betreten, noch den Sitzungen im Oberconsistorium beiwohnen konnte. In seinem Studirzimmer aber war er immer noch thätig. So oft es ihm seine Schmerzen gestatteten, arbeitete er hier am fünften Theile seiner Moral. Indessen flackerte das Flämmchen in seiner Lebenslampe noch einmal auf. Am 13 Trinitatissonntage 1811 konnte er wieder predigen. Das war eine rührende Predigt, die er da hielt. „Was soll ich sagen vor Dir, allgütiger Vater? betete er in ihr. Nicht um sein selbst willen, Du kennest mein Herz und seine geheimsten Wünsche, nicht weil mir um die Vortheile und Freuden der Erde zu thun ist, ist es mir willkommen, dieses von Dir erhaltene und verlängerte Leben. Aber daß Du es zu einem Segen für diese Gemeine, daß Du es nützlich für das Werk Deines Sohnes Jesu, daß Du es wirksam für Dein Reich auf Erden werden lassest; das ist es, was ich bitte, was ich von Dir erflehe"! Gleich acht Tage darauf predigte er wieder und that es, so oft er nur konnte. Das letzte Mal aber ist er am ersten Bußtage 1812 auf die Kanzel gekommen. Er sprach da auf Grund seines Textes Philipp. 3, 8. „von dem Gefühle, daß es schlechterdings kein größeres Glück gäbe, als das, ein Christ zu sein"; und wies 1) die Natur und Beschaffenheit dieses Gefühls nach; redete dann 2) von der Wahrheit und Richtigkeit desselben; und zeigte 3) wie viel darauf ankomme, daß wir es in unserm eignen Herzen finden und es

herrschend in demselben machen. Etliche Tage darauf war Reinhards rechter Fuß stark geschwollen. Die Aerzte hielten das aber für unbedenklich und erklärten, es sei dies gerade gut, es sei das eine Ableitung der Krankheit von den inneren Theilen. Doch verboten sie das Predigen. Den Consistorialsitzungen indessen wohnte er nach Ostern wieder bei und hielt auch die in diese Zeit einfallenden Candidatenexamina ab, wiewohl mit sehr großer Anstrengung. Gegen Johannis riethen ihm die Aerzte, er möchte einige Wochen nach Tharand gehen und dort Eselsmilch trinken; denn ein abzehrendes Fieber hatte sich eingestellt. Reinhard ging, die Kur aber schlug nicht an, und nach fünf Wochen kehrte er deshalb nach seinem Gartenhause in Dresden zurück. Da sagte er eines Tages zu seiner ihn sorgsam pflegenden Gattin, wenn sie glaube, daß es mit ihm zu Ende gehen werde, so möchte sie es ihm sagen, daß er in seine Amtswohnung sich begäbe; denn dahin gehöre er, dort wolle er sterben. Und die treue Seele erfüllte seinen Wunsch, nachdem am dritten, vierten und fünften September sehr bedenkliche Zufälle sich eingestellt hatten. Mit möglichster Schonung that sie ihm am Morgen des letztgenannten Tages den Vorschlag, mit ihm in die Stadt zu ziehen. Darüber stutzte der Kranke, doch sagte er sogleich: „Ja, sehr gern, ich möchte selbst glauben, daß es mit mir bald aus sein werde“. Und wie er in die Stadt gebracht worden war, so währte es nicht lange, da trat sein Freund, der Hofprediger Hacker, bei ihm ein. Den begrüßte er mit den Worten: „Gott hat meinen Wunsch erfüllt, er läßt mich in meiner Berufswohnung sterben“. Daß es aber schon so weit mit ihm sein könne, daß der Tod dem treuen Manne bereits schon zu Häupten stehe, dachte Hacker noch nicht. Und dennoch war es nicht anders. Zwar ging der Abend nicht ohne größere Beunruhigung hin, als wie an andern Tagen. Reinhard genoß an der Seite seiner Gemahlin noch sein einfaches Nachtmahl und aß selbst nicht ohne Appetit,

las ihr nach Tische noch etwas aus Lichtensteins Reise nach Afrika vor, wiewohl er bald wieder aufhören mußte, weil es ihn doch zu sehr anstrengte, hielt dann, wie gewöhnlich, mit ihr den Abendsegen und legte sich gegen 10 Uhr zur Ruhe. Auch schlief er recht sanft bis Mitternacht. Da weckte ihn aber ein Stickhusten auf. Das war ihm bedenklich. Und als nun der Anfall vorüber war, sagte er zu seinem Weibe ruhig und freundlich: „Mache dich gefaßt, das ist ein Stickfluß. Daß ein Stickfluß meinen Tod herbeiführen werde, hätte ich nicht geglaubt. Sollte ich etwa einschlafen, so glaube nicht, daß ich wieder erwache; nein, dann schlummere ich sanft hinüber". Darauf schlief er bald wieder ein, und als er eine halbe Stunde nachher die Augen wieder aufschlug, so rief er in heiterer Stimmung, auf das Prophetenwort hindeutend, aus: „Wächter, ist die Nacht bald vorüber"? und setzte freundlich hinzu: „Für mich, liebe Ernestine, ist die Nacht bald vorüber. Lebt alle wohl, lebt wohl"! Und noch mancherlei sprach er. So kam die dritte Morgenstunde des 6 September heran. Es war ein Sonntag. Da entschlummerte der Kranke auf's Neue; sein Odem stand still, er war todt. Hacker verkündigte es der Gemeinde in der Vormittagspredigt und Vieler Augen füllten sich mit Thränen. Am 8 September Nachmittags 2 Uhr ertönten die Glocken von allen Thürmen der Stadt, um mit ihren metallenen Zungen zu verkündigen, daß die entseelte Hülle am folgenden Tage dem Schooße der Erde übergeben werden sollte. Ein langer Trauerzug, an welchem die königlichen Minister, der Oberconsistorialpräsident von Ferber, der Graf von Hohenthal auf Königsbrück, die Verwandten des Entschlafenen, die gesammte Geistlichkeit der Stadt, so wie viele auswärtige Geistliche, und eine große Anzahl von Reinhards Freunden und Verehrern sich betheiligten, folgte dem Sarge auf den Eliaskirchhof. Hier ruhete Reinhards erste Gattin; neben ihr wurde er eingesenkt. Auf dem Sarge war eine Metallplatte

zu sehen; auf der stand geschrieben: „D. Franz Volkmar Reinhard, was sterblich an ihm war". Der Hofprediger Hacker hielt am Grabe eine Trauerrede, und nachdem er geendet hatte, sang der Schülerchor: „Wiedersehn, sei uns gesegnet, entzückungsvolles Wiedersehn"! Sein Andenken wurde in mehreren Kirchen und Schulen des Landes auf eine würdevolle Weise gefeiert, in Leipzig am 28 November im großen Gewandhaussaale, wobei der Professor Tzschirner, der nachmalige Leipziger Superintendent, eine Gedächtnißrede hielt. Und diese Feier hatte einen besonderen Zweck. Von dem Ertrage derselben wurde die Reinhardsstiftung gegründet, aus welcher alljährlich mehrere Preise für die besten eingegangenen Predigten über einen von den Administratoren der Stiftung gegebenen Text an Candidaten des Predigtamtes vertheilt werden.

Anmerk. An Reinhards Seite haben gewirkt: 1792—1795 M. Gehe und M. Raschig; 1795—1796 M. Raschig und M. Hacker; 1796—1812 M. Hacker (seit 1802 D.) und Friedrich Döring (ebenfalls von 1802 an D.).

Neunzehnter Abschnitt.

Dr. Christoph Friedrich von Ammon,

Sächsischer Oberhofprediger von 1812—1849.

So wie das Rad der Weltbegebenheiten in seinem Umschwunge gar manchmal Erscheinungen zu Tage bringt, welche mit anderen, die man schon in früherer Zeit gesehen hat, eine unverkennbare Aehnlichkeit haben, so tauchen auch je zuweilen in der Menschenwelt zu verschiedenen Zeiten Geistesverwandte auf, welche einander in mehrfacher Beziehung an die Seite gestellt werden können. Und einen solchen Geistesverwandten,

will uns bedünken, hat in der Vorzeit unter seinen Vorgängern im Amte auch der verstorbene Oberhofprediger und Vicepräsident des Landesconsistoriums, D. Christoph Friedrich von Ammon, gehabt. Das war Hoë von Hoënegg. Denn standen doch diese Zwei auf einer gleich hohen Stufe der Gelehrsamkeit; war doch der Eine eben so vielseitig gebildet und ein eben so gewandter Geschäftsmann, als der Andere; hat doch Jeder von ihnen zu seiner Zeit einen sehr bedeutenden Ruf als Kanzelredner genossen; hat doch Keiner dem Andern in der Würde und Feinheit des Benehmens, selbst auch in den höchsten Zirkeln der Gesellschaft, etwas nachgegeben; waren doch beide Männer von einem sehr reichen und fruchtbaren Geiste, voll hoher Gedanken, und von vielem Scharfsinne; und wenn die schriftstellerischen Produkte Hoës die von Ammon auch der Zahl nach übersteigen, so sind doch wieder die Ammonschen Schriften zum größten Theile weit umfangreicher und mögen in der Waagschale der kritischen Prüfung eben so schwer, als wie jene, erfunden werden. Nur in Einem hat Ammon Hoën weit übertroffen, in seinem ehrenhaften Charakter, und weit entfernt davon, daß er, wie Hoë es that, in die politischen Tagesangelegenheiten sich gemischt hätte, so zog er sich vielmehr mit weiser Besonnenheit davon zurück. Was aber das Urtheil der Zeitgenossen anbelangt, so nähern sich hier wieder Beide einander. Denn dieser, wie jener, wurde von den Einen als ein Stern erster Größe angestaunt und bewundert, und sie sahen an diesem Sterne nur Licht und Glanz, durchaus keinen Flecken, während wieder Andere auftraten und sagten: Das ist ein Nebelstern! und wendeten sich daher von ihm ab und fanden gar Vieles an ihm zu tadeln. Das haben Beide erfahren. Einer wie der Andere hat seine sehr warmen Freunde und großen Bewunderer gefunden, aber auch Einer wie der Andere eben so heftige Feinde und große Gegner gehabt. — Was nun den Mann anbelangt, von welchem wir jetzt zu reden haben, so hat unter seinen Gegnern auch der berühmte Berliner

Theolog Schleiermacher gestanden, welcher in seinen Anklagen wider Ammon so weit gegangen ist, daß er ihn sogar des Jesuitismus beschuldigt. Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen darüber anzustellen, was in solchen Beschuldigungen Wahres oder Falsches gewesen sei. Wir haben eine ganz andere Aufgabe, als diese. Nicht Steine wollen wir sammeln, um sie auf das Grab eines ehrwürdigen Greises zu schleudern. Müßte doch Jeder, der das thun wollte, befürchten, daß diese Steine von der Gruft des Todten zurückprallen und ihm selbst das Haupt beschädigen könnten. Wir wollen hier nur Ammons Lebensgeschichte nach dem Vermögen, welches Gott darreicht, und wie es der Zweck dieser Blätter erfordert, kurz und einfach erzählen.

Das Ammonsche Geschlecht ist ein sehr altes. Bis auf einen Kriegsobersten, Ludwig von Ammon, im 9 Jahrhunderte, welcher im Gebiete der Reichsvogtei Nürnberg seine Besitzungen hatte, führt es zurück. Allein es erging diesem Geschlechte fast wie dem Geschlechte der Weller von Molßdorf, wenn auch sein Glanz nicht, wie der jenes, gänzlich erlosch, da die meisten der Ammone als Rathsherren zu Kelheim immer noch eine ehrenvolle bürgerliche Stellung einnahmen. Indessen fing doch der Glanz an zu bleichen, und der Stammbaum dieser Familie wurde mit Flechten und Moos überzogen, so daß man dessen Art nicht mehr recht deutlich zu erkennen vermochte. Die adliche Abkunft der Ammonschen Sprößlinge war ungewiß und streitig geworden. Da fühlte sich Kaiser Rudolph II im Jahre 1594 bewogen, einem Sebastian Ammon, einem Nachkömmlinge jenes Obersten Ludwig, auf sein ausdrückliches Gesuch den Adelsbrief zu erneuern. Indessen währte es nicht lange, so umbrauste ein neues Unwetter den Ammonschen Stamm. Denn das Licht der Reformation war auch in die Länder gedrungen, in welchen er grünte und blühte, nach Baiern, Oestreich und Steyermark, und seine Zweige mit ihren Blättern wendeten

sich dem Lichte zu. Das wollte man aber in jenen Ländern nicht dulden, und so erhob sich sehr bald der Sturm der Verfolgung über Sebastians Nachkommen. Sie wurden ihrer Güter beraubt und gezwungen, den Exulantenstab zu ergreifen. Und sie ergriffen ihn mit freudigem Muthe. Denn der Herr und sein heiliges Wort war ihnen lieber, als alle Schätze der Welt, und ging ihnen weit über ihren Adelsbrief. Nach Brandenburg wanderten die armen Vertriebenen aus. Hier fanden sie eine Zufluchtsstätte, hier ließen sie sich häuslich nieder und legten vom Jahre 1640 an ihren Adel ganz ab. Das geschah von einem Enkel Sebastians, Abraham Ammon, welcher zu Triesdorf bei Ansbach zuerst als Bildhauer, und sodann als brandenburgischer Beamter sein Brod sich erwarb. Ein Nachkomme Abrahams im dritten Gliede in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aber ist der preußische Kammerrath, Philipp Michael Paul Ammon, gewesen. Der lebte in Baireuth, welches damals noch dem Preußenlande einverleibt war. Hier wurde demselben am 16 Januar 1766 sein erster Sohn geboren, welchem er in der heiligen Taufe die Namen Christoph Friedrich beilegen ließ. Und von diesem Christoph Friedrich haben wir hier nun zu reden. Er war ein sehr talentvoller Knabe von munterem lebhaftem Geiste, und verband mit einem großen Schatze natürlicher Gaben schon in seiner frühesten Jugend einen heißen Wissensdrang und ein brennendes Verlangen, über das Gewöhnliche sich zu erheben. Doch war er bei seinem Lernen größtentheils auf sich selbst angewiesen. Denn sein Vater war als Rentbeamter von Baireuth aus auf's Land versetzt worden, und hier fehlte es an genügendem Unterrichte für den strebsamen Knaben. Das hielt ihn aber nicht ab, seinen Geist zu beschäftigen. Kein nützliches Buch, welches ihm in die Hände kam, ließ er ungelesen, und was ihm besonders wichtig war, lernte er auswendig. Und das that er täglich. Immer lernte er etwas Neues hinzu, daher auch sein Gedächtniß

durch die fortwährenden Uebungen eine solche Stärke erhielt, daß Alles, was er ein bis zweimal gelesen hatte, sein bleibendes Eigenthum wurde. Indessen vernachlässigte er über der Pflege des Geistes nicht etwa die Pflege des Körpers. Er ritt, ging mit auf die Jagd, nahm noch andere körperliche Uebungen vor, und befestigte so immer mehr und mehr seine Gesundheit, die von Natur nicht eben gerade stark war. Bis über das 16 Jahr hinaus ging sein Leben in dieser Weise hin und der Mangel an Unterricht hatte ihm durchaus nicht geschadet. Er war bedeutend weiter vorwärts geschritten, als viele andere seiner Altersgenossen. Indessen meinte der Vater, daß es doch nun möchte Zeit sein, den Sohn auf ein Gymnasium zu bringen. Und er brachte ihn nach Baireuth 1782. Da wurde er gleich in die erste Classe gesetzt und zog gar bald die Aufmerksamkeit aller seiner Lehrer auf sich heran, so daß dieselben damals schon erwarteten, es werde dieses junge Stämmchen ihre Mühe und Pflege einmal reichlich belohnen und unter Gottes gnädiger Obhut zu einem Baume heranwachsen, welcher mit dem Schatten seiner Zweige so manchen müden Pilger erquicken und mit seinen Früchten viele Wandersleute auf dem Lebenswege laben und stärken werde. Schnell und wohlgenutzt ging die Schulzeit vorüber, und mit den ehrenvollsten Zeugnissen in seiner Hand und dem festen Vorsatze in seiner Brust, auf dem eingeschlagenen Pfade rüstig vorwärts zu schreiten, um das hohe Ziel zu erreichen, welches er sich vorgesteckt hatte, trat der Jüngling zu der Pforte des Gymnasiums, das ihn gebildet hatte, hinaus. Nach der, damals noch preußischen Universität Erlangen zog er. Denn hier wollte sich Christoph Friedrich, das war sein Entschluß, zu einem Boten des Friedens, zu einem Träger des Heiles Jesu Christi heranbilden. Und mit einer guten Waffenrüstung ging er dahin. Hatte er sich doch in den alten Sprachen und auch in andern Fächern des Wissens sehr schöne Kenntnisse erworben,

und auch schon philosophisch gebildet war sein strebender Geist. So wendete er sich denn auf der Universität nicht blos den theologischen, sondern auch mit ganz besonderer Liebe den philologischen und namentlich den philosophischen Wissenschaften zu. Auf die kantischen Grundsätze baute er sich hier ein Haus. Von diesem erwartete er, daß es ein Haus sein würde auf einen Felsen gegründet. Da könne ein Platzregen fallen, und ein Gewässer kommen und die Winde wehen, die an das Haus stießen, es würde doch nicht einfallen und die Gewässer würden es nicht unterwaschen. Freilich eine sehr schmerzliche Täuschung das! Hat doch schon der Apostel die Christen von Colossen davor gewarnt, wenn er spricht: „Sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre, und nach der Welt Satzungen und nicht nach Christo! Seid gewurzelt und erbauet in ihm, und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid, und seid in demselbigen reichlich dankbar; denn in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig"! — Und wie wahr das sei, was Paulus hier sagt, das hat auch Ammon späterhin erfahren und mehrmals in seinem Leben frei und öffentlich bekannt, wie namentlich am Reformationsjubelfeste 1817, obschon es nicht zu verkennen ist, daß er die Wurzel jener Philosophie, welche sich bei ihm so gar tief hinuntergearbeitet hatte, ungeachtet mehrfacher Anläufe von seiner Seite, doch niemals gänzlich auszutilgen vermochte, so daß sie immer wieder auf's Neue zu treiben und zu grünen begann, was eins seiner späteren schriftstellerischen Produkte, welches er erst in seinem 67 Lebensjahre vollendet hat: „die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", zur vollen Genüge bezeugt. — So wie aber Ammon schon seine Zeit auf der Schule sehr gewissenhaft angewendet hatte, eben so gewissenhaft nützte er auch die ihm gegebene Frist auf der Universität und stieg in den Schacht des Wissens immer tiefer und tiefer hinab, rastlos bemüht, alles Gestein zu zerschlagen, um

daraus edles Metall zu Tage zu fördern, daher auch der theologische Professor, D. Hufnagel, und der berühmte Philolog, Harleß, dem Jünglinge ihre volle Gunst zuwendeten und ihn gern in ihren Häusern sahen. Und wie freute sich sein Lehrer Harleß, als ihm Ammon gleich nach vollendeten Universitätsjahren einen Beweis davon gab, was er für schöne Früchte in seinen Vorlesungen gepflückt hatte. Denn er gab die Hekuba des Euripides heraus, und bald darauf auch den Ammonius Sakkas. Dadurch erhielt er einen wissenschaftlichen Ruf, und so kam es denn, daß ihm, als er noch nicht volle 24 Jahre alt war, schon eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät übertragen wurde. Am 28 September 1789 trat er dieselbe an. Aber nur ganz kurze Zeit stand er in diesem Amte. Denn als er 1790 „eine griechische Uebersetzung der fünf Bücher Mosis aus einer venetianischen Handschrift" herausgegeben hatte, wurde er noch in demselben Jahre mit einer außerordentlichen, und zwei Jahre darauf 1792, mit einer ordentlichen Professur der Theologie betraut und damit zugleich zum zweiten Universitätsprediger ernannt. Hier legte so mancher Jüngling unter seiner Leitung den ersten Grundstein zu seinem künftigen Predigerberufe. — Und in dieser Zeit gab Ammon auch sein erstes größeres theologisches Werk: „die biblische Theologie" heraus, und darauf 1794 seinen „Entwurf einer Christologie des A. T." Nicht weniger kam 1793 eine Sammlung seiner Predigten in den Druck unter dem Titel: „Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände der Glaubens- und der Sittenlehre". Dadurch aber wurde der Name Ammons in der gelehrten Welt immer bekannter, und die Folge davon war, daß man ihn als Professor und Universitätsprediger (später ward er auch noch Consistorialrath) 1794 nach Göttingen berief. Er folgte diesem Rufe und hat hier an der Seite eines Stäudlin, Plank, Eichhorn und anderer bedeutender Männer einen Zeitraum von zehn Jahren

hindurch gewirkt. Etwa ein Jahr war er hier, da wurde vom Könige für die Studirenden der Theologie auf der Universität Göttingen ein Preis von 25 Dukaten mit der Bestimmung ausgesetzt, daß denselben derjenige unter ihnen erhalten sollte, welcher über ein gegebenes Thema die beste Predigt einliefern würde, und die Preisvertheilung sollte jedesmal am 4 Juni, als an des Königs Geburtstage, erfolgen. Ammon, als der Direktor des Predigerseminars, hatte zur ersten Bewerbung aus dem von ihm gewählten Texte 1 Joh. 1, 9. den Hauptsatz aufgestellt: „Ueber den Einfluß richtiger Begriffe von der Vergebung der Sünden auf die Beruhigung und Besserung des Herzens", und forderte zu dessen Bearbeitung am 9 Oktober 1795 in einer kleinen Einladungsschrift auf, welche er unter dem Titel: „Ideen zur Verbesserung der herrschenden Predigtmethode" in Druck gab. Aus diesen Ideen aber sei es erlaubt, Einiges herauszuheben, da sie uns nicht nur einen Aufschluß über die Ansichten geben, welche Ammon in jener Zeit von der rechten Predigtweise hatte, sondern uns überhaupt in seinen damaligen theologischen Standpunkt einen Blick thun lassen. Nachdem er in der angegebenen Schrift darüber Klage geführt hat „daß viele Prediger von der Behandlung theologischer und dogmatischer Materien sich gänzlich entfernt und sich dafür in das Gebiet der Religion, und aus diesem wieder in das Feld der Sittenlehre der bloßen Vernunft zurückgezogen hätten, — daß viele Predigten, statt daß sie den Willen, die Belehrungen und Verheißungen Gottes aus der Vernunft und Schrift mit Freimüthigkeit, Feierlichkeit und religiöser Würde vortragen sollten, moralische Abhandlungen ohne Kraft und Nachdruck geworden wären, die in einer gelehrten Gesellschaft, oder in der Synagoge und Moschee, oder in einem Kreise von Deisten eben so gut abgelesen werden könnten, als in christlichen Versammlungen; daß man sich so allmälig von der einfachen, kraftvollen und eindringenden Bibelsprache, und mit

ihr nicht selten vom Geiste des Evangeliums entfernt; daß man die Zuhörer immer mehr von der Theilnehmung an solchen theologischen Wahrheiten, die mit den religiösen Belehrungen auf das Genaueste zusammenhängen, als: Offenbarung, Wort Gottes, Rechtfertigung, Heiligung, Einwirkung des Geistes Gottes auf den Menschen, entwöhnt und sie gewöhnt habe, die Religionsvorträge mehr nach ihrem Reichthume an Blumen und Redefiguren von Seiten des Geschmackes, als nach ihrem wohlthätigen Inhalte für Geist und Herz zu beurtheilen; daß man sich unzweckmäßige Ausschweifungen in das Gebiet der Weltklugheit und anderer fremdartiger Kenntnisse erlaubt hätte, was die gedruckten Predigten: „von der Anhänglichkeit an das Alterthum in der Haus- und Feldwirthschaft; von der guten Erziehung des Körpers; von der Vorsicht mit Feuer und Licht umzugehen" u. a. m. an den Tag legten, und über dem Studium der allgepriesenen Popularität sehr häufig die Gründlichkeit und Festigkeit der Begriffe vernachlässigt worden sei: — so stellt er die Behauptung auf, daß man von der neuesten Philosophie, die durch die tiefsinnigsten Untersuchungen über den Umfang der menschlichen Erkenntnißkräfte, und besonders über ihre Abhängigkeit von den Aussprüchen und Forderungen der sittlichen Vernunft in der Kenntniß übersinnlicher Gegenstände, einen so festen und sichern Weg zur Vereinigung der Moral mit der Religion und dieser mit der gesammten Thätigkeit gebahnt habe, mit Recht erwarten solle, daß sie auch der Seichtigkeit des Kanzelvortrags mit Nachdruck und Erfolg entgegenarbeiten werde". Indessen, wird erklärt, sei das aus verschiedenen Ursachen, welche nun angeführt werden, noch nicht geschehen. Und nun wird als das erste Erforderniß von jeder Predigt verlangt: „daß das von Gott allen Menschen eingeprägte Sitten- oder Pflichtgesetz der Mittelpunkt sein müsse, von dem alle öffentlichen Vorträge des Religionslehrers ausgingen, und zu dem sie alle zurückführten. Seine Belehrungen über Gott, dessen

Eigenschaften, Rathschlüsse, Gebote und Verheißungen müßten genau nur solche Begriffe enthalten, welche den Forderungen der reinsten sittlichen Vernunft entsprächen und daher auch unfehlbar auf die Veredlung des Herzens und Willens zurückwirken würden. Denn nur unter der Leitung dieser moralischen Grundsätze sei es möglich, von der einen Seite den kalten und herzlosen Spekulationen des Deisten und Naturalisten, und von der andern den abergläubigen Frömmeleien des Mystikers auszuweichen" u. s. w. Was aber die kirchlichen Vorträge über die Lehre von der Versöhnung durch Christum anbelangt, so heißt es davon: „Nur wenn das Verhältniß des sündigenden Menschen zu Gott und Gottes zu ihm nach richtig moralisch-theologischen Begriffen bestimmt worden ist, läßt sich vernünftig und schriftmäßig darthun, inwiefern der Tod des Erlösers für uns wohlthätig und beruhigend werden könne, während dasjenige Dogma, welches an der Hand der Geschichte, gleichsam mit dem Kreuze Jesu aus der Erde hervorgeht, nur zu ermüdenden, erbauungslosen, metaphysisch-scholastischen, die Sittlichkeit beeinträchtigenden und also die Religion selbst zerstörenden Vorstellungen veranlassen muß". — Außer diesem kleinen homiletischen Wegweiser von nur 20 Seiten hat aber Ammon, während daß er in Göttingen war, auch einen größern herausgegeben unter dem Titel: „Anleitung zur christlichen Kanzelberedsamkeit". Ferner schrieb er hier seine bekannte: „Summa theologiae christianae" (ein Abriß der christlichen Glaubenslehre), welche zum ersten Male 1803 erschien, und sodann zu verschiedenen Malen wieder neu aufgelegt worden ist. Und die bereits schon in Erlangen begonnene Predigtsammlung setzte er, weil sie in sehr weiten Kreisen großen Beifall gefunden hatte, in Göttingen fort, so daß sie bis zu 6 Bänden heranwuchs. Ein Ruf an die Universität nach Gießen, welchen Ammon in jener Zeit erhielt, so wie ein anderer nach Greifswalde, und ein dritter nach Kiel wurden von ihm ausgeschla-

gen. Als man ihn aber 1804 zum ersten theologischen Professor und ersten Universitätsprediger, so wie auch zugleich zum Direktor des homiletischen Seminars wieder nach Erlangen zurückverlangte, so widerstrebte er nicht und kehrte mit Freuden in den Kreis seiner alten Freunde zurück. Noch in dem nämlichen Jahre erschien seine „Geschichte der Homiletik", welche er in Göttingen schon zum größten Theile vollendet hatte. Ferner gab er in späterer Zeit seinen „christlichen Religionsunterricht für die gebildete Jugend" heraus, so wie drei Bände Predigten, welche er „Religionsvorträge im Geiste Jesu" überschrieb. Der erste Band davon erschien noch in Göttingen 1804. — Im Jahre 1808 änderte sich in etwas die Stellung Ammons in Erlangen, indem man ihm da das Pfarramt an der Neustädter Hauptkirche übertrug, mit welchem zugleich die Inspection über die Ephorie verbunden war. So nahm er denn am 3 Trinitatissonntage in der Universitätskirche Abschied und zeigte dabei aus Ephes. 4, 11—15: „Wie wichtig selbst gebildeten Gemeinden ein fortgehender Unterricht in der Religion sei". Denn durch ihn würden sie a) vor der Einseitigkeit ihrer Kenntnisse bewahrt, b) gegen verderbliche Zweifel gesichert, c) vor dem Mißbrauche der christlichen Freiheit gewarnt, und d) zur seligen Gemeinschaft mit Gott durch Christus hingeleitet. Das aber verpflichte sie, a) ihre Bildung durch einen fleißigen Antheil an den öffentlichen Gottesverehrungen zu veredeln und zu krönen, b) die Einheit des Glaubens durch die christliche Vollkommenheit zu befördern, die nur aus wahrhaft gebildeten Gemeinden hervorgehen kann, und c) die gottesdienstlichen Versammlungen als eine kräftige Ermunterung zur gegenseitigen und achtungsvollen Liebe zu benutzen. Beherzigenswerth ist in dieser Predigt folgende Stelle: „Ich frage euch auf euer Gewissen, ob die hellere Denkart in der Religion, die man so unablässig rühmt, nicht häufig nur ein scheinbares Zweifeln, ein leichtsinniger Unglaube, eine eitle

Zerflossenheit des Verstandes in leeren Begriffen und Bildern ist, die uns weder eine sichere Ueberzeugung gewährt, noch eine würdige Liebe zu Gott in unserm Herzen erzeugt? Werfet nun dafür einen Blick auf den sichern Pfad des Evangeliums ꝛc. — und höret die merkwürdige Erklärung des Menschensohns: Wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat! — Können wir uns einen sicherern Führer zum Heile und zur Herrlichkeit wünschen, als den Erhabenen, der vom Vater kam, und der zum Vater ging; ist die Majestät des unsichtbaren Gottes auf Erden je in einem schöneren Glanze erschienen, als in dem Bilde des Eingebornen, der die Sünden der Welt trug; sind nicht alle seine Worte Geist und Kraft, und hat der Herr nicht unter uns aufgerichtet das Wort der Versöhnung, daß wir durch ihn würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt"? — Denn zeigt nicht diese Stelle ein Streben, von den Banden der Philosophie sich loszureißen, eine Unzufriedenheit mit den Brunnen, die da löcherigt sind und kein lebendiges Wasser können geben, und einen Zug nach dem Herrn und seinem heiligen Worte? Wenn es nun aber in der nämlichen Predigt etliche Blätter vorher heißt: „Fordert nicht der edelste Drang unseres Geistes für alles Wunderbare und Unbegreifliche so viel Licht und Klarheit, als wir bei der Schwäche unserer Vernunft nur erreichen können; ist es in einem Zeitalter, wie das unsrige, wo so viel Freies und Kühnes über die Religion gesprochen und kund gethan wird, leicht möglich und denkbar, mit dem einfachen und kindlichen Glauben der Jugend sein ganzes Leben hindurch auszureichen; und haben wir eben daher, bei unseren anderen Zerstreuungen und Geschäften, nicht einen Lehrer nöthig, der uns in das Innere unserer heiligen Schriften hereinführt, der uns den Geist von dem Buchstaben unterscheiden läßet und uns so zur Einheit des Glaubens und zum vollkommenen Mannesalter der christlichen Religion führet"? so findet ja darin das schon oben

ausgesprochene Urtheil seine Bestätigung, daß in Ammons Seele der Offenbarungsglaube mit der Vernunft fortwährend im Kampfe lag, und bald diese, bald jener den Sieg davon zu tragen schien, daher man auch sein theologisches System mit dem Namen des „rationalen Supernaturalismus" bezeichnen zu müssen glaubte *). — Zwei Wochen darauf aber, nachdem er in der Universitätskirche diese seine Abschiedspredigt gehalten hatte, also am 5 Trinitatissonntage 1808, trat Ammon sein Pfarr- und Superintendentenamt an der Neustädter Hauptkirche an. Da beantwortete er auf Grund der Worte Christi: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen"! Matth. 24, 35. die Frage: „Wozu uns die Ueberzeugung auffordert, daß die Lehre Jesu über alle Stürme der Zeit erhaben ist"? wobei er zuerst nachwies, a) daß diese Lehre von einem göttlichen Gesandten kommt, b) daß sie die Ordnung eines göttlichen Reiches enthält, c) daß sie uns das Gericht Gottes als eine immer thätige Vergeltung schildert, und d) uns das Heil der Seele in den ewigen Gütern des Geistes finden lässet. Und darauf zeigte er zweitens a) daß diese Unveränderlichkeit der Lehre Jesu als eine köstliche Probe anzuempfehlen sei, durch welche man Gottes- und Menschenwort von einander zu unterscheiden vermöge, b) daß eben daher un-

---

*) Daß Ammon von solchen Kämpfen nicht frei war, hat er in einer seiner späteren Predigten vom Jahre 1819 (1 Bd. S. 5.) selbst eingestanden. Dort sagt er nämlich: „Es darf euch nicht befremden, wenn wir euch gestehen, daß unser Glaube zuweilen kämpft, daß uns der Widerspruch, den menschliche Gelehrsamkeit und Vernunft so frei und offen erhebt, nicht selten beunruhigt und irre macht; daß uns der Gedanke oft ernstlich bekümmert, ob wir hier nicht Manches übertreiben, oder doch etwas Unhaltbares und Unerweisliches behaupten; daß wir hier der Fassung, des Muthes, und vor Allem der höheren Erleuchtung heiliger und von dem Geiste Gottes geleiteter Männer bedürfen, um in uns selbst die freie, innige und lebendige Ueberzeugung zu bewahren, ohne die auch der Mund des beredtesten Lehrers nur ein klingendes Erz und eine tönende Schelle ist".

sere Versammlungen im Tempel der Geist der Andacht und der tiefsten Ehrerbietung auszeichnen müsse, und c) daß der beharrliche Einfluß dieser Lehre auf unser Leben uns selbst immer mehr zur Unvergänglichkeit erhebe. (S. Zeit- und Festpredigten. Nürnberg 1810.) — So war denn Ammon mit dieser Stelle ein neuer Wirkungskreis von großem Einfluße angewiesen worden, und er wirkte in ihm mit der gewohnten Thätigkeit und Amtstreue. Das Jahr darauf 1809 trat der Preußenkönig Erlangen mit seiner Universität an Baiern ab, und so wurde denn Ammon von diesem Zeitpunkte an durch Gottes wunderbare Fügung ein Unterthan desjenigen Landes, in welchem schon seine Vorfahren bis zum 30jährigen Kriege gewohnt hatten. Damals residirte in Erlangen die verwittwete Markgräfin von Baireuth und Ansbach, eine geborne Prinzessin von Braunschweig. Diese schätzte Ammon sehr hoch, besuchte fleißig seine Predigten, zog ihn öfters an ihre Tafel und bediente sich seines Rathes in so manchen Angelegenheiten. Jetzt wurde er auch, nachdem er schon früher Consistorialrath geworden, zum baierschen Kirchenrathe ernannt, welche Auszeichnung ihm besonders darum zu Theil ward, weil mehrere Berufungen an auswärtige Universitäten, und namentlich ein Ruf nach Berlin, von ihm abgelehnt worden waren. — Nach einem fünfjährigen Wirken in seinem Superintendentenamte zu Erlangen und einem neunjährigen Wirken an der dortigen Universität erging an ihn von Sachsen aus durch das geheime Consilium, dessen Haupt damals der Conferenzminister Graf von Hohenthal war, die Aufforderung, in das durch Reinhards Tod erledigte Amt eines Oberhofpredigers, Oberconsistorialassessors und Kirchenraths einzutreten. Er ging deshalb auf das Gewissenhafteste mit sich zu Rathe und willigte ein. Erfüllte er doch auch damit einen Wunsch des heimgegangenen, von ihm so geachteten Mannes. Denn es wird ja erzählt, daß Reinhard selbst kurz vor seinem Tode Ammon als seinen Nachfolger bezeich-

net habe, mit Hinweisung der Reihenfolge im Kalender, wo man am 19 December den Namen: Reinhard, und am 20 den Namen: Ammon verzeichnet findet. Mitten im Kriegsgetümmel, wenige Tage nach der für die Heere der Verbündeten so unglücklichen Schlacht bei Bautzen, welche am 20 und 21 Mai 1813 geschlagen worden war, zog Ammon am 25 Mai in Dresden ein und hielt am 30 desselben Monats zum Sonntage Exaudi seine Antrittspredigt in der Sophienkirche über 1 Petr. 4, 8—11., in welcher er zeigte: „daß es auf Erden keine edlere Verbindung gibt, als die Vereinigung der Christen in der Gemeinde Jesu". Das wird nachgewiesen 1) an den Pflichten der Zuhörer, von welchen der Apostel fordere a) einen beharrlichen Sinn für wahre Andacht; b) einen herrschenden Geist des brüderlichen Wohlwollens; c) einen thätigen Eifer für das gemeinschaftliche Beste. 2) an dem Berufe der Lehrer, welche a) das Wort des Herrn mit Ehrfurcht verkündigen sollen; b) zur Bescheidenheit in dem Gebrauche der ihnen von Gott verliehenen Talente angewiesen werden; und c) als den hohen Endzweck ihres Berufes die Verherrlichung Gottes in dem Reiche, das er durch Jesum gestiftet hat, anzusehen haben. Die Abschiedspredigt in Erlangen am 1 Osterfeiertage über die Epistel 1 Petr. 1, 3—5. behandelt: „Die Hoffnungen eines scheidenden Lehrers an dem Grabe Jesu des Auferstandenen". Denn die Auferstehung Jesu lehrt, 1) daß der Segen eines treuen Unterrichts unaufhaltsam in den Gemüthern der Zuhörer fortwirkt; 2) daß der Eifer für die reinere Frömmigkeit des Herzens umsonst von den Aergernissen der Zeit bedroht wird; 3) daß sich wahre Christen nur trennen, um bald in dem höheren Reiche Gottes für einen seligern Beruf vereint zu werden. — Wie schwül war damals in Sachsen die Luft! was für schwere Gewitter standen am politischen Horizonte! Das Land wurde bald seines geliebten Königs beraubt und kam zuerst unter russisches, dann unter preußisches Gouvernement. Darum war der Anfang Ammons in seinem

neuen Amte kein leichter. Indessen legte er rüstig die Hand an den Pflug zur Bearbeitung des von dem Herrn der Kirche ihm übergebenen Ackers, und wie er den Boden bestellt hat, davon geben seine in 2 Bänden erschienenen Predigten aus den Jahren 1813 und 1814 ein Zeugniß. Von seinem umsichtigen Wirken für Kirche und Schule in diesen zwei schweren Jahren sollte aber auch ein kleines Kreuz reden, das da schimmerte auf seiner Brust. Denn Friedrich August der Gerechte ließ ihm 1815, nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, zum ausdrücklichen Beweise seiner besonderen Zufriedenheit mit seiner Amtsführung, das Comthurkreuz zweiter Klasse des vom Könige eben jetzt gestifteten Civilverdienstordens überreichen. Ammon freuete sich dieses Zeichens königlicher Huld und bewies seinen Dank dafür dadurch, daß er im nächstfolgenden Jahre einen unter glänzenden Versprechungen an ihn ergangenen, sehr ehrenvollen Ruf nach Gotha ausschlug. — Das Reformationsjubeljahr 1817 verwickelte ihn in Folge der bekannten Harmsischen Thesen, über die er sich ausgesprochen hatte, in den bereits schon erwähnten harten Kampf mit Schleiermacher *), welcher jedoch, wie heftig auch Ammon in demselben angegriffen worden war, durchaus keinen Groll gegen jenen Berliner Koryphäen in seiner Seele zurückließ. Denn als er einmal auf einer Reise in der Stadt Plauen mit Schleiermacher in einem

*) Sehr treffend wird Schleiermacher in der neuesten Schrift des Würtemberger Prälaten Kapf: „Der religiöse Zustand des evangelischen Deutschland nach Licht und Schatten für die Pariser Versammlung dargestellt, Stuttgart 1856" als der vielseitige Geist bezeichnet, den die Rationalisten einen Mystiker, die Mystiker aber einen Rationalisten und Pantheisten nennen, der die schärfste Wissenschaft mit einem zwar keineswegs orthodoxen, aber doch frommen Glauben verband, der aus der allgemeinen Geringschätzung der kirchlichen Bekenntnisse auf ihre ehrende Anerkennung zurückging und von der heiligen Schrift wenigstens die Grundlehren zum Principe seines dialektisch-frommen Systems machte, so daß die Dogmatik wieder lernte, um die Lehre von Sünde und Gnade als um ihre Hauptpole sich zu bewegen.

Gasthofe zusammentraf, so entfernte er sich nicht etwa, sondern freute sich vielmehr dieser Begegnung. Beide Männer sprachen sich da mit einander aus, verständigten sich gegenseitig und schieden versöhnt von einander. — Jetzt sind sie wieder beisammen, jetzt stehn sie vereint vor dem Stuhle des Lammes, das da geopfert worden ist, und singen ihm ihre Loblieder in einer und derselben Weise, während sie hier unten im Thale der Unvollkommenheit verschiedene Weisen angestimmt haben. Darum wollen wir doch ja, wie es leider jetzt so Viele thun, durchaus keinen Haß gegen diejenigen unter unsern christlichen Brüdern in der Brust tragen, die nicht auf einer und derselben Glaubensstufe mit uns stehen! Dort werden wir ja Hand in Hand mit einander wandeln, und so mancher strenge Lutheraner wird dort in herzlicher Gemeinschaft mit dem eifrigsten Reformirten, oder Unirten, oder Katholiken vor dem verklärten Christus seine Kniee beugen. — Eine gewisse Glaubensgemeinschaft, wenigstens unter den evangelischen Christen, dachte sich aber Ammon auch schon hier auf Erden als möglich. Das beweist seine Schrift „über die Hoffnungen einer freien Vereinigung beider protestantischen Kirchen", welche er 1818 herausgab, wiewohl er nicht dafür war, als man in Preußen die Union einzuführen beabsichtigte, dasselbe auch in Sachsen zu thun, weil er von dieser Maßregel nur eine Spaltung in neue Sekten und somit eine weit größere Zerklüftung in der protestantischen Kirche befürchtete, was ja auch schon Speners Ansicht gewesen war, wie er sich in seinen Bedenken mehrfach darüber ausspricht. 1819 gab Ammon wieder eine Predigtsammlung in 2 Bänden heraus unter der Aufschrift: „Predigten über Jesum und seine Lehre". Vergleicht man aber diese Predigten mit den in Göttingen und in Erlangen gehaltenen, so wird man bald finden, daß der Verfasser derselben jetzt auf einer höheren Glaubensstufe stand. Ferner schließt er sich in diesen weit enger an seinen Text an, als wie in jenen, und

auch in formeller Beziehung sind sie von einander verschieden. Denn in Erlangen und Göttingen tritt Ammon jedesmal mit einem Gebete auf, worauf er, in der Regel wenigstens, seinen Text vorliest, und nun wird der Eingang mit dem Uebergange vom Texte zum Thema mit einander verbunden. In Dresden dagegen band sich Ammon ohne Ausnahme an die altsächsische Ordnung, so daß er stets mit einem Eingange begann, alsdann den Text vorlas und nun erst nach einem Uebergange sein Thema ankündigte. Und er zieht diese Weise der früheren vor, was aus seiner Schrift über die Berliner Kirchenagende deutlich hervorgeht, indem er hier S. 50 sagt: „Eine Predigt ohne Eingang ist eben so wenig zu billigen, als ein Haus ohne Vorhof, bei dem man aus der Straße sofort in das Zimmer tritt". Wie aber Ammons Predigten alle durch einen großen Gedankenreichthum sich auszeichnen und durch eine sehr gewählte Sprache, so findet man das namentlich bei seinen Landtags- und Reformationspredigten. Niemals ließ er sich gehen, nie sprach er frei, jede Predigt wurde von ihm sorgfältig aufgeschrieben. Freilich wurde ihm auch das Arbeiten ungemein leicht. Was er sich des Abends vor Schlafengehen überlegt hatte, das wurde des Morgens schnell zu Papiere gebracht, und das Memoriren machte ihm fast gar keine Mühe. Gehalten aber hat er seine Predigten mit äußerer Würde, mehr in einem ruhigen Tone, ohne Affekt, ohne Pathos. — Zu Anfang der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts verlor Ammon seine Gattin, welche eine Tochter des Professor und Hofrath D. Beyer in Erlangen war. Er hatte sich mit ihr schon als angehender Professor in Erlangen vermählt und von ihr 6 Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Der älteste der Söhne ist Professor, Dekan und Stadtpfarrer in Erlangen, der zweite: königlicher Leibarzt in Dresden, und der dritte: Oberappellationsrath ebendaselbst. Von den Töchtern war die eine an den vor Kurzem verstorbenen Professor und Universitätsprediger

D. Krehl zu Leipzig, und eine andere an den Pfarrer Wengler in Kesselsdorf bei Dresden verheirathet. Seine zweite Gattin, welche ihn überlebt hat, ist eine Tochter des verstorbenen Hofrath D. Becker in Dresden. Er trat mit ihr in die Ehe 1823 und lebte mit ihr in stiller Zurückgezogenheit, während des Winters in seiner Amtswohnung, und den Sommer hindurch in seinem Landhause in der Nähe des Reisewitzischen Gartens vor dem Plauenschen Schlage, wo er in der Pflege seiner Blumen seine Erholung fand, und nachdem er dasselbe verkauft hatte, in einer Sommerwohnung im großen Garten. Sommer und Winter aber machte er sich eine tägliche Bewegung im Freien. Gewöhnlich ging er des Tages zweimal spatzieren, in früheren Jahren ritt er auch bisweilen. In seiner Lebensweise war er höchst einfach, und Alles hatte bei ihm seine feste Ordnung. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr erhob er sich in der Regel von seinem Lager, bisweilen noch früher dann setzte er sich an seinen Arbeitstisch und war mit kurzen Unterbrechungen thätig bis an den Abend. Den Abend selbst aber widmete er der Lektüre. Oft las er französische Bücher, bisweilen auch englische oder italiänische. Denn alle drei Sprachen verstand er und das Französische sprach er mit großer Geläufigkeit. Aber auch die alten Classiker wurden bis in das höchste Alter von ihm gelesen. Auch war er ein großer Freund der Musik. Gern spielte er das Pianoforte, und mehrere Hymnen hat er selbst gedichtet und componirt. — Wenige Monate vor seiner zweiten Verheirathung — es war im beginnenden Frühjahre, — bekam er auf einmal den Auftrag, in's königliche Schloß zu kommen. Der König von Baiern mit seiner protestantischen Gemahlin hatten am sächsischen Hofe einen Besuch gemacht, und die Königin war plötzlich bedenklich erkrankt. Da verlangte sie nach geistlichem Zuspruche, und so wurde denn Ammon zu ihr geholt. In eine andere, wenn schon nicht unmittelbare Berührung mit dem baierschen Königshause kam

er aber auch wieder im nächstfolgenden Jahre 1824. Da hatten nämlich seine drei jüngeren Brüder, welche sämmtlich in Baiern lebten, nachdem vom jüngsten unter ihnen, dem baierschen Oberappellationsrath D. Johann Georg Friedrich Ammon, alle genealogischen Nachrichten sorgfältig gesammelt worden waren, den König um Erneuerung ihres Familienadels gebeten; und ihre Bitte war ihnen gewährt worden. Das veranlaßte aber unsern Ammon, gleiche Schritte zu thun, und der König von Sachsen erkannte den Adelsbrief an. Manchen herben Tadel und manches harte Urtheil mußte damals der Oberhofprediger um dieser seiner Handlungsweise willen über sich ergehen lassen. Und das war es wohl auch, was ihn dazu veranlaßte, 1825 die kleine Schrift: „Genealogische Nachweisung des Familienadels der von Ammon im Königreiche Baiern und Sachsen", im Drucke erscheinen zu lassen. In demselben Jahre erschien aber von ihm auch noch eine andere Schrift: „Die Einführung der Berliner Hofkirchenagende geschichtlich und kirchlich beleuchtet". Es wird hier dem Könige von Preußen das Recht zur Einführung der Agende zugestanden und auch gar Manches an ihr gelobt, „daß sie aus der Bibel geschöpft sei; daß sie, rein von den Hypothesen und Irrthümern wechselnder Systeme, die Lehre von Christo, dem Sohne Gottes, und der durch ihn vollbrachten Versöhnung des Menschengeschlechts, als den Mittelpunkt unsers Glaubens ehre; daß die dogmatischen Grundsätze, denen sie folgt, nicht beschränkt, schroff und schneidend, sondern einfach, mild und umfassend wären; daß ihre Sprache rein, kräftig, deutlich und würdevoll sei; daß sie das ausdrucksvolle Zeichen des Kreuzes und das Symbol unserer Hinfälligkeit, die Erde, bei Leichenbegängnissen wieder aufnehme, und daß sie aus den früheren Kirchenordnungen mit Vorsicht und Auswahl zusammengesetzt worden sei". Indessen wird auch Anderes wieder getadelt, und namentlich, daß bei der Austheilung des Brodes und Weines im Abendmahle den

Einsetzungsworten die Formel vorangehen solle: „Unser Herr und Heiland, Jesus Christus, spricht: Das ist u. s. w.“ Denn „bei der Ausspendung der Symbole, bemerkt Ammon, komme es nicht auf eine, hier ganz unerwartete, historische und referirende Bemerkung, sondern auf einen direkten, lebendigen und durch die feierliche Anschauung Geist und Herz ergreifenden Act der Gegenwart an“. War es nun eine Folge dieser seiner Schrift über die Kirchenagende, welcher im Jahre 1826 noch eine zweite, dem ähnliche, folgte: „die Kirchenagende, kirchenrechtlich beleuchtet“, oder war es blos der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit, kurz, es erging in dem nämlichen Jahre 1826 an Ammon vom Könige von Preußen die Aufforderung zur Annahme des evangelischen Bischofsamtes in Stettin. Er lehnte es jedoch ab, worauf ihn Friedrich Wilhelm, zum Zeichen seiner Huld, mit den Insignien des rothen Adlerordens dekorirte. In jener Zeit hat Ammon auch sein „Handbuch der christlichen Sittenlehre“, von 1823 an, in 3 Bänden, geschrieben. Und diesem folgte von 1826—1828 „die unveränderliche Einheit der evangelischen Kirche“. — Jetzt war das Jahr 1830 gekommen mit seinen schäumenden Wogen, und eine Folge davon war eine Umwandlung nicht nur in staatlichen, sondern auch in kirchlichen Angelegenheiten. Da wurde auch Ammons Stellung eine ganz andere und nicht mehr so einflußreiche, als wie sie bisher gewesen war. Denn es wurde 1831 ein Cultusministerium gegründet, weshalb nun der Oberhofprediger weit abhängiger ward, als wie früher. Er trat jetzt als Geheimerrath in das Cultusministerium ein und wurde, nachdem 1835 das Oberconsistorium aufgehoben und an dessen Statt ein Landesconsistorium getreten war, Vicepräsident desselben. Außerdem aber ward der Oberhofprediger nebst dem Superintendenten von Leipzig nach der Einführung der constitutionellen Verfassung in Sachsen 1831 auch Mitglied der ersten Kammer, und eine ganz besondere Auszeichnung,

welche man Ammon wegen seiner persönlichen Verdienste noch zu Theil werden ließ, war die, daß er zum Staatsrathe ernannt wurde. Was Ammon als Kammermitglied geleistet hat, ist in Sachsen bekannt. Er sprach zwar nicht oft, aber wenn er seine Stimme erhob, so war das, was er vorbrachte, jedesmal gründlich durchdacht. Besonders redete er da, wo es kirchliche Angelegenheiten betraf. Auch für die Deutschkatholiken trat er einmal in die Schranken, weil er von der Ansicht ausging, daß die Glaubensfreiheit, welche er hier wohl mit der Cultusfreiheit confundirt, Niemanden verweigert werden könne, und wenn man auch, wie es dort der Fall war, vom Christenthume selbst sich entferne. — Als 1833 seine „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" an's Licht getreten war, so machte dieses Buch nicht nur in der theologischen Welt, sondern überhaupt großes Aufsehen, indem es von den Einen wie eine Sonne, welche die Nacht verdrängt, freudig begrüßt, von den Anderen aber als ein Unglück bringendes Meteor und als ein Schwert, welches das Evangelium von Jesu Christo zerschneiden will, angesehen wurde. Unter die Ersteren gehörte der Professor Krug in Leipzig, durch und durch ein Rationalist. Der empfahl in einer besonderen Schrift: „Altes und Neues Christenthum" die Fortbildung an und betrachtete sie als den Ausdruck der gesammten religionswissenschaftlichen Zeitbildung. Da fühlte sich der junge Baron von Uckermann, ein Mann, welcher am Glauben seiner Väter unerschütterlich fest hielt, in seinem Gewissen gedrungen, ein „Sendschreiben" an den Professor Krug ausgehen zu lassen und über die Fortbildung mit scharfem Tadel sich auszusprechen. Durch dieses Sendschreiben aber sah sich wieder Ammon beleidigt und verfaßte eine bittere Gegenschrift, welche er „die Geistesverirrungen des Baron von Uckermann" überschrieb (1837). Ach was für ein trauriger Streit! Wäre er doch niemals gekämpft worden! — Im Jahre 1835 feierte die protestantische Kirche in Genf ihr Re-

formationsjubiläum. Dazu schickte auch Sachsen seinen Abgeordneten hin, und Ammon wurde dazu gewählt. Er entledigte sich seines Auftrages mit großem Geschicke und erregte in Genf durch seine Reden, welche er daselbst im feinsten Französisch hielt, allgemeine Bewunderung. Es war aber diese Reise auch für seinen Körper von wesentlichem Nutzen. Sichtlich gestärkt und gekräftigt kehrte er in die Heimath zurück. Indessen war er doch nun schon nahe den siebziger Jahren, und so war es kein Wunder, wenn sich bei seiner, sonst immer noch sehr dauerhaften Gesundheit, jezuweilen körperliche Beschwerden einstellten. Er litt bisweilen an der Gicht, und das veranlaßte ihn, von dieser Zeit an zu wiederholten Malen die Heilquellen von Teplitz zu besuchen. Sie thaten ihm auch gute Dienste. — Das Jahr zuvor, ehe Ammon nach Genf gereist war, wurde die Sophienkirche restaurirt, weshalb man den evangelischen Hofgottesdienst vom Trinitatisfeste an in die Frauenkirche verlegt hatte. Da predigte denn auch Ammon. Das letzte Mal geschah es am 2 Bußtage 1834; denn mit dem ersten Adventsonntage nahm der Gottesdienst wieder in der Sophienkirche seinen Anfang. Da sprach er auf Grund seines Textes Jesaias 44, 22. davon: „daß nach Gottes heiliger Ordnung das ganze Menschenleben eine fortdauernde Erlösung sei". Und diese Predigt machte auf viele seiner Zuhörer einen solchen Eindruck, daß unmittelbar nach dem Gottesdienste draußen an der Kirchthüre eine kleine Schaar zusammentrat und sich besprach, Ammons Andenken durch eine Stiftung zu ehren, welche seinen Namen tragen sollte. Es wurde ein Comitee gebildet, und man veranstaltete eine Sammlung, durch welche in Kurzem 2200 Thaler einkamen. Was wurde nun aber mit diesem Gelde begonnen? Man vereinigte sich dahin, daß ein Preis von 40 Thalern einem Candidaten der Theologie für eine als preiswürdig anerkannte gelehrte theologische Abhandlung, und sodann 4 Preise, jeder zu 10 Thalern, vier Schulamtscandi-

daten für eine Abhandlung aus dem Gebiete der Pädagogik zuerkannt werden sollten. Die Preisvertheilung sollte jedesmal am Geburtstage Ammons, den 16 Januar, statt finden. Das war das Angebinde, mit welchem seine Freunde und Verehrer den Oberhofprediger an seinem 70 Geburtstage bei einem Festmahle, zu welchem der Tertius Böttcher von der Kreuzschule ein hebräisches Gaudeamus gedichtet hatte, erfreuten. So lange Ammon lebte, wurde ihm die Preisbestimmung selbst überlassen. Das Cultministerium bestätigte diese Stiftung mit Freuden, und der Stadtrath übernahm die Verwaltung des Kapitals. Auf den 28 September 1839 fiel Ammons 50jähriges Amtsjubiläum. Das feierte er zwar, seinem Wunsche gemäß, ganz in geräuschloser Stille im Schooße seiner Familie, doch aber fehlte es nicht an mancherlei Zeichen einer lebendigen Theilnahme. Namentlich war es die Dresdner Geistlichkeit, welche ihn an diesem Tage feierlich begrüßte, und ihm eine in lateinischer Sprache geschriebene Gratulationsschrift überreichte mit einer gelehrten Abhandlung „über den Ursprung des 51 Psalms", als deren Verfasser der damalige Diakonus der Neustädter Kirche, der jetzige Pastor und Consistorialrath D. Thenius, als ein tüchtiger Orientalist rühmlichst bekannt, genannt wird. Und in diesem seinem Jubeljahre gab der nun 73jährige Greis der Welt auch wieder ein neues Zeugniß von seiner schriftstellerischen Thätigkeit und von seinem regen Interesse für alle Angelegenheiten der Kirche, indem er das Buch herausgab: „die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechts und der Sittlichkeit mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß". Aber auch nach seinem Jubelfeste legte er die Feder noch nicht nieder; denn sein Geist blieb munter und frisch und immer jugendlich. Das bekannte Straußische Werk vom Leben Jesu, dessen Tendenz keine andere war, als alle Glaubensfundamente zu unterwühlen und

dem Könige aller Könige, dem Herrn Jesu Christo, die Ehrenkrone zu entreißen, veranlaßte Ammon, auch eine „Geschichte des Lebens Jesu" zu schreiben. Sie erschien in den Jahren 1842—1844 in zwei Bänden. Mit der größten Theilnahme und der gespanntesten Neugier wurde dieses Buch ebensowohl von Ammons Freunden, als auch von seinen Gegnern, gelesen, und bei den ersteren diente es dazu, das Feuer der Verehrung für ihn in nur noch hellere Flammen zu versetzen. Als daher sein 80 Geburtstag erschien, so vereinigten sie sich wieder zu einem Festmahle und brachten dem immer noch kräftigen Greise in so mancherlei Toasten, die er auf das Geistvollste beantwortete, ihre heißen Glückwünsche dar. Noch festlicher aber begingen Ammons Verehrer am 16 Januar 1848 seinen 82 Geburtstag. Es war der zweite Sonntag nach dem Erscheinungsfeste, und, wie man vielfach gewünscht hatte, also geschah es: Ammon predigte an diesem Tage. Mit gespannter Aufmerksamkeit hing die versammelte Menge an seinen Lippen, und allgemein wurde die Kraft und Frische bewundert, mit welcher er bei so hohen Jahren noch sprach, so wie der Gedankenreichthum, den er in der Predigt entfaltete. Da zog denn eine Schaar von Dresdner Bürgern in den ersten Abendstunden bei Fackelschein die große Brüdergasse entlang vor die Amtswohnung des Oberhofpredigers. Ein Sängerchor trug mehrere passende Lieder vor, während eine Deputation zu dem Gefeierten hinaufging und ihn beglückwünschte. Er aber kam mit den Deputirten herab, um seinen Dank auszusprechen. Da brachte man ihm ein begeistertes Hoch, und nach dem Gesange: „Nun danket alle Gott"! bewegte sich der Zug wieder fort. — Wer hätte wohl damals gedacht, daß ein Jahr und noch etliche Monate darauf an derselben Stelle Kämpfende stehen, Verwundete seufzen, Kugeln schwirren und Barrikaden emporsteigen würden? Und doch war es so. Die hundertköpfige Hydra des Aufruhrs wälzte sich vom 3 bis 9 Mai des Jahres 1849

durch Dresdens Straßen und bäumte sich gerade in der Nähe der Oberhofpredigerwohnung hochaufschäumend empor. Ja diese selbst noch hielt sie mit ihrem furchtbaren Leibe umschlungen; denn die Aufständischen hatten in ihr die Fenster ausgehoben und sich oben in den Zimmern verschanzt. Draußen blühten die Bäume gar wunderlieblich — seit Jahren hatten sie nicht so schön geblüht —, heiter und mild schien die Sonne auf die grünenden Saaten herab, und fröhlich stieg die Lerche von ihnen empor und schmetterte ihre Lieder in die blaue Luft hinaus, so daß sie einen Jeden, der, von jenen Schrecknissen nichts ahnend, durch die blühenden Auen dahinschritt und des stillen Friedens in der Natur sich freuete, ermunterte und erweckte, dem Herrn der Natur auch ein Loblied zu singen. Und in den Straßen der Stadt, da wütheten Tod und Verderben, da donnerten die Geschütze, da heulten die Sturmglocken, da richtete der Bruder das Mordgewehr wider den Bruder, da vernahm man nur wildes Geschrei, und kein Loblied wurde gesungen. Und wo war denn Ammon, während die Kugeln seine Wohnung umsausten? Das Ungethüm der Empörung war zu schnell herangestürmt gekommen. Er hatte ihm nicht mehr entrinnen können. Er mußte in seiner Wohnung bleiben. In's Hintergebäude derselben, in seine Bibliothek hatte er sich zurückgezogen. Da betete er für seinen König, da betete er für die Stadt und für das Vaterland, da betete er für die bethörte Menge, da flehte er den Herrn um seine eigene Rettung an. Und der Herr erhörte sein Gebet. Der Aufstand wurde gedämpft, die Gefahr ging vorüber, die Unglück drohenden Wolken zerstreuten sich wieder. Der zitternde Greis pries dafür seinen Gott. Allein der Schreck und die heftige Gemüthsbewegung hatten ihm doch geschadet. Sie warfen ihn auf ein Krankenlager. Indessen noch einmal siegte seine starke Natur. Mit Gottes gnädiger Hilfe genas er in seiner Sommerwohnung im großen Garten. Als aber der Sommer vorüber war und die

Blätter von den Bäumen fielen, da stellte sich auch die Körperschwäche wieder bei ihm ein, und er wurde so leidend, daß er sich bewogen fand, seine Aemter niederzulegen und um seine Entlassung nachsuchte. Am ersten Adventsonntage 1849 bestieg er zum letzten Male seine liebe Kanzel, um die Abschiedspredigt zu halten. Er hielt sie über die Sonntagsepistel Röm. 13, 11—14. und sprach gegen die still aufhorchende Gemeinde: „Herzliche Wünsche aus, von deren Erfüllung das Heil der evangelischen Kirche abhängt". Seine Wünsche waren aber folgende: 1) daß jeder Einzelne unter uns die Oberherrschaft Gottes in allen Angelegenheiten unsers irdischen Daseins mit unbedingtem Gehorsame anerkenne; 2) daß sich jeder Einzelne unter uns von der hohen Würde des göttlichen Menschensohns in Christo lebendig überzeuge; und 3) daß sich jeder bei der großen Anzahl verschiedener Religionsmeinungen immer mehr zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß Christi heranbilde, mit welcher er hoffen darf, bald vor Gott in einer höhern Welt zu erscheinen. — Das war des Oberhofpredigers Schwanengesang, mit welchem er von seiner Gemeinde schied. Und damit derselbe noch eine Zeit lang in den Ohren seiner Zuhörer fortklingen möchte, so ist er, als Ammons letztes literarisches Erzeugniß, durch den Druck vervielfältigt worden. Ihm war zu Anfange desselben Jahres noch ein kleines Schriftchen vorausgegangen: „Die wahre und falsche Orthodoxie". — Mischt sich doch in einer jeden Menschenseele nur gar zu leicht das Wahre mit dem Falschen, im Glauben so wie im Leben. Möchten wir doch daher Alle wie Nathanael sein, von welchem der Meister sprach: „Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist"! Gegen Sachsens König war Ammon stets ein solcher gewesen. Mit unerschütterlicher Treue hatte er bei allen Strömungen der Zeit an seinem Throne festen Stand gehalten und die wild aufschäumenden Wogen, so viel er es vermochte, in der bösen Zeit niederzuhalten gesucht. Da-

rum ehrte ihn Friedrich August auch noch nach seiner Amtsniederlegung. Er verlieh ihm das Comthurkreuz erster Classe des Civilverdienstordens und hielt ihn als außerordentliches Mitglied auch noch im Staatsrathe fest. Die Staatsminister in evangelicis aber erklärten, daß sie sich's vorbehielten „von dem Schatze seiner Gelehrsamkeit und Geschäftserfahrungen in einzelnen Fällen auch fernerhin Gebrauch zu machen". Wenige Monate nach seinem Rücktritte vom Schauplatze seines öffentlichen Wirkens, am 4 Februar 1850, sollte ihm noch eine ganz besondere Freude dadurch zu Theil werden, daß in seiner Wohnung eine Deputation, an ihrer Spitze der nunmehr auch schon in seinem Herrn ruhende Dresdner Superintendent, D. Heymann, ein treuer Jünger seines Herrn und Meisters, erschien, welche dem verehrten Greise im Namen der sämmtlichen Geistlichen der Dresdner Ephorie, eine, von einem seiner wärmsten Verehrer, dem Hofjuwelier Zeitz, künstlich gearbeitete silberne Votivtafel überreichte. Auf dieser standen die, von Heymann dazu vorgeschlagenen, Worte geschrieben: „Viro magnifico et summe venerabili Ch. F. de Ammon, Doctori Theologiae et Philosophiae" und alsdann, nach Anführung seiner sämmtlichen Titel und Bezeichnung der von ihm bekleideten Aemter: „senectutis, pietatis et immensae eruditionis gravitate Theologorum Nestori per annos XXXVI. Ecclesiae Saxonicae lumini et ornamento otium honestissimum petenti pietatis et reverentiae summae exiguum documentum hanc tabulam esse voluerunt verbi divini ministri quotquot Dresdensi Dioecesi adscripti sunt omnes. (Sr. Magnificenz und Hochwürden u. s. w. — dem durch sein Alter, seine Frömmigkeit und unermeßliche Gelehrsamkeit erhabenen Nestor der Gottesgelehrten in der Sächsischen Kirche, in welcher er 36 Jahre hindurch als ein Licht und eine Zierde geglänzt hat, widmen bei seiner ehrenvollen Amtsniederlegung als ein kleines Zeichen ihrer dankbaren Gesinnung und Verehrung diese Tafel die sämmtlichen

Diener am Worte Gottes in der Ephorie Dresden.) In diesen wenigen Worten ist Ammon treffend gezeichnet. Sein Silberhaar, verbunden mit seiner ganzen äußern Erscheinung, machte einen ehrwürdigen Eindruck auf Jeden, welcher ihn sah. Seine Gelehrsamkeit war eben so vielseitig, als gediegen. Denn nicht nur, daß er die theologischen Wissenschaften gründlich umfaßte und besonders in der Kenntniß der orientalischen Sprachen es sehr weit gebracht hatte, so besaß er auch viele juristische und selbst auch medicinische Kenntnisse. In seinen Colloquien, welche er mit den neuerwählten Superintendenten des Landes zu halten, und bei den theologischen Prüfungen, welche er mit den Predigtamtscandidaten anzustellen hatte, mußte man jedesmal die große Fülle seines Wissens und das zierliche Latein bewundern, das er sprach, so wie nicht weniger auch die ungemeine Gewandheit, welche er hier entfaltete, und seine Humanität, indem er einen Jeden nach den von Gott ihm verliehenen Gaben nahm und schon zufrieden war, wenn er nur sah, daß Einer die Zeit auf der Universität wohl angewendet hatte. Und eben deshalb konnte auch Ammon, wie es auf der Votivtafel heißt, als ein Licht und eine Zierde der sächsischen Kirche betrachtet werden, wenn es schon nicht zu leugnen ist, daß das Licht in ihm nicht immer gleichmäßig brannte und, wie das selbst auch seine wärmsten Verehrer und eifrigsten Bewunderer zugestehen, unter dem Ministerium Einsiedel einen anderen Schein von sich gab, als später wieder vom Jahre 1830 an. Ist nun das eine Folge seiner veränderten Ansichten und Herzensmeinungen gewesen, oder, wie Viele behaupten wollen, ein Anbequemen aus Menschengefälligkeit, wagen wir nicht zu entscheiden. Wehe aber thut es einem jeden warmen Freunde der lutherischen Kirche, wenn in der „Fortbildung" die symbolischen Bücher, diese herrlichen Glaubenszeugnisse unserer Reformatoren, einer so scharfen Kritik unterworfen werden und eine so untergeordnete Stellung an-

gewiesen bekommen, als wie es eben hier geschieht. Indessen war Ammon, wie das so oft der Fall ist, in seinem Systeme schroffer und schneidender, als in seinem Leben, und selbst auch in den Predigten, welche er von 1830 an gehalten hat, tritt dasselbe nicht so scharf ausgeprägt hervor, als wie in seinen wissenschaftlichen Werken. Im Leben hat Ammon, wie das die Votivtafel sagt, eine aufrichtige Frömmigkeit an den Tag gelegt. Das bewies er namentlich in den Tagen seiner Leiden. Es hatten dieselben schon da begonnen, als er seine Abschiedspredigt hielt. Aber mehr und mehr steigerten sie sich vom Februar 1850 an. Vom heftigsten Schmerze wurde er oftmals geplagt, aber immer suchte er ihn zu bekämpfen und trug geduldig, was der Herr nach seinem Rathe ihm auferlegt hatte. Im Bette brachte er selten einen ganzen Tag zu. Wenn es irgend ging, so kleidete er sich an und setzte sich heraus auf einen Stuhl, schritt auch dann und wann im Zimmer auf und ab, und dabei führte er mit den Seinen und den Freunden, die ihn besuchten, gern religiöse Gespräche. Namentlich sprach er viel von der Unsterblichkeit der Seele und vom künftigen Leben und sehnte sich daheim zu sein bei dem Herrn. Der 21 Mai war der Tag, welcher ihn von allen Uebeln erlösen sollte. Fast den ganzen Nachmittag über hatte er auf dem Sopha gelegen, als er sich Abends gegen 7 Uhr die Hauptkissen zurecht legen ließ, und nachdem er sich mit der Lage, die ihm sein Diener gegeben, zufrieden bezeigt hatte, schloß er die Augen wie zum Schlummer. Aber es war der Todesschlummer, welcher im Anzuge begriffen war. Ganz still und ruhig lag der Sterbende vier Stunden lang, immer leiser und leiser wurde der Athem, und ¼ nach 11 Uhr stand derselbe still. So schloß sich ein 84jähriges Leben rastlosen Wirkens. Den Abend vor dem Begräbnisse versammelte sich vor der Oberhofpredigerwohnung bei Fackelbeleuchtung eine Sängerschaar, um das Andenken des Geschiedenen in frommen Liedern

zu feiern, und den Morgen darauf, — es war der 25 Mai, derselbe Tag, an welchem Ammon 37 Jahre vorher nach Dresden gekommen, — früh 7 Uhr, bewegte sich ein langer Trauerzug, in welchem man die Staatsminister und andere hohe Staatsbeamte, so wie viele Geistliche, unter ihnen den Nachfolger Ammons, den D. Harleß, der bereits vor etlichen Monaten angetreten war, und außerdem noch viele Theilnehmende aus allen Ständen, selbst auch Vertreter der katholischen und der israelitischen Gemeinde bemerkte, nach dem Eliaskirchhofe hin. Dort ruht Ammon neben seinem Vorgänger Reinhard. Sein Beichtvater und College, der Hofprediger und Landesconsistorialrath D. Francke, zeichnete nach der Einsenkung des Leichnams den Verewigten in einer Trauerrede nach seinem Wirken. Mit dem Gesange: „Jesus meine Zuversicht" hatte man den Gottesacker betreten, und nach den Gesängen: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du", und: „Grab, deck ihn sanft"! verließ man ihn wieder. Auf seinem Grabsteine liest man die Worte aus 2 Corinth. 13, 8: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit".

Anm. Ammon hat während seiner 37jährigen Amtsführung in Dresden viele Collegen gehabt, und mit allen im Frieden gelebt. Von **1813 — 1814** standen ihm zur Seite: D. Hacker und D. Döring; von **1815—1821** D. Hacker und M. Jacobi; von **1822 — 1823** D. Hacker und D. Frisch; von **1823 — 1827** D. Frisch und M. Frenckel; von **1828 — 1859** D. Frisch und D. Francke; von **1829 — 1849** D. Francke und D. Käuffer.

Zwanzigster Abschnitt.

Dr. Gottlieb Christoph Adolph Harleß,

Sächsischer Oberhofprediger und Vicepräsident des Landesconsistoriums v. 1850—1852.

Wenn der fromme Christian Scriver in seinem Seelenschatze von einem rechten Diener des göttlichen Wortes sagt: „Er muß erzogen sein in den Worten des Glaubens und der heilsamen Lehre, er muß Christi Geist und Sinn haben, Christus muß in ihm leben, durch ihn reden und wirken, alle seine Reden, alle seine Begierden, alles Verlangen, alles sein Thun muß nach Christo und seiner Liebe schmecken. Er muß sein voll Geistes und Kraft des Herrn, voll Rechts und Stärke, daß er Jakob seine Uebertretung und Israel seine Sünde anzeigen dürfe; seine Worte und Predigt muß nicht bestehen in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft. Er muß zuvor bei ihm selbst und in seinem Herzen der evangelischen Wahrheit überzeugt sein, auf daß er sie mit großer Gewißheit und Freudigkeit Andern predigen könne. Er muß eine innerliche Erfahrung und die Kraft und Süßigkeit des Wortes im Herzen empfunden haben, damit es heiße: Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist (1 Cor. 2, 10.). Das Herz muß voll sein, ehe der Mund übergehet". — Und wenn es darauf weiter heißt: „Damit nun ein Lehrer voll Geistes und Kraft sein, und mit Nachdruck und Frucht die heilsame Lehre fürtragen möge, ist zuförderst nöthig, daß er bei Gott solches suche, theils in stetiger Betrachtung des Wortes, welches die Quelle ist, daraus er sein Herz füllen muß, wenn er die Pflanzen Gottes begießen will, theils durch eifriges und

andächtiges Gebet. Er muß erst eingehen in's Heiligthum und den Beistand des heiligen Geistes erbitten, hernach ausgehen, und was er von Gott empfangen und erbeten hat, der Gemeine mittheilen. Sein Herz muß sein wie ein Schwamm, der, wenn er das Wasser erreichet, selbiges begierigst in sich trinket, hernach, wenn er ausgedruckt wird, es häufig wieder gibt. Er muß aus Gottes Wort sein Herz mit Geist, Kraft und Trost erfüllen, hernach in der dringenden Liebe Jesu Christi es wieder über die Herzen der Zuhörer ausschütten" —: so sind das Aussprüche, welche sich Wort für Wort auf Harleß anwenden lassen. Das wissen nicht allein seine Freunde, auch seine Gegner müssen es zugeben. Werfen wir jetzt, um dies zu erkennen, einen Blick in sein Leben wie in sein amtliches Wirken. —

Gottlieb Christoph Adolph Harleß wurde am 21 November 1806 in der alten Reichsstadt Nürnberg geboren. Dort gibt es in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen gar manche schön verzierte Brunnen lebendigen Wassers, welche es gleichsam symbolisch anzeigen sollten, daß das Knäblein, dessen Wiege hier stand, auch ein Brunnen werden sollte, zu welchem Viele herankommen würden, Junge und Alte, Männer und Frauen, um die köstlichen Lebenswasser einer lebendigen Erkenntniß Jesu Christi, unsers Herrn und Erlösers, in die Gefäße ihrer Herzen aus ihm zu schöpfen. Der Vater, ein angesehener Kaufmann in der Stadt, mochte wohl ein solcher Kaufmann wie jener sein, von welchem der Heiland erzählt, daß er köstliche Perlen suchte, und da er die eine Perle gefunden hatte, welche alle Perlen im Meeresgrunde weit überstrahlt, die so lieblich schimmernde Perle der Heilsgnade, froh und fröhlich war in seinem Gotte. Denn daß der Vater Harleß den Herrn im Glauben umfassen mußte, beweisen ja schon die Namen, welche er dem Sohne bei seiner Taufe gab, zu einer Zeit, wo es selten geworden war, die alten christlichen Namen den Kindern

noch beizulegen. Er nannte ihn Gottlieb, weil er wollte, daß der Knabe Gott lieben lernte, und Christoph, weil es sein Wunsch war, daß er Christum sein Leben lang im Herzen tragen möchte. Und also ist es geschehen. — Bei dem großen Pfunde natürlicher Anlagen, welche Gott in Harleßens Seele hineingelegt hatte, machte er auf dem Gymnasium zu Nürnberg so schnelle und glückliche Fortschritte, daß er, noch nicht 17 Jahre alt, 1823 die Universität beziehen konnte. Er begann seine Studien in Erlangen. Doch mochte es damals noch nicht seine Absicht sein, der Theologie sich zu widmen. Denn er legte sich nur auf Philologie und Philosophie. Nach etlichen Jahren aber ergriff ihn der Geist des Herrn und trieb ihn hinein in die Gnade. Da beschloß er, einen andern Lebensweg zu gehen und für den Dienst am Worte Gottes sich zu bilden. Er verließ deshalb Erlangen und ging auf die Universität nach Halle. Hier war es der Professor D. Tholuck, an welchen er sich namentlich anschloß. Der ward ihm ein treuer Führer, und unter seiner Anleitung warf sich Harleß mit eisernem Fleiße auf die theologischen Wissenschaften. Nicht nur den ganzen Tag, auch halbe Nächte saß er über den Büchern, und um den Schlaf abzuwehren, setzte er die Füße oftmals in kaltes Wasser, oder suchte sich durch andere künstliche Mittel wach zu erhalten. Bald nach vollendeter Universitätszeit 1828 habilitirte er sich, 22 Jahre alt, nachdem er die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, als akademischer Docent in Erlangen, und zwar, wie das alle junge Männer thun müssen, welche die Absicht haben, späterhin theologische Vorlesungen zu halten, zunächst in der philosophischen Fakultät. Aber schon im darauf folgenden Jahre ward er Licentiat der Theologie und erwarb sich damit das Recht, die studirende Jugend nicht blos in den Vorhof der Gottesgelahrtheit, sondern auch in das innere Heiligthum derselben zu führen. Das that er denn auch mit aller Liebe und Treue, und der Herr, an

welchen er glaubte, schenkte ihm dazu seinen Segen. Insbesondere war es die Schriftauslegung, mit welcher er sich beschäftigte, und er nahm die jungen angehenden Theologen, welche ihm vertrauten, an seine Hand, stieg mit ihnen hinab in die Tiefen des göttlichen Wortes und lehrte sie schauen und ergründen, was die Welt mit ihrem blöden Auge nicht zu ergründen vermag. Im Jahre 1833 erhielt er eine außerordentliche theologische Professur. Da schrieb er den bekannten Commentar über den Epheserbrief, welcher 1834 im Drucke erschien, so wie seine „theologische Encyklopädie und Methodologie vom Standpunkte der protestantischen Kirche", welches Buch so reißend abging, daß es sich bald vergriff. Und nachdem ihm von der Universität die theologische Doktorwürde zuerkannt worden war, so wurde er 1836 zum ordentlichen Professor der Gottesgelahrtheit und zugleich zum Universitätsprediger in Erlangen erwählt. Als solcher wurde er der Redakteur von der bekannten „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche", ein vielgelesenes Journal, welches jetzt von den Erlanger Professoren Thomasius, Hofmann und Schmid fortgesetzt wird. Als Prediger wurde Harleß sehr gern gehört, und ein ziemlich großer Theil seiner Studentengemeinde hing an ihm mit vieler Liebe. Aber auch seine Collegen schenkten ihm ihr ganzes Vertrauen. Das bewiesen sie dadurch, daß sie ihn zum Vertreter der Universität auf dem baierschen Landtage ernannten. Und Harleß rechtfertigte dieses Vertrauen auf's Glänzendste. Denn als ein treuer Lutheraner trat er auf dem Landtage für die lutherische Kirche in die Schranken und verfocht ihre Rechte mit allem Nachdrucke. Besonders in der bekannten Kniebeugungsfrage blieb er nicht stumm, und seinen gewaltigen Worten haben es die protestantischen Soldaten in der baierschen Armee namentlich zu verdanken, daß sie, ihrer Ueberzeugung zuwider, nicht mehr genöthigt wurden, vor der Monstranz niederzufallen. Das machte ihn jedoch bei der Regierung mißliebig. Der

Einfluß eines solchen Mannes auf die akademische Jugend schien ihr bedenklich zu sein, und so kam es, daß Harleß der Universität entzogen und als Consistorialrath nach Baireuth versetzt wurde. Dort konnte er sich nicht wohl befinden; denn war ihm doch das Feld genommen, auf welchem er am liebsten arbeitete, die akademische Lehrthätigkeit. Wie eine Verbannung mußte er daher seine Versetzung nach Baireuth ansehen, und wie er selbst einmal zu etlichen seiner Schüler in Leipzig gesagt hat, so kam er sich hier vor als „ein vom Stamme abgerissener Ast" *). Und das war es denn auch vornämlich, was ihn dazu bestimmen konnte, dem Rufe zu einer ordentlichen theologischen Professur in Leipzig, welcher im Jahre 1845 an ihn erging, Folge zu leisten. Hätte man ihn in Erlangen gelassen, so würde er denselben schwerlich angenommen haben. Aber in Baireuth stand er ja da, wie ein entwaffneter Krieger, welcher die Schlachten seines Gottes gern kämpfen will und doch zurückgehalten wird, in den Streit mit zu ziehen. Darum folgte er diesem Rufe, und die Herzen aller seiner Verehrer in Sachsen wurden bei der Nachricht: Harleß kommt als Professor nach Leipzig! mit hoher Freude erfüllt. Wie ein Lauffeuer ging diese Kunde durch's Land, und ein sächsischer Geistlicher, der Pfarrer Kilian in Kotitz bei Löbau, sendete dem Kommenden im Namen von 60 Pfarrern der Oberlausitz folgenden lateinischen Gruß entgegen:

Ecclesiae Te Saxonicae Deus
Aetate tristi subsidium dedit!
— Certamen ardet; proeliorum
Protege Tu moderator aras!
Jam jamque Numen consiliarios
Nostri supremos imperii beet,
Fines fluant nostri salute,
Lipsia vivat, amanda mater —

*) S. Sächs. Kirchen- und Schulblatt Nr. 9 von 1853.

(Dich hat Gott der sächsischen Kirche in einer trüben Zeit zum Schutze gegeben! — Der Streit entbrennt. Lenker der Schlachten, schütze Du die Altäre! Fort und fort möge der Herr unsers Landes oberste Berather segnen! Unsere Gränzen sollen strömen vom Heile! Es lebe Leipzig, die liebenswürdige Mutter! —)

Und für Leipzig ist diese Berufung von unverkennbarem Segen gewesen. Die Universität erhielt in Harleß einen Mann, welcher es verstand, die schlummernden Geister aufzurütteln und so manchen Jüngling mit heiliger Begeisterung für seinen heiligen Beruf zu erfüllen. Denn er war wie eine Kriegstrompete. Wenn dieselbe ertönt, so stampft das Schlachtroß mit dem Hufe und will hinaus in den Streit, die Augen der tapfern Krieger aber leuchten voll freudigen Muthes. Sie schwingen gar fröhlich die Waffen, und selbst auch manches feige Herz wird von dem Klange gewaltig ergriffen, daß es alle Furcht überwindet. Mit großer Spannung sah die studirende Jugend dem neuen Professor entgegen. Als er seine Antrittsvorlesung hielt, vermochte das Auditorium, in dem er sie las, die Menge der herbeigeeilten Zuhörer aus allen Fakultäten kaum zu fassen. In seinem ersten Collegium von Michaelis 1845 bis Ostern 1846 erklärte er den Römerbrief und las daneben noch dicta probantia, gleichsam als eine Einleitung zur Dogmatik, welche von Ostern 1846 an gleich darauf folgte; und an diese schloß sich wieder 1847 die Ethik an, so daß seine treuen Zuhörer, deren freilich eine kleinere Zahl war, als wie man sich anfangs gedacht hatte, indem sich's Viele, die seinem theologischen Systeme nicht huldigten, gleich nach den ersten Vorlesungen gelobt hatten, bei ihm gar nichts zu hören, — ein abgerundetes Ganzes erhielten. In den Vorlesungen über die Ethik aber füllte sich sein Auditorium wieder, und zwar so, daß es in demselben oftmals am Platze mangelte. Denn „bildete doch Harleß' System der Ethik eigentlich die

Wiedergeburt dieser Wissenschaft zu einer christlichen", so sagt einer seiner ehemaligen Schüler, der Universitätsprediger Lic. von Zezschwitz in Leipzig, in einem sehr lesenswerthen Aufsatze des sächs. Kirchen- und Schulblattes v. J. 1853 Nr. 8 u. ff., wo Harleß als Universitätslehrer treffend gezeichnet wird. „Seine Ethik, heißt es hier, ist das unmittelbarste Correlat der Dogmatik, ihre Aneignung und Anwendung, zugleich die Probe des Dogma an Sittlichkeit und Leben, so daß diese Vorlesungen oft mehr Gottesdiensten und seelsorgerlichen Ansprachen, als wissenschaftlichen Vorträgen ähnlich waren. Und in Vielen, welche die Dogmatik von der Wahrheit der Kirchenlehre überzeugt hatte, verklärte die Ethik das anerkannte Heilsgut zum Heilsbesitz". Sein Handbuch über diese Wissenschaft, „Christliche Ethik" überschrieben, hatte Harleß schon in Erlangen verfaßt, und 1845, als er nach Leipzig kam, war dasselbe bereits im dritten Abdrucke erschienen. Zu diesen Collegiis aber kamen noch mehrere exegetische, und außer denselben leitete er auch eine exegetische Gesellschaft, in welcher er seine Schüler recht in den innern Zusammenhang der heiligen Schrift hineinzuführen wußte, so wie einen theologischen Verein, in welchem unter Harleß' Präsidium freie Debatten von Seiten der Mitglieder statt fanden. Hier war Harleß nach dem Zeugnisse des Verfassers von jenem Aufsatze im Kirchen- und Schulblatte: „Was uns Harleß gewesen", nicht Professor, nicht Lehrer, sondern meist wie ein Mitlernender, Mitforschender, so daß sein Urtheil ganz zurücktrat und seine Ueberlegenheit Niemand drükkend empfand". Wie aber Harleßen während seines Wirkens in Erlangen neben dem Katheder zugleich die Kanzel lieb geworden war, so mochte er sich derselben auch in Leipzig nicht entziehen. Er predigte öfters in der Universitätskirche und sah jedesmal, wenn er auftrat, eine große Schaar von Zuhörern um sich versammelt. Seine Kanzelvorträge machten auf Viele einen tiefen gewaltigen Eindruck. Sie waren eine Verkün-

digung des Gesetzes und zugleich auch der Heilsgnade. Sie erschütterten den schlummernden Sünder und raunten ihm zu: „Stehe auf, der du da schläfest, von den Todten, damit dich Christus erleuchte"! — trösteten aber auch die um ihr Heil bekümmerten Seelen. Da starb der Pastor D. Siegel an der Nikolaikirche, und der Leipziger Stadtrath, als Collator dieser Stelle, lenkte seine Wahl auf Harleß hin. Harleß betrachtete dieselbe als einen Gottesruf und übernahm das ihm zugedachte Amt mit Beibehaltung seiner bisherigen Professur. Der alten Sitte gemäß hatte er aber vor dem Antritte desselben vor dem Landesconsistorium zu Dresden, den denominirten Superintendenten gleich, nach einer zu diesem Zwecke in der Sophienkirche abgehaltenen Predigt ein Colloquium zu bestehen. Er hielt diese Predigt am 1 Trinitatissonntage 1847 und sprach in derselben auf Grund seines Textes Apostelgesch. 2, 42—47. „Von der Segensmacht wahrhaft apostolischen Christenthums", und stellte als die Kennzeichen eines solchen Christenthums auf: 1) Beständig bleiben in der Apostel Lehre; 2) sich bethätigen in Thaten selbstverleugnender Liebe; und 3) Seelen gewinnen durch freudiges Lob Gottes aus einfältigem Herzen. Auf den folgenden Tag, den 7 Junius, war das Colloquium festgesetzt. Da saß denn Harleß Ammon gegenüber, und man sagt, daß dieser in jenem damals schon seinen Nachfolger erkannt habe, daher er sich auch einer gewissen Gereiztheit nicht erwehren konnte, und obschon Harleß von vorne herein erklärte, er sei nicht gekommen, um sich einem Examen zu unterwerfen, als vielmehr zu einer freundlichen Besprechung, so gerirte sich doch Ammon immer und immer wieder als Examinator. Indessen nahm der Kampf ein friedliches und versöhnendes Ende, und die Freundlichkeit des Superintendenten D. Heymann, welcher nach Ammon mit Harleß colloquirte, machte auf alle Zuhörer einen sehr befriedigenden Eindruck. Am 6 Trinitatissonntage 1847, am 11 Juli, trat Harleß sein Amt an der Nikolaikirche

an. In seiner Antrittspredigt über Apostelgesch. 6, 1—7. beantwortete er die Frage: „Worin steht die Freudigkeit und die Kraft eines Predigers im evangelischen Predigtamte"? dahin, daß 1) unsere Stärke unser Gebet ist; 2) unsere Vollmacht Gottes Wort; und 3) unsere Wirksamkeit nicht unser, sondern Gottes Werk. Vieler Herzen gewann er durch diese Predigt, und die Zahl derer, welche ihm zufielen, ward immer größer und größer, obgleich es ihm auch nicht an Gegnern in Leipzig gefehlt hat. Jetzt kam das verhängnißvolle Jahr 1848, und der Revolutionssturm hatte sich bereits in Frankreich erhoben. Als die Nachricht davon nach Deutschland gekommen war, fühlte sich Harleß veranlaßt, am Sonntage Invocavit, am 12 März, aus den für diesen Sonntag zur Auswahl gegebenen drei Texten, Psalm 85, 8—14. seinem Vortrage zu Grunde zu legen, und geleitet von diesem Schriftworte, eine Heerpredigt an die Deutschen zu halten. Er stellte in ihr als Hauptsatz auf: „Die Stimme des Herrn der Herren", welchen er nach den Worten des Textes also zergliederte: 1) der Herr der Herren hat geredet; 2) er bezeugt, daß auf Thorheit gerathen, die nicht auf diese Stimme hören; und 3) er predigt, daß Hülfe und Friede unserm Volke nahe ist, so es diesen Herrn fürchtet und seine Gnade sucht. Das war eine merkwürdige Predigt. Wie ein Prophet des alten Bundes trat Harleß in ihr auf, eine schwere Zukunft verkündend und das Volk der Deutschen zur Umkehr ermahnend. Denn wenn er hier sagt: „Alles, was nicht ohne Kampf und Schreckniß brechen wird, soll nicht brechen, damit unser Volk zu Grunde gehe, sondern damit allüberall der Schein der Wahrheit und Wirklichkeit weiche, und statt gemachter Verhältnisse und gemachter Einheit, wenn Gottes Segen bei uns bleibt, ein einiges und wirkliches deutsches Volk unter seinen Fürsten erstehe". Und weiter: „Es kommt jetzt die Umgestaltung über das deutsche Volk zugleich mit einer ungeheuern, von Außen

drohenden Gefahr, unserm Volke zum Segen, wenn es versteht den Segen hinzunehmen und zu benutzen. Denn diese Gefahr des gemeinsamen deutschen Vaterlandes soll für uns das Grab werden, in welchem wir unsere innern krankhaften Zwistigkeiten begraben. Nicht in falschem Frieden und in falscher Einheit und Einigung. Niemand darf preisgeben, was er als das Rechte erkannt hat. Aber von dem einen Gedanken der gemeinsamen Vaterlandsgefahr soll jetzt all das Kleinliche, Hämische, Gehässige des Parteiwesens verschlungen werden, das in den letzten Jahren nur allzu sehr die politischen und religiösen Kämpfe Deutschlands befleckt hat. Jetzt gilt es die Rettung Deutschlands durch Zusammentritt aller Deutschgesinnten. Die Fahne weht über unsern Häuptern, zu dieser Fahne haben wir Alle geschworen! Wer aber hat dies Banner jetzt aufgepflanzt? Des Herrn Verhängniß hat es gethan, dessen Donnerstimme hat einen faulen Völkerfrieden brechen wollen. Hören wir auf diese Stimme, schaaren wir uns um das deutsche Banner, so ist die Hülfe nahe, und den Kämpfern, die den Kampf recht bestehen, wird der Herr zu seiner Zeit auch Friede zusagen. Ueberhören wir aber die Stimme; fachen wir irgendwie die innere Zwietracht an, statt Alles zu thun, was uns ein einiges, festes, und in der Ordnung freies Deutschland sichert, so sind wir verloren, und der Feind im Norden, wie der von Westen und Süden zerstampft unser Vaterland"! — ja wenn Harleß so redet, ist es da nicht, als wenn man einen Jesaias oder Jeremias reden hörte? — Dieser Heerpredigt aber folgte etliche Wochen darauf eine „Bußpredigt an die Deutschen", am ersten Bußtage 1848, in welcher der Redner nach 1 Joh. 2, 2. zeigte, daß „ächte Volkserhebung sich nur zugleich bei wahrer Beugung des Volkes findet". Und diese Beugung, sagt er, so wir sie mit den Worten unseres Textes zeichnen, heißt: 1) bekennen, daß alle Welt gesündigt habe; 2) namentlich bekennen, daß unser Volk gesün-

digt habe; 3) Den suchen und vor Dem sich demüthigen, der allein der Helfer ist. Auch diese Predigt greift über die engere Gemeinde hinaus und denkt sich das ganze deutsche Volk als die Gemeinde, zu welcher geredet werden muß. Und ganz das nämliche Gepräge der Allgemeinheit tragen noch mehrere Harleßische Predigten, welche in jener sturmbewegten Zeit gehalten worden sind. — Aber der Sturm war nicht mehr zu stillen. Und wenn ein Engel vom Himmel herabgekommen wäre, um zur Sühne zu reden, man würde nicht auf ihn gehört haben. So verklangen denn die Worte eines Harleß, und die Nacht vom 6 bis zum 7 Mai 1849 ward für Leipzig eine Schreckensnacht. Ganz in der Nähe von der Amtswohnung des Pastors an der Nikolaikirche war eine Barrikade erbaut worden, welche die Communalgarde erstürmte. Es war eine verhängnißvolle Nacht, welcher verhängnißvolle Tage vorangegangen waren. Und Harleß bewies in dieser Zeit seinen Muth, seinen festen, männlichen, unerschrockenen Sinn. Man blickte damals in Leipzig mit großer Achtung auf ihn hin, und Mancher, welcher ihm bis dahin noch fern gestanden hatte, weil er mit seiner Glaubensrichtung nicht einverstanden war, fühlte sich jetzt näher an ihn herangezogen. Die Zahl seiner Freunde wuchs in jener Zeit, und wie groß dieselbe war, das offenbarte sich, als sich die Kunde verbreitete, daß er als Ammons Nachfolger zum Oberhofprediger nach Dresden berufen worden sei. Da gab es gar Viele, die über sein Weggehen von Leipzig trauerten. Die Scheidestunde kam. Am 3 Februar 1850, am Sonntage Septuagesima, hielt Harleß seine Abschiedspredigt von der Kanzel der Nikolaikirche. Sein Thema war nach Anleitung der Sonntagsepistel 2 Cor. 11, 21—31: „Apostolischer Ruhm und unapostolischer Selbstruhm". Im apostolischen Sinne, sagte er, gilt 1) Rühmen nur gegen die Thorheit falschen Rühmens; es gilt 2) Rühmen nur als Rühmen der eigenen Schwachheit; und es gilt 3) Rühmen nur als Ruhm eines guten Ge-

wissens vor Gott und Christo, daß man nicht lüge. Am Schluße der Predigt sprach er die tiefergreifenden Worte: „Es gibt eine Waffe, gering geachtet in der Menschen Augen, und sie ist's doch, welche Alles überwindet. Es ist ein unsichtbares, unscheinbares Band, nicht greifbar mit Händen und mit Augen nicht sichtbar; aber gewebt nicht aus irdischem Stoff, sondern aus göttlichen Elementen, gewebt durch die Hand des heiligen Geistes. Das ist die Waffe, das ist das Band des Gebetes. Sind wir darin eins, dann trennen sich auch die nicht, die äußerlich von einander geschieden werden. Darum betet für mich, wie ich für Euch bete! Betet, zuerst ein jeglicher für seine Seele, dann für alle Gemeinden des Landes, sodann für die ganze Kirche lauteren Bekenntnisses auf Erden, zuletzt aber auch für den geringsten einer ihrer Diener, für mich, der ich einst Euer Diener, Diener dieser geliebten Gemeinde war. Wir haben uns dann alle Zeit in inniger Herzensgemeinschaft; wir haben uns für Zeit und Ewigkeit. Und wahrlich, wenn Hirte und Heerde in solchem Gebete eins geworden sind: den Feind möchte ich sehen, der solche Gemeinden und ihren Hirten fällen wollte! Darum lasset uns Alles, was wir auf dem Herzen haben, zusammenfassen in jenem Gebete, das uns nicht Menschen, sondern Gottes ewiger, menschgewordener Sohn gelehrt hat, und lasset uns, ehe ich das Amen spreche, zuerst jenes Gebet sprechen, aus dem ich heute allein die Freudigkeit des Amen schöpfe, das Gebet des Herrn Jesu Christi, mit dessen Worten wir knieend flehen". Und nun folgte das Vater Unser, an welches der Redner noch den Segenswunsch anknüpfte: „Der Friede des Herrn Jesu Christi sei mit Dir, meine theure Gemeinde, jetzt und in alle Ewigkeit"! — Während der kurzen Zeit, daß Harleß nun noch in Leipzig verweilte, beeiferte man sich von vielen Seiten, sprechende Beweise der Liebe und Anhänglichkeit ihm zu geben. Auf dem Gewandhaussaale veranstaltete man ihm zu Ehren

eine schöne Feier und überreichte ihm dabei eine köstliche Bibel, welche früher im Besitze August Herrmann Franckes gewesen war, und die man um einen hohen Kaufpreis erworben hatte. Von der Geistlichkeit erhielt er zum Andenken einen schön gearbeiteten Pokal. Ein Candidatenverein, welcher unter seiner Leitung gestanden hatte, erfreute ihn mit einem Oelgemälde, das Innere der Nikolaikirche vorstellend, und noch andere Zeichen der Verehrung kamen von diesen und jenen ihm zu. So brach er nach Dresden auf. Seine Antrittspredigt in der evangelischen Hofkirche geschah am Sonntage Reminiscere, den 24 Februar 1850. Hier beantwortete er aus der für diesen Sonntag seit Einführung des neuen Perikopenbuches in Sachsen gewählten Epistel Hebr. 12, 1—6. die Frage: „Worin stehet der Muth eines wahren Christen"? dahin, daß er erklärte: Ein Christ 1) achtet nicht gering die Züchtigung; 2) folgt der Wolke von Zeugen nach, die ihm voranleuchten, 3) blickt auf zu Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens. — Und in diesem Aufblicke begann er das ihm übertragene schwierige Amt. Wie er dasselbe geführt hat, das ist bekannt. Was er aber in seiner Antrittspredigt sagte: „Wer Christi sein will, muß Schande und Widersprechen nicht achten, muß durch Schande und Ehre, durch gute und böse Gerüchte hindurchgehen und vor Allem wissen, daß er einen heilsamen bittern Kelch zu trinken hat, ehe er in die Herrlichkeit eingeht, welche der Vater im Sohne denen bereitet hat, die des Sohnes Erscheinung lieb haben" — das sollte er in Dresden nur gar zu bald an sich erfahren. Die Kämpfe blieben nicht aus, und heftige Gegner standen wider ihn auf, welche ihn schmäheten und herabzuziehen suchten. Man denke nur an die Schmähschrift: „Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche zu Dresden", welche ein Feind mit geschlossenem Visire, der an Harleß zum Ritter werden wollte in Beziehung auf die am 22 Juli 1850 über Sacharja 10, 1. 2.

gehaltene Landtagspredigt: „Was unserm Volk in dieser Zeit Noth thut“, wider ihn hatte ausgehen lassen, eine Schrift, die zwar in einer „Kritik“ darüber (erschienen bei Herrmann Fritzsche in Leipzig 1850.), ihre verdiente Widerlegung fand, aber doch auch von nicht Wenigen mit hämischer Schadenfreude begrüßt worden war. Indessen fand Harleß anderer Seits auch wieder viele Freunde und erwarb sich deren namentlich unter der Geistlichkeit des Landes nicht wenige, als er durch einen Theil von Sachsen eine Rundreise veranstaltete, um die kirchlichen Zustände näher kennen zu lernen. Da wurde so Mancher, welcher erst wider ihn gewesen war, durch sein liebenswürdiges Wesen an ihn herangezogen und ganz und gar für ihn eingenommen. Aber nur eine kurze Zeit sollte Harleß an der Spitze der sächsischen Geistlichkeit stehen. Vom Könige seines Heimathslandes, welcher ihn nun auch in Anerkennung seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben und zum Reichsrath ernannt hat, wurde er 1852 als Präsident des protestantischen Consistoriums nach München gerufen. Dort lebt er seinem wichtigen Berufe mit großer Treue. Möge er noch lange in ihm wirken als ein gesegnetes Werkzeug der göttlichen Gnade! — Die Abschiedspredigt von Dresden aber wurde von Harleß am 17 Trinitatissonntage gehalten. Er gründete sich in derselben auf den von ihm erwählten Text 1 Cor. 1, 21—25. und sprach: „Von dem Steine des Anstoßes, den die Heilsbotschaft aufrichtet“, als welche 1) nicht mit Zeichen kommt, noch wie Weisheit aussieht; 2) als thörichte Predigt erscheint, indem sie die Seligkeit vom Glauben an einen Gekreuzigten abhängig macht; 3) Christum den Gekreuzigten göttliche Kraft und göttliche Weisheit nennt; und doch 4) dies Alles zugleich als göttliche Thorheit und Schwachheit bezeichnet, die stärker sei, als menschliche Kraft und Weisheit. Im Abschiedsworte, mit welchem die Predigt schließt, heißt es: „Sind wir im Herrn Eins, so scheiden wir nicht, sondern

bleiben als Glieder der Gemeinde, die da heißt: Der Herr kennt die Seinen; als Glieder des Leibes, dessen Haupt der Herr aus der Höhe ist, als Glieder der Gemeinschaft Gottes des heiligen Geistes, — wenn auch dem irdischen Leibe nach geschieden, vereint für Zeit und Ewigkeit. Habe ich aber in der Zeit meines Verweilens unter Euch mich an Euch in Diesem oder Jenem verfehlt, so vergebet mir um Christi Willen. Was Dieser oder Jener an mir gefehlt hat, das habe ich, Geliebte, längst vergeben und vergessen. Mir stehet nichts im Herzen geschrieben, als der Dank für viele Liebe, die ich nicht verdient habe. Wendet diese Liebe Eurem Herrn und Heiland zu, so bleibt sie unverloren und ist für ewig gesegnet". — Harleß ist zum zweiten Male verheirathet, ein glücklicher Gatte und glücklicher Vater.

Anmerk. Die Amtsgenossen von Harleß an der evangelischen Hofkirche in Dresden waren D. Francke und D. Käuffer.

Schlußwort.

Nach Harleß' Weggange aus Sachsen, welcher von den Einen als ein unersetzlicher Verlust für die lutherische Kirche des Landes betrachtet, aber auch wieder von Anderen, welche mit der Glaubensrichtung des gewesenen Oberhofpredigers sich durchaus nicht befreunden konnten, keineswegs beklagt, sondern vielmehr sehr gern gesehen wurde, — was war da natürlicher, als daß die Frage: Wem wird der Oberhirtenstab nunmehr in die Hand gelegt werden? die Gemüther aller derer beschäftigte, denen das wahre Wohl unserer Kirche und ihr Bestehen am Herzen liegt? Man hoffte auf diesen, man hoffte auf jenen. Mit Kliefoth und Palmer waren dem Vernehmen nach Unterhandlungen gepflogen worden; aber, wie man bald hörte, so hatte sich weder der eine noch auch der andere dazu entschließen können, sein Vaterland zu verlassen. So vergingen mehrere Jahre, und das erledigte Oberhofpredigeramt blieb unbesetzt. — Wie, fand sich denn Keiner, welcher den hohen Anforderungen zu entsprechen im Stande war, die man mit vollem Rechte an den Mann zu machen hat, welcher die Bundeslade des Herrn im Allerheiligsten hüten und den Gnadenstuhl, besprengt mit dem Blute des Lammes, welches der Welt Sünde trägt, bewachen soll, damit derselbe nicht von unheiligen Händen angetastet werde? Gott sei gedankt! — er ist nun gefunden. Dank aber auch unseren obersten Behörden in Kirchensachen, daß sie bei der Neuwahl eines Oberhofpredigers mit so großer Vorsicht und Behutsamkeit, mit solcher Weisheit und Umsicht verfuhren, und ehe sie wählten, sich zuvor mit dem Herrn der Herren beriethen! Und Dank sei auch unserm Liebner, daß er, wenn es ihm gleich hart ankam, von einem ihm so theuern

Berufe zu scheiden, in welchem er viele Jahre lang mit großer Liebe und reichem Segen gewirkt hatte, dennoch sich endlich bewegen ließ, die schwere Last zu Nutz und Frommen der Kirche auf seine Schultern zu nehmen, und nicht widerstrebte, als er es erkannt hatte, daß es der Herr selbst war, welcher ihn sendete. Er ist der Mann, welchen der ewig treue Gott bei den confessionellen Zerwürfnissen und Streitigkeiten, die so ernst zu werden drohen, daß Jedem, der den Frieden der Kirche wünscht, darüber das Herz bluten möchte, in den Riß stellen will, damit die Gemeinde des Gekreuzigten nicht zerfalle, sondern eins bleibe in ihrem Herrn und Erlöser. O möchte es ihm gelingen, das Wunde zu verbinden und die kranken Schäden zu heilen! Der große Erzhirte seiner Gemeinde gebe ihm dazu Kraft aus der Höhe und erhöre die Gebete, welche für den Mann, den er rief, zu seinem Gnadenthrone aus den Herzen aller derer emporsteigen, welche den Gerufenen kennen und wissen, wie treulich er's meint! —

Leipzig, Druck von W. Vogel, Sohn.